This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

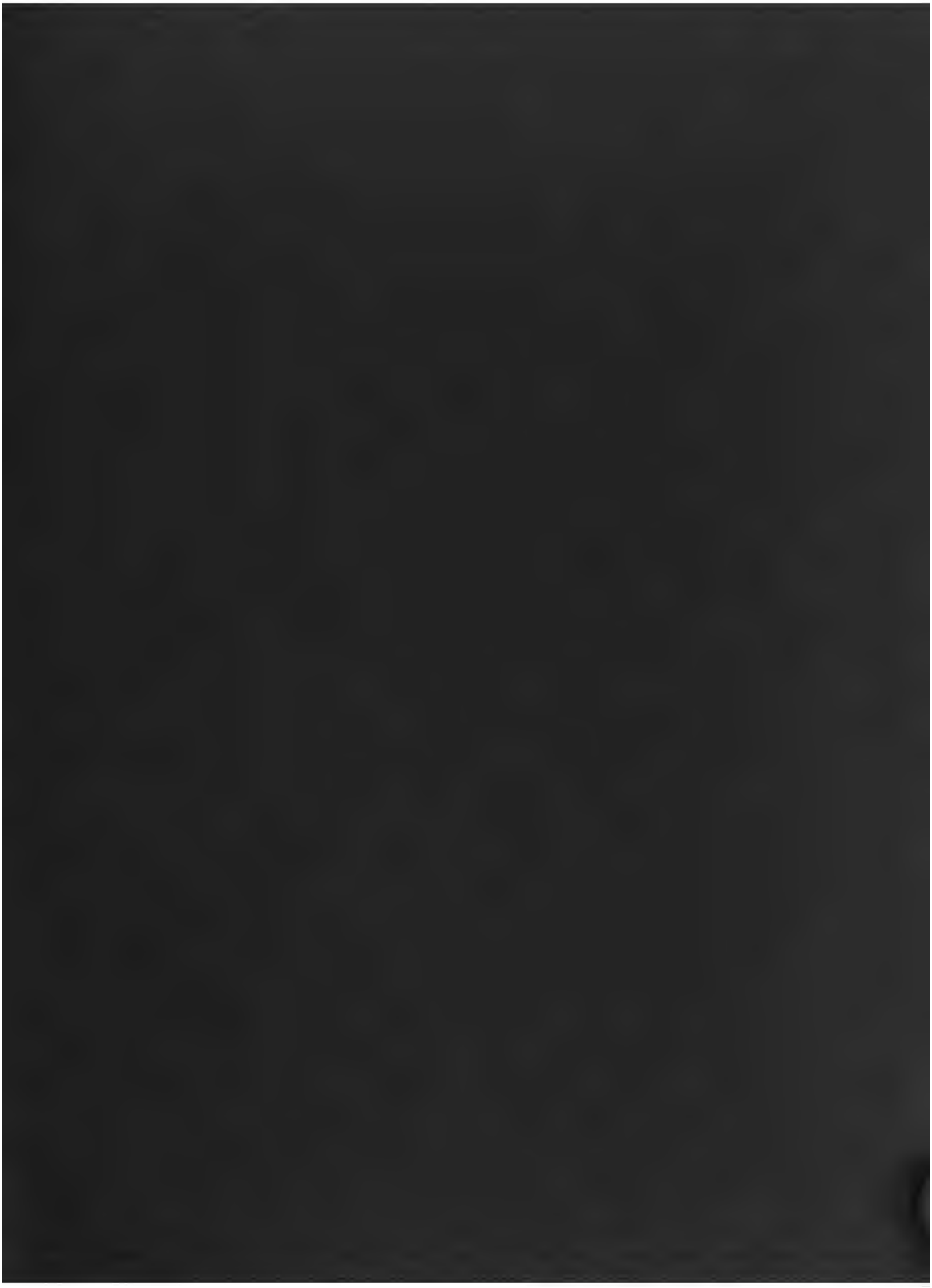
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas

von
Magdalene
von Prince

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Hauptmann v. Prince und Frau.

Eine deutsche Frau
im Innern
Deutsch-Ostafrikas

Elf Jahre
nach Tagebuchblättern erzählt
von

Magdalene v. Prince
geb. v. Massow

Dritte, vermehrte Auflage

Mit einem Titelbilde, 22 Abbildungen und 1 Skizze

Berlin 1908
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung :: Kochstraße 68—71

THÉ

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

DT439
P7
1908

Ihrer Majeſtät der Kaiſerin und Königin

Auguſte Viktoria

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

von der

Verfaſſerin

Vorwort zur zweiten Auflage.

Noch iſt kein Jahr verfloſſen, und eine zweite Auflage des Buches wird nötig. Als ich die ſchlichten Aufzeichnungen zuerſt in die Welt ſandte, um auch in unſerer deutſchen Frauenwelt den kolonialen Gedanken zu beleben, hoffte ich kaum, ſolche Nachſicht zu finden. Allen denen Dank, die den guten Willen für die Tat nehmen.

Jetzt ſind es nun ſchon faſt vier Jahre, daß wir als Pflanzer hier leben, und wenngleich auch heftige Stürme und viele Fehlſchläge, die ja bei keiner Gründung fehlen, nicht ausblieben, ſo möchte ich Euch, deutſche Frauen, auch jetzt locken in das Land, wo der Himmel blauer ſtrahlt, wo der Wind linder weht, wo Mond und Sterne noch ganz anders leuchten und funkeln als daheim. Glaubt es mir, es liegt ein beſonderer Reiz darin, aus Wildnis ein Stück Kultur zu ſchaffen, aber das gelingt freilich nur und trägt Früchte bei größter, nie verſagender Geduld, eiſerner Willenskraft und angeſtrengteſter Arbeit.

Auf Grund meines Buches haben ſich viele wegen Anſiedlung an mich gewandt; ich mußte ſie leider immer auf ſpätere Zeit vertröſten, weil der zunächſt noch herrſchende Mangel an Verkehrsmöglichkeiten den Abſatz unmöglich macht. Jetzt hat ſich das Mutterland unſrer erbarmt, es wird uns Eiſenbahnen ſchenken;

hoffentlich auch nach Uhehe, wo anbaufähiger, fruchtbarer Boden in gesundem Bergklima reichlich genug vorhanden, um einer beträchtlichen Anzahl deutscher Familien eine neue Heimat bieten zu können. Haben wir erst Eisenbahnen, dann ist es jedem selbst in die Hand gegeben, sein Leben sich je nach Fleiß und Fähigkeiten zu gestalten.

So rufe ich auch jetzt Euch deutschen Frauen zu: lernt unsere deutschen Kolonien lieben, interessiert Euch für ihre Erschließung durch Verkehrswege, durch Feldbahnen und Eisenbahnen; sie sind es wert, deutsch zu sein. Laßt Eure Kinder auf neuem deutschen Boden aufblühen, Euch zum Stolz und zur Freude und zur Kräftigung des Deutschtums.

Sakkarani, West-Usambara, Herbst 1904.

Magdalene Prince.

Vorwort zur dritten Auflage.

Wieder kann ich Euch deutſchen Frauen und Mädchen einen von Afrikas Sonne durchglühten Gruß ſenden, möchte er in Eure Herzen fallen und dieſe für unſere Kolonie noch mehr entflammen.

Allen, die Ihr mir ſo gütige Worte und Überraſchungen ſandtet, möchte ich auch an dieſer Stelle danken. Dazu gehört auch der „Züchtergruß aus Weſtfalen“, der mir vor wenigen Tagen die ſchönſten Raſſenhühner zum Geſchenk brachte.

Seitdem die zweite Auflage dieſes Buches in die Welt ging, hat unſere Kolonie ſowie das Schweſterland Süd-Weſt-Afrika ſchwere Zeiten durchgemacht, allerorten loderte der Kampf der Raſſenverſchiedenheit auf, meiſtens durch zu viel falſche Humanität geſchürt, und hat uns manches Opfer an Blut und Geld gekoſtet. Gerade dies aber ſchien nötig zu ſein; wie es Mütter gibt, die erſt dann den Wert und die Vorzüge ihrer Kinder ſchätzen lernen, wenn dieſe durch Krankheit ihnen Sorge und Arbeit machen, ſo erging es auch uns. Erſt als wir an vielen Stellen bluteten, gewann das Mutterland Intereſſe an uns. Der Sieg des Volkes bei den Reichstagswahlen hat jene Wandlung am beſten bezeugt.

Dieſe haben wir nicht zum wenigſten Euch deutſchen Frauen zu danken, die Ihr ſo regen Anteil an dem Kampf genommen habt. Mit dieſem Danke verbinde ich die Bitte, Eure Hilfe uns auch in Zukunft zu ſchenken; fügt noch mehr Wärme und Liebe dazu: Wir brauchen noch viel mehr Verkehrswege und Eiſenbahnen, ehe die Kolonie ihrem Werte nach erblühen kann. Je mehr Frauen an ihrem Aufbau mitwirken, um ſo ſchneller und mächtiger wird ſie erſtehen. „Der Mann gründet das Haus, die Frau hält es!“

Sakkarani, Sommer 1907.

Magdalene v. Prince.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

Erstes Kapitel. Auf dem Marsche von Dar-es-Salaam nach der Station Perondo 6

Das erste Lager S. 7. — Abschied von Dar-es-Salaam S. 7. — Unser Koch, die Boys, die schwarzen Soldaten S. 9. — Zoologische Erwerbungen S. 11. — Die Boys und deren Frauen S. 11. — Heuschreckenplage S. 13. — Unsere Träger S. 13. — Übergang über den Kingani S. 15. — Schlechter Weg S. 15. — Der Jumbe von Perondo, die Notbrücke S. 17. — Fruchtbare Landschaft S. 17. — Jagdbeute S. 19. — Die Bedeutung der Jumben S. 21. — Die erste Station im Innern (Kisaki) S. 21. — Das Leben im Lager S. 23. — Anstrengender Marsch S. 23. — Das erste Fieber S. 23. — Übergang über den Ruaha S. 25. — Die „Teufelsstelle" S. 25. — — Der Urwald S. 27. — Krankheiten S. 27. — Offizieller Empfang S. 29. — Unser Küchenzettel, Markttag S. 29. — Gefährlicher Flußübergang S. 31. — Beschwerlicher Marsch S. 31. — Verödete Dörfer S. 33. — Wasserfälle S. 33. — Veränderte Marschordnung, vor dem Endziel S. 33.

Zweites Kapitel. In Perondo. Gründung der neuen Station Iringa 35

Feierlicher Empfang in Perondo, die Station und ihre Umgebung S. 36. — Eine afrikanische Küche, großes Diner S. 37 — Leben und Treiben auf der Station S. 37. — Teuerung der Lebensmittel S. 39. — Revolverattentat, die Wahehe S. 40. — Hauswirtschaft und Geflügelhof S. 41. — Häuptling Kiwanga S. 43. — Der Wahehe-Sultan Quawa und seine Anhänger S. 43. — Toms Expedition gegen denselben S. 44. — „Bibi Sakkarani", Kiwangas Gastgeschenk S. 45. — Ratten, Marsch zur neuen Station S. 47. — Alarm S. 49. — Erster Geburtstag als junge Frau, Wiedersehen mit Tom S. 50. — Die neue Station Iringa, militärischer Empfang, unser Heim S. 53. — Expedition gegen Quawas Brüder und Unterwerfung derselben S. 55. — Quawas Schwestern S. 55. — Regenzeit, Gründung von Dörfern S. 59. — Eine Hinrichtung,

unſer Gemüſegarten und Viehſtand S. 60. — Die Mitglieder der Wahehe-Sultansfamilie S. 61. — Briefe aus der Heimat und vom Gouvernement S. 62. Seite

Drittes Kapitel. Mpangires Sultanat 63

Feierliche Einſetzung Mpangires als Sultan der Wahehe und die Feſtlichkeiten bei derſelben S. 65. — Unterm Chriſtbaum, Silveſter S. 67. — Kaiſergeburtstagsfeier, Alarmnachrichten S. 67. — Feuer im Dorfe S. 68. — Neue Unglücksbotſchaften S. 69. — Quawas Bruder Gunkihaka S. 71. — Streifzüge gegen die Wahehe, Mpangires Unzuverläſſigkeit S. 73. — Kriegsgericht über Mpangire und ſeine Brüder S. 75. — Hinrichtung der Quawabrüder und Landesverweiſung ihrer Familien S. 75.

Viertes Kapitel. Der Wahehe-Aufſtand 78

Raubzüge Quawas, Gegenmaßregeln S. 79. — Bautätigkeit auf der Station S. 79. — Ramaſſanfeſt der Mohammedaner S. 81. — Die „Frauenfrage“ in Uhehe S. 82. — Verſammlung aller von Tom eingeſetzten Jumben S. 83. — Sultan Merere S. 85. — Gute und ſchlechte Botſchaften S. 87. — Großfeuer S. 87. — Die katholiſche Miſſion, Karawanenverkehr S. 89. — Neue Überfälle durch die Wahehes S. 91. — Der Stationsgarten S. 92. — Eine erfolgloſe Expedition S. 93. — Mordanfall bei der Station S. 95. — Toms Abmarſch, das Leben in der „Stadt“ S. 97. — Ankunft des Leutnants Braun, Mereres Beſuch S. 98. — Afrikaniſche Dienſtbotenleiden S. 99. — Geſundheitsſtand der Station, die Totos S. 100. — Blinder Lärm, Ankunft von Miſſionaren S. 101. — Der Gartenbau S. 102. — Rückkehr Toms, Jagderlebniſſe, Schlachtfeſt, S. 103. — Kriegsſpiele, Oſterfeſt S. 105. — Die Wahehe-Hilfstruppen S. 106. — Schauri mit Merere S. 107.

Fünftes Kapitel. Expeditionen gegen Quawa. Gouverneur Oberſt Liebert 108

Toms Abmarſch, Ahnenkultus der Schwarzen und deren Begräbnisſitten S. 108. — Toms Rückkehr, Quawa auf der Flucht, Ankunft des Leutnants Kuhlmann mit Askaris S. 111. — Trägerlöhne S. 112. — Große Expedition gegen Quawa S. 113. — Unſer neues Haus und deſſen Einrichtung S. 115. — Zahlmeiſter Winklers Tod und Begräbnis S. 117. — Ein Schreiben Toms über ſeine Expedition und den Kampf in den Felſenhöhlen S. 119. — Toms Rückkehr S. 121. — Fruchtbarkeit des Landes, Verkehrsverhältniſſe und Koloniſation S. 122. Ankunft des Gouverneurs S. 124. — Neue Expedition gegen

Quawa unter Teilnahme des Gouverneurs S. 125. — Kiwanga Seite
und sein Kontingent S. 127. — Rückkehr und Erlebnisse der Expedition S. 129. — Verstärkung der Station in Uhehe, der Gouverneur spricht seine Anerkennung aus und verabschiedet sich S. 130.

Sechstes Kapitel. Auf Safari. Beendigung des Wahehe-Aufstandes und Quawas Tod 131

Schwere Erkrankung, auf Sommerfrische S. 131. — Die Vegetation des Landes S. 133. — Steppenbrand S. 134. — Rückkehr, neue Expedition S. 135. — Jagdabenteuer des Leutnants Braun, Erfolge der Expedition S. 136. — Unsere Dienstboten, eine „mpepo" S. 137. — Heimkehr der siegreichen Expedition S. 138. — Mereres Besuch, auf Safari S. 139. — Im Urwalde, Baumriesen S. 141. — Tal des Muúngu, Aberglauben der Schwarzen S. 142. — Förster Ockel, v. Prittwitz S. 143. — Kanugare, die Landschaft Hangana Mwakikongo S. 146. — Scharmützel mit den feindlichen Wahehes, Nahrungsmangel S 147. — Sergeant Richter S. 148. — Rückkehr nach Iringa S. 149. — Die Händler, europäische Post, Überläufer S. 150. — Christabend und Neujahr S. 151. — Hauptmann Ramsay, Pater Ambrosius und dessen Nachrichten S. 152. — Verlauf einer Expedition gegen Quawa S. 153. — Bau einer Moschee, eines Hospitals und einer Schaurihütte S. 154. — Tod des Unteroffiziers Karsjens S. 155. — Militärisches Leben auf der Station S. 156. — Vasallentreue der Wahehe S. 157. — Feldwebel Merkl S. 159. — Ramassan, Tom schwer erkrankt S. 160. — Neue Niederlage Quawas und dessen vollständige Isolierung S. 164. — Auf Erholung, Lagerleben S. 168. — Die Landwirtschaftliche Versuchsstation Dabagga, Anwerbung der Arbeiter S. 171. Iringa wird Poststation, Hauswirtschaft S. 173. — Tod des Tischlers Wunsch S. 176. — Ein Löwenabenteuer S. 177. — Quawas Tod S. 179. — Siegesjubel S. 182. — Quawas Kopf S. 183.

Siebentes Kapitel. Im Frieden. Besichtigungsreisen . . . 184

Personalien, Erinnerungen S. 185. — Pockenepidemie, Geburtstag S. 187. — Missionsschwestern S. 187. — Kiwanga, v. der Marwitz S. 189. — Auf Safari: Zelewski-Denkmal S. 189. — Der Jumbe Lupambili und die jüngsten Pflegekinder S. 191. — Die Ruaha-Quelle S. 191. — Beim Sultan Merere S. 193. — Die Malerei der Schwarzen S. 193. — Wildherden S. 194. — Kibokojagd S. 195. — Verteilung der Jagdbeute S. 197. — Der Wüstenkönig S. 197. — Mein erstes Kiboko S. 199. — Mond-

Seite
ſcheinzauber S. 199. — Dr. Fülleborn S. 201. — Die ſchwarzen Pocken, wieder in Iringa S. 201.

Achtes Kapitel. **Abſchied von Iringa. Auf der Heimreiſe** . . 202
Erdbeben S. 202. — Weihnachten, Miſſionsgeſellſchaften S. 203. — Abſchiedsfeier S. 204. — Auf der Heimreiſe, Todesfall S. 205. — Heißes Klima, Fieber, Erinnerungsſtätten S. 207. — In Kiloſſa, bei Pater Oberle S. 209. Die Jumben S. 209. — Die erſte Europäerin, an der Grenze der Ziviliſation S. 211. — Eine deutſche Anſiedelung, die evangeliſche Miſſion S. 211. — In Dar-es-Salaam, an Bord des „Herzog" S. 212.

Neuntes Kapitel. **Wie unſere Plantage entſtand** 213
Naturſchönheit, Arbeiterfrage S. 215. — Urbarmachen des Waldes S. 217. — Hüttenbau, Arbeitsordnung S. 219. — Schlagen und Brennen des Waldes, Beetanlage S. 221. — Störche und Heuſchrecken, Hausbau S. 223. — Arbeiterwohnungen, der Garten S. 225. — Gaſtfreundſchaft, die Uſambarabahn S. 227. — Heimweh nach Afrika, Jagdausflüge S. 229. — Aufſtand, Beſuch des Vaters S. 231. — Ausſichten für Anſiedler S. 233. — Zukunftshoffnungen S. 235.

Anhang 237

Verzeichnis der Beilagen.

Seite
Hauptmann v. Prince und Frau . . . . . Titelbild
Empfang in Perondo. Reiteſel der Frau v. Prince 40
Feierliche Einſetzung des neuen Sultans Mpangire. — Lager des Sultans Kiwanga mit ſeinem Kontingente in Iringa 65
Eine Gerichtsſitzung in Iringa. — Sultan Merere auf ſeinem Reitſtier 89
Das Stationshaus in Iringa. — Das Arbeitszimmer 113
Lagerleben: Askarizelte. — Lagerleben: Die Safari- (Reiſe-) Küche . 129
Lagerleben: Waſſerträger. — Lagerleben im Urwald: Ruhepauſe . . 137
Station Mangali. — Der erſte Pflug im Lande Uhehe 177
Frau v. Prince mit ihren Kindern 213
Ziegeltrocknen in der Sonne. — Landſchaft in Weſt-Uſambara . . 217
Blick auf unſere Kaffeeplantage. — Unſer fertiges Wohnhaus . . . 225
Eine Ecke der Diele im Hauſe Prince mit Durchblick in das Speiſezimmer. — Idyll auf dem Hofe der Kaffeepflanzung zu Sakkarani 225
Die Reichstagsabgeordneten auf ihrer Studienreiſe nach Deutſch-Oſtafrika Juli—Auguſt 1896 233

Skizze der Reiſeroute der Frau v. Prince in Deutſch-Oſtafrika. Am Schluß

Einleitung.

Wenn ich an alle die inhaltschweren Vorreden denke, die Verfasser oder Verleger ihren literarischen Erzeugnissen als Empfehlung mit auf den Weg zu geben pflegen, dann kommen mir doch gelinde Zweifel. Eines schickt sich nicht für alle, und was den mehr oder weniger anmutigen Kindern der Muse recht ist, braucht den anspruchslosen wirklichkeitsnüchternen Kindern der Muße einer afrikanischen Hausfrau noch lange nicht billig zu sein. Denn die nachstehenden Tagebuchblätter geben in der Tat nur die Aufzeichnungen wieder, zu denen ich in den ersten Jahren meines ostafrikanischen Hausfrauenlebens gelegentlich Zeit fand.

Für den Entschluß, diesen Blättern einige Worte zur Einführung voranzusetzen, war zunächst der Wunsch entscheidend, diesen bescheidenen literarischen Versuch dem Wohlwollen meiner Leserinnen zu empfehlen. Daß ich die zuweilen unter recht erschwerenden Umständen zu Papier gebrachten Notizen dereinst der Öffentlichkeit übergeben würde, ahnte ich freilich noch nicht, als ich Herrn v. Wissmann das Versprechen gab, ein möglichst getreues Tagebuch zu führen; die Ausführung stellte zuweilen recht hohe Anforderungen an Willens- und an Körperkraft, besonders wenn es galt, nach beschwerdereichem Marsche die Ereignisse des Tages noch schriftlich festzulegen, anstatt der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Die Energie zur Durchführung dieser selbstauferlegten Pflicht auch unter schwierigen Verhältnissen verdanke ich dem Beispiel meines Gatten.

Dann aber möchte ich mit diesem Vorworte der gesellschaftlichen Pflicht persönlicher Vorstellung nachkommen, indem ich die

Vorgeſchichte der Entſtehung dieſer Tagebuchblätter kurz kennzeichne. Da muß ich denn bis auf unſere Schulzeit in Liegnitz zurückgehen. Daß der damalige Schüler der Ritterakademie, Tom Prince, und ich füreinander beſtimmt ſeien, das unterlag für uns beide ſchon damals keinem Zweifel, und dieſe Schülerliebe hat ſich bewährt; aus den Kindern wurden Leute, das Schickſal führte uns weit auseinander: Tom wurde Offizier beim Infanterie-Regiment Nr. 99 in Straßburg im Elſaß und ich kam nach Königsberg i. Pr., wo mein Vater als Rittmeiſter bei den Wrangel-Küraſſieren ſtand. Das war ungefähr das Höchſte, was wir uns im Deutſchen Reiche an Entfernung leiſten konnten, es ſollte aber noch ganz anders kommen. Zu jener Zeit zogen die kühnen und erfolgreichen Kämpfe Hermann Wiſſmanns und ſeiner tapferen Schar die Augen der Welt auf unſere junge Kolonie. Zu dem Tatendrang des jungen Leutnants kam die Sehnſucht nach den Tropen, wo einſt ſeine Wiege geſtanden. Tom iſt auf der Inſel Mauritius (Ile de France) geboren, wo ſein Vater engliſcher Polizeigouverneur war, er entſtammt einer engliſchen Familie; ſeine Mutter war deutſcher Abkunft, eine Tochter des Miſſionars Anſorge, der viele Jahre hindurch in Indien gewirkt hat. So hielt es den jungen Offizier nicht länger in dem Einerlei des Garniſondienſtes.

Der Name Wiſſmann war ein mächtiger Magnet für die kriegeriſche Jugend Deutſchlands; zur Zeit, als Tom auf eigenes Riſiko ſich auf den Weg machte, um in der Wiſſmannſchen Schutztruppe Dienſt zu nehmen, ſtanden ungefähr 1500 Anwärter vor ihm auf der Liſte. In Sanſibar heuerte er gleich nach ſeiner Ankunft eine Dhau, um ſo raſch als möglich ſein Ziel zu erreichen. Dieſe Ungeduld ſollte verhängnisvoll werden: das kleine Fahrzeug erlitt Schiffbruch, die arabiſche Bootsmannſchaft ertrank, und nur Tom wurde gerettet, nachdem er 13 Stunden lang mit Hilfe einer Holzkiſte ſich über Waſſer gehalten! All ſein Gepäck, ſein Geld, ſeine Papiere waren verloren. So gelangte er zu Wiſſmann, der ihn vorläufig ſeiner Truppe beigab, dann aber als Offizier einſtellte, nachdem die erforderlichen Papiere

aus Deutschland besorgt waren. Die Taten Wissmanns, dieses im Kampfe heldenmütigen, im Aushalten von Anstrengungen und Entbehrungen des Tropenkrieges unermüdlichen und vorbildlichen Führers der ersten deutschen Kolonialtruppe, gehören der Geschichte an und damit auch die meines Mannes. Was ich in jenen sieben Jahren durchlebte, in Furcht und Hoffnung um das Leben des Jugendgeliebten bangend, mit welcher Sorge die spärlichen Zeitungsnachrichten über neue Kämpfe und Expeditionen der Wissmannleute das Mädchenherz erfüllten, bis endlich einmal wieder ein Brief von Toms eigener Hand mir für kurze Zeit Beruhigung gab — das weiß nur ich und der allgütige Gott, der den Geliebten mir erhielt und mir die Kraft verlieh, das schier Übermenschliche zu tragen! So wurde mir der Brautstand zur strengen Lebensschule, zur Vorbereitung auf meinen Beruf als deutsche Offiziersfrau in den neugewonnenen Kolonien.

Endlich nach sieben langen bangen Jahren hatten die Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika sich soweit geklärt, daß Tom mich nach seiner neuen, schwererkämpften Heimat hinüberholen konnte, an der auch ich mir in meinem sorgenvollen Brautstand ein Heimatsrecht erworben zu haben glaube.

Am 4. Januar 1896 war unsere Hochzeit in Militsch, und nach etwa einem halben Jahr, das wir noch in Deutschland verbracht, trafen wir in Dar-es-Salaam ein und warteten dort auf weitere Bestimmung für meinen Mann. Der letzte, gefährlichste Gegner der deutschen Herrschaft, der Sultan Quawa von Uhehe mit seinen tapferen Scharen, galt nach der Erstürmung seiner Hauptstadt für überwunden, ein Erfolg, an dem mein Mann in anerkannter Weise beteiligt war. Aber die Zeit sollte lehren, daß ein solcher Schlag nicht genügt, ein afrikanisches Kriegervolk niederzuhalten, dessen Hauptkriegskunst darin besteht, den Stößen des Angreifers geschickt auszuweichen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Dar-es-Salaam, wo mir von allen Seiten mit der größten und freundlichsten Fürsorge begegnet wurde, erhielt mein Mann den Befehl, die Station Perondo zu übernehmen, die an der Grenze von Uhehe neu gegründet war.

Von dort aus sollte er die friedliche Unterwerfung des Volks der Wahehe weiter fördern. Nähere Kunde über die Station wie über die augenblickliche Stimmung Quawas und seiner Wahehe war aber zunächst nicht zu erhalten, denn die letzten Berichte waren infolge der Überschwemmungen im Inneren des Landes noch nicht zur Küste gelangt. Daß der verheißungsvolle Name Dar-es-Salaam, Hafen des Friedens, den wir bei unserer Einfahrt in die prachtvolle Bucht als günstiges Vorzeichen begrüßten, in Wahrheit nur geographische Bedeutung für uns haben sollte, ahnten wir freilich nicht, als wir hoffnungsvoll den Marsch nach der Stätte unseres Wirkens antraten.

Zum Schluß möchte ich noch einem Bedenken begegnen, das vielleicht gegen den Gebrauch so mancher fremdklingender Ausdrücke in den nachfolgenden Blättern erhoben werden könnte. Es ließe sich gewiß manches durch entsprechende deutsche Bezeichnung ausdrücken oder umschreiben, und in einem Buche mit lehrhafter Tendenz nach irgendwelcher Richtung sollte der Verfasser stets bemüht bleiben, die so oft gerügten Anleihen an die arabischen und Suaheli-Mundarten sowie an die uns aus den englischen Kolonien überkommenen Bezeichnungen zu vermeiden. Hier sind jedoch nur die frischen persönlichen Eindrücke wiedergegeben, die eine gänzlich „unliterarische" junge Frau in ihrem Tagebuche zunächst für sich und ihre nächsten Angehörigen skizzierte; würde da nicht ein gut Teil von unmittelbarer Anschauung, „afrikanischer Lokalfärbung" dieser anspruchslosen Skizzen verloren gehen? In diesem Sinne bitte ich für diese kleine Unart meines schriftstellerischen Erstlings um freundliche Nachsicht.

Seit zwei Jahren leben wir nun als friedliche, betriebsame Pflanzer in der neuen Heimat, nachdem mein Gatte den Degen mit dem Pfluge vertauscht. Gott schenke dem schönen Lande, das mit so vielem edlen Blut auf dem Schlachtfelde erkämpft, das so schwere Opfer an Leben und Gesundheit unserer wackeren Pioniere der Kultur gekostet, eine segensreiche Entwicklung. Noch stehen wir am Anfange dieser Kultur, möchte deutscher Unternehmungs-

geiſt ſich mehr und mehr auf dieſem neuen Gebiete betätigen, der Lohn wird nicht ausbleiben.

Möchten vor allem auch die deutſchen Frauen regen Anteil nehmen an der friedlichen Eroberung des herrlichen, zukunftsreichen Landes. Der Mann gründet das Haus, die Frau hält es! Der Satz gilt heute mehr wie je auch für unſere Kolonien. Könnte ich doch Euch, Ihr deutſchen Frauen und Mädchen, für unſer junges Deutſchland über See gewinnen. Was Ihr an gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens, an Geſelligkeit, Vergnügungen und Anregungen aller Art hier im Vergleich mit der alten Heimat entbehren würdet, es wird mehr als aufgewogen durch die Betätigung und Pflichterfüllung, in der Ihr Euch an der Seite eines geliebten Gatten ausleben könnt. Wahrlich, es iſt ein ſchönes Los, in dieſem Siegeszuge deutſcher Kultur eine Stelle einnehmen zu dürfen! Deutſches Familienleben, deutſche Jugend in Oſtafrika — wenn dieſes hohe Ziel erreicht iſt, dann erſt ſtrahlt unſere neue Heimat als herrlicher Edelſtein in der deutſchen Kaiſerkrone!

Sakkarani (Weſt-Uſambara), Winter 1902.

Magdalene Prince geb. v. Maſſow.

Erſtes Kapitel.

Auf dem Marſche von Dar-es-Salaam nach der Station Perondo.

Aulepſchamba, 28. Mai 1896.

Unſer erſter Marſchtag liegt hinter uns. Eigentlich kann man dieſe Bezeichnung nicht gut anwenden, denn wir kamen nur eine halbe Stunde weit von Dar-es-Salaam weg. Der kurze Marſch hatte nur den Zweck, die Kompagnie und die Träger aus der Stadt hinaus zu bekommen; es iſt das eine hergebrachte Sitte. Wenn die Leute im Lager angelangt ſind, merken ſie nämlich erſt, was ihnen noch alles für den bevorſtehenden Marſch fehlt, und ſchnell wird das dann aus der noch leicht erreichbaren Stadt nachgeholt.

Die Tage vorher ſchon war ich in fieberhafter Aufregung, konnte aber leider nicht viel tun und beſtimmen, da mir die Verhältniſſe noch zu fremd waren. Der Tagesanbruch fand uns bereits in den Kleidern, und die letzten Sachen wurden zuſammengepackt. Tom (mein Mann) war faſt die ganze Zeit fort, um die Laſten an die Träger zu verteilen und nach ſeiner Kompagnie zu ſehen; als das alles beſorgt war, ſchrieb ich noch an Eltern und Geſchwiſter. Dann kam Herr v. Natzmer[1]) und holte mich ab.

Eine ſo große Karawane hatte ich natürlich noch nie geſehen; auch anderen, die ſchon lange draußen waren, war ſie etwas Neues.

---

[1]) Vom 18. September 1895 bis zum 3. Juni 1900 (ſeinem Todestage) Oberführer und charakteriſierter Major der Kaiſerlichen Schutztruppe in Oſtafrika.

Wie ein unentwirrbarer Knäuel wälzte sich die Masse dahin. 130 Askaris (Soldaten), weit über 500 Träger, beladen mit Kisten der verschiedensten Arten, Paketen in Leinwand und in schwarzem Ledertuch, 1 Maxim- und 1 Berggeschütz, Zelte, Gewehre, Käften mit Schweinen, Puten, Hühnern, Tauben, Enten, Schafen, Ananas, Mangos, Kokosnüssen, Weiber und Kinder in hellen oder vielmehr dunklen Haufen. Da beinahe jeder Askari zwei Boys (ich muß schon die bequeme englische Bezeichnung beibehalten, die sich in unserer Kolonie so fest eingebürgert hat, daß sie kaum noch zu verdrängen ist, umsoweniger, als es ein deutsches Wort, das diesen vielseitigen Begriff, der die ganze Stufenleiter vom „Silbendiener" bis zum „Wichsier" und „Putzkameraden" umfaßt, nicht gibt) und zwei Weiber hat, der Träger aber auch von jeder Sorte eins, ist die Karawane gegen 1100 Mann stark. Die Askaris zogen voraus mit Pfeifen- und Trompetenschall, dann kamen sämtliche Offiziere der Schutztruppe, die uns bis zum ersten Lager begleiteten, zum Schluß die Träger mit ihrem Anhang, die mit dem üblichen Geschrei von den Zurückbleibenden Abschied nahmen. Es war ein sinnbetäubender Lärm.

Im Lager wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen, alles rührte sich in einer seltenen Geschäftigkeit. Die Zelte wurden aufgeschlagen, und rasch waren wir mit unseren liebenswürdigen Begleitern um den Frühstückstisch versammelt. Unsere niedlichen Frühstückskörbe, unsere Zelte, die Tische, Stühle und anderes Hausgerät, welches mein Mann für mich angeschafft hatte, wurde gebührend bewundert, dann aber auch fleißig getrunken und gegessen. Da es bald dunkel wurde, kehrten die Herren der Schutztruppe zurück, nachdem mein Mann ihnen für ihre Freundlichkeit gedankt hatte. Mit besonderem Danke sei hier noch einmal des Herrn v. Natzmer gedacht.

Es bedeutete diese Trennung für uns nicht nur einen Abschied von unseren Begleitern, sondern auch von der Kultur, denn von nun an sind wir nur noch auf uns allein angewiesen. In den nächsten Jahren werden wir kaum mit anderen Europäern zusammentreffen, und von Kultur nur das haben, was wir uns

ſelbſt ſchaffen. Ein ganz leichter Abſchied war es alſo nicht. Bei der Trennung ließ mein Mann von den Askaris Herrn v. Natzmer noch ein dreifaches Hoch ausbringen, der dieſen Abſchiedsgruß in gleicher Weiſe erwiderte. Die Hochs klangen, wie es zu Hauſe kaum hätte beſſer ſein können. Als die Herren uns verlaſſen, ſetzten wir uns mit unſeren Reiſebegleitern zu unſerem erſten Mittagseſſen auf dem Marſche. Lange nach dem Zapfenſtreich trennten wir uns erſt. Wir waren uns einig, daß wir trotz aller uns entgegengebrachten Liebenswürdigkeit und vieler ſchöner, gemeinſam verlebter Abende gern von Dar-es-Salaam fortgingen. An der Küſte ſpürt man zu viel von den Nachteilen Europas, ohne deſſen Vorteile zu haben.

Als gute Vorbedeutung für das Leben in der Wildnis nahm ich die Heimatswünſche, die am Morgen kurz vor dem Abmarſche uns die Poſt aus Deutſchland gebracht hatte, an ſich ſchon ein Ereignis, deſſen Bedeutung jeder „Afrikaner“ zu würdigen weiß; für mich war es aber noch von beſonderer Wichtigkeit; mein in Hamburg liegengebliebener Koffer mit all meinen Kleidern und aller Wäſche, Schuhen uſw. war gleichzeitig angekommen, ſo daß ich meine gewohnte deutſche Garderobe noch mitnehmen konnte. Die ſechzehn neuen, in indiſchen Läden von Männern fabrizierten Kleider ſind mir doch nicht ſo bequem wie die in der Heimat gewohnten.

Ein dreibeiniger Hund kommt mitgelaufen, zukünftiger Kamerad von Schnapſel, meinem treuen, vierbeinigen Heimatsgenoſſen, den mir mein Vater ſchweren Herzens mitgegeben hatte.

Kongoramboto, 29. Mai 1896.

Um 5½ Uhr Reveille, um 6 Uhr abmarſchiert. Da ich nicht ganz wohl war, mußte ich mich tragen laſſen, ganz wie eine orientaliſche Fürſtin: Großartige Sänfte mit Sonnendach und vier Träger, die zwei und zwei abwechſelnd trugen, den Dolmetſcher und einen Boy zur Seite, drei Stunden marſchiert. Am Lagerplatz angelangt, ſah ich von meinem Lehnſtuhl aus dem Aufſchlagen der Zelte zu: ein Schlafzelt und ein anderes zum Aufenthalt

während des Tages. Unſer Koch fängt an, mir zu imponieren. Es gab Huhn in afrikaniſcher Zubereitung. Unſere Leibgarde macht mir Spaß. Fünf Bengels in Khakianzug, kurzen Hoſen, mit roten Aufſchlägen und Achſelſtücken, unſeren Reſerve-Tropenhelmen und Toms Mützen. Die beiden kleinſten ſehen aus wie ſchwarze Amoretten, und wenn ſie auf dem Marſche hin- und herlaufen, iſt es eine Freude, zuzuſehen.

Kiſſerawe, 30. Mai 1896.

Lager nahe der auf einem hohen Hügel gelegenen Miſſionsſtation. Der Marſch ging durch hügeliges, dicht bewaldetes Gelände. Ich wurde wieder getragen, war ſehr müde und wollte ſchlafen; doch war die Gegend ſo ſchön, daß es mir keine Ruhe ließ, und ich ſoviel als möglich von meinem Lager aus ſehen wollte. Tom fing ſehr viel Schmetterlinge, die wir des Abends verpackten. Auf dem Marſche kurze Frühſtücksraſt an einer beſonders maleriſchen Stelle. Tom hat alles ſehr nett eingerichtet, es iſt wie im Märchen: „Tiſchlein deck dich“ — im Nu ſtehen die verſchiedenſten Getränke und Chakula (Eſſen) vor mir, um ſogleich wieder zu verſchwinden, wenn zum Aufbruch geblaſen wird. Eſſen — wieder Hühner, aber wieder anders zubereitet, und zwar ſehr ſchön gebraten mit unglaublich wenig Butter; ich will dem Koch unſere Kochkunſt lieber nicht beibringen.

Schnapſel trabt fleißig mit, da er aber zu eifrig auf die Jagd in die Büſche geht, müſſen wir ihn anbinden, weil er uns doch ſonſt leicht abhanden kommen könnte. Kaſſuku[1]) (unſer Papagei) wird auf dem Kopf eines Trägers getragen und guckt ſehr vergnügt zu ſeinem Käfig hinaus; im Lager klettert er auf Bäume und kommandiert ſein „Gewehr ab“, „das Gewehr über“.

Das deutſche Kommando klingt in dieſer Umgebung komiſch, und zwar nicht nur aus dem Papageienſchnabel; noch drolliger wirkt es aus dem Munde der ſchwarzen Soldaten. Die Kerls

[1]) Der graue Papagei heißt im Kiſwahili „Kaſſuku“.

ſind ganz famos einexerziert, ſie marſchieren mit einer Strammheit, wie unſere Soldaten zu Haus, machen „Kehrt“ und Schwenken uſw., wie man es ſich exakter kaum denken kann — und wie ſie ſich ſchlagen, haben ſie auch ſchon zur Genüge bewieſen!

Kola, 31. Mai 1896.

Beim Abmarſch ſchenkte ich einem meiner Träger eine „Kokosnuß“, darob großes „Kelele“ (Geſchrei). Die Boys wollten ſie ihm wieder wegnehmen, ſie fanden die Gabe zu verſchwenderiſch, da es jetzt nur noch ſchwer welche zu kaufen gab.

Geſtern übrigens kam eine kleine Karawane mit einem Miſſionar und zwei Damen an unſer Lager heran; dabei befand ſich der kleine Sohn eines Häuptlings, der infolge einer früheren Anregung Toms zur Miſſion geſchickt worden war, er ſuchte Tom ſofort auf, und man erkannte ſeine Anhänglichkeit. Das Abc und ein paar deutſche Wörter hatte man ihm zwar beigebracht, er verſtand aber deren Sinn noch nicht, ſo daß er ſie herunter leierte wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Er kam mit ſeinem ſchwarzen Lehrmeiſter.

Mlongoni, den 1. Juni 1896.

Heute ließ ich mich bis zum Frühſtückszeltplatz tragen; doch länger hielt ich es nicht aus und ſetzte den Weg auf dem Maultiere fort. Es ging nun viel beſſer. Welche Freude machte es mir jetzt, die Gegend in ihrer ganzen Eigenart ſehen zu können. Jede fremde Blume war mir willkommen, jeder Schmetterling, der uns umgaukelte, erfreute das Auge, und manch einer endete ſein Daſein in unſerer Sammlung. Bis jetzt ſind wir auf einer vom Gouvernement angelegten Straße gewandert, heute bogen wir auf einen Negerpfad ein, den ſeiner Zeit auch die zweite, von Scheleſche Waheheexpedition gegangen iſt. Wir haben heute ein wunderſchönes Lager bezogen und ſind ganz abgeſondert von allen Menſchen, das iſt zu ſchön!

Eine große Schlange haben wir gefangen. Wenn unſere Sammlung ſo fortſchreitet, werden wir mit großen Koffern voll „Zoologie“ ankommen; ſchon jetzt ſind Büchſen, Gläſer und Kaſten voll allerhand, das da kreucht und fleucht. Ich ſah heute die

Frau unſeres zweiten Boys (Mabruk) und freute mich, daß ſie mitgekommen war. In Dar-es-Salaam nämlich machten mir die Frauen von unſeren Boys Juma und Mabruk „Beſuch“. Das war ſehr ſpaßhaft. Sie wollten trotz allem Bitten nicht mit. Die Juma gab ſich ſehr ſchüchtern, deshalb glaubte ich, ſie würde ſich nicht dazu bewegen laſſen, denn Juma ſchwang ganz entſchieden den Pantoffel. Er meinte: ſie verdiente, wenn ſie ihn im Stiche ließe, an die Kette zu kommen. Die andere hatte ſehr gute ſilberne Armbänder an beiden Armen und Beinen, Ketten um den Hals, gute Tücher umgeſchlagen und eines auf dem Kopfe, ſowie Ringe an den Fingern. Sie kam in das Zimmer getänzelt, was hier als beſonders vornehm und ſchick gilt und von den ſchwarzen Damen auch auf der Straße mit Hin- und Herwiegen des Oberkörpers geübt wird. Sie ſchaute mit ihrem jungen, runden, hübſchen, ſchwarzen, durch ihren Naſenſchmuck freilich verunſtalteten Geſicht ganz keck in die Welt, ſchüchtern war ſie durchaus nicht; ſie bot mir einen „Jambo“ (guten Tag) und ſteuerte gleich auf den Spiegel zu, um ſich ganz in ihren perſönlichen Reiz zu vertiefen und den möglichſt maleriſchen Faltenwurf ihrer Tücher auszuprobieren. Die Schwarzen verſtehen es ausgezeichnet, ſich mit Tüchern zu drapieren. Es liegt etwas ungeſucht Maleriſches darin. Sie beſitzen übrigens große Geſchicklichkeit, ihre Toilette vor aller Augen zu wechſeln, ohne dabei mit unſeren europäiſchen Anſchauungen von Schicklichkeit in Konflikt zu geraten. Ich ſagte „maleriſch“, und in der Tat, dieſen Abend ſah ich einen Neger, der ein Stück Baumwollenſtoff wie einen wallenden weißen Mantel umgehängt hatte und auf einer einſaitigen Gitarre entſprechend eintönige Muſik zum beſten gab. Entſchieden ein anziehendes Bild.

Mſenga, 2. Juni 1896.

Gleich vom Lager aus geritten, weshalb mir der Marſch ſehr kurz vorkam. Bis zum erſten Ruheplatz ſollte ich getragen werden, doch gab ich es bald auf. Das Sichtragenlaſſen iſt nur auszuhalten, wenn man wirklich elend iſt.

Viele Schmetterlinge, die es jetzt nach der Regenzeit mehr gibt (beſonders an feuchten Orten) und viele ſeltſam erſcheinende Tiere geſammelt, Molche, Schlangen und eine originelle Raupe, ſtachlig wie unſer Igel, nur, daß die Stacheln am Finger hängen bleiben wie bei unſeren Kletten und dann ekelhaft jucken. Dieſe angenehmen Kletten gibt es übrigens auch hier, beim Marſche machen ſie ſich ſehr unangenehm bemerkbar. Auch eine Grasart mit kleinen Dornen iſt ſehr läſtig auf dem Marſche. Die Engländer nennen ſie bezeichnenderweiſe „wait a bit“.

Die Natur weiſt auch in Blumen manche europäiſchen Arten auf, ſo z. B. Winden der verſchiedenſten Sorten, gelbe, rote, blaue, lila; von Bäumen fiel mir der Reichtum an Akazien auf. Bei der Ruhepauſe unterhielt ich mich mit den Trägern; der „Engländer“, d. h. der engliſch ſprechende Schwarze, verdolmetſchte. Die Leute erzählten, Quawa, der Sultan der Wahehe, werde ſich nicht ſehen laſſen, das würde alſo gleichbedeutend ſein mit Krieg. Welcher ungewiſſen Zukunft gehen wir entgegen!

Heute kamen wir durch einen Heuſchreckenſchwarm; der Himmel war buchſtäblich ſchwarz, man kann es ſich gar nicht vorſtellen, lauter ſchwarze Punkte, die hin- und herſchwirren, und ringsum alles, alles abgefreſſen, kein Blatt, kein Grashalm, nur die langen, dürren Stiele ragen noch in die Luft. Kommt der Schwarm aber tiefer und ſcheint die Sonne auf die glitzernden Flügel, dann funkelt alles weiß, wie Schneegeſtöber. Der Schwarm kann ſich ſo verdichten, daß ſich, nach dem Bibelwort, „die Sonne verfinſtert“. Leute nur 10 Meter entfernt, ſieht man nicht mehr. Der Schwarm läßt ſich nieder, dann iſt die Erde wie mit einer ſchillernden Haut überſpannt. Flügel an Flügel, manchmal ſogar dicht aufeinander ſitzend. So etwas könnt Ihr Euch nicht vorſtellen. Es wäre ſchön anzuſehen, wenn es nicht die Zerſtörung aller Vegetation bedeutete.

Mafiſifähre, 3. Juni 1896.

Ein ſchöner Tag liegt hinter uns. Heute habe ich erſt einen wirklichen Marſch mitgemacht. Man kann die Marſchleiſtungen

einer ſo großen Karawane allmählich ſteigern. Zu berückſichtigen iſt, daß, wenn die Tete auch nur 3 Stunden marſchiert, es für die Queue mindeſtens 4½ Stunden bedeutet; deswegen machen wir auch immer eine Ruhepauſe, um den Nachtrab herankommen zu laſſen. Für dieſen war es alſo ein anſtrengender Tag, denn wir marſchierten 3 Stunden und ritten 2 Stunden. Für mich war's eine Kraftprobe und machte mir viel Spaß; obgleich manchmal der Weg ſo eng und ſo ausgehöhlt war, daß man den Fuß nicht ordentlich ſetzen konnte. Die Gegend war ſehr ſchön, teilweiſe wie Parklandſchaft, dann wieder wie ein Obſtgarten, nur daß hier der Reiz des Unberührten ſich darüber breitet. Das Lager war ſehr hübſch wie eine Wagenburg anzuſchauen. Unſere drei Zelte machen ſich recht ſchön, dann zur Seite der Koch und die Boys mit ihrem Hofſtaat in kleinen Zelten aus 3 Stöcken und einem Stück Tuch verfertigt; ringsum unſere Laſten mit den Trägern und ihren Zelten, ſo bunt und zuſammengewürfelt.

Es iſt ſpaßig, welches Vertrauen die Leute zu Tom haben; wie die Kinder ſich Rat bei ihrem Vater holen, ſo kommen die Schwarzen zu ihm. Dann fällt er ſalomoniſche Urteile; z. B. zwei hatten ſich geſchlagen, der eine war auf den Kopf getroffen — dafür durfte er dem anderen mehrere Ohrfeigen verſetzen; er war ſo erregt, daß er die erſten Male in die Luft ſchlug, ehe er traf. Schwieriger war der zweite Fall: Ein Träger hatte dem anderen mit Abſicht ein Loch in ſein Tuch gebrannt. Ein auf den Austauſch der Tücher zwiſchen Schuldigem und Geſchädigtem anſpielender Vergleich wurde von letzterem abgelehnt, weil ſein Tuch länger war als das des anderen. Zur Entſchädigung durfte er ſich dann ein Stück aus des Gegners Tuch ausſchneiden, um das ſeinige wieder zu flicken. Beide zogen befriedigt und vergnügt ab.

Wir ſind mit unſerer Karawane ſehr zufrieden: von den 1100 Menſchen ſind nur 20 Träger fortgelaufen. Wir werden jetzt viel von den Jumben (Dorfhäuptlingen) heimgeſucht, welche Schafe, Hühner, Eier, Ziegen zum Geſchenk bringen, dafür aber

tüchtig bezahlt werden müſſen; den ganzen Tag hocken ſie um uns herum und wollen unterhalten ſein, bis man ſie endlich mit einem „Kwaheri“ (Lebewohl) fortſchickt. Aber man iſt auf ſie angewieſen, denn ſonſt bekommt man kein Chakula, und man kann ſehr froh ſein, wenn ſie überhaupt etwas bringen; iſt ein Europäer wenig beliebt oder wenig bekannt, ſo bekommt er nur das Notwendigſte. Mir iſt es bis jetzt ſehr gut gegangen, denn für den „Sakkarani“ (Spitzname meines Mannes, auf den ich ſehr ſtolz bin, denn er bedeutet: der keine Furcht kennt) gehen ſie durchs Feuer, und da geht es der „Bibi“ natürlich auch gut. Dr. C. Velten, der ſich um die Suahelisprache mit großem Erfolg bemüht hat, ſchreibt: „der verbreitetſte Spitzname iſt bana sakkarani, d. h. der ſich wie ein Betrunkener in jede Gefahr ſtürzt“; die Schwarzen können ſich nämlich nicht vorſtellen, daß es einen nüchternen Menſchen gibt, der ſo mutig allen Feinden begegnet. Wie oft wurde mir geſagt: „Ihr Mann iſt zu tollkühn, ein Draufgänger wie Blücher“ — aber ſtets behielt er kaltes Blut dabei, denn z. B., hätte er ſonſt ſchwerlich im heftigſten Kampfe bei der Erſtürmung Iringas einem Offizier das Leben gerettet, indem er ihm zurief: „Aber Menſchenskind, Sie ſtehen ja vor einer Schießſcharte“ und — bums — ſchon knatterte ein Schuß daraus hervor. Derſelbe Offizier wurde doch noch ſpäter bei demſelben Gefecht verwundet. Eier und Hühner ſchenkt man mir perſönlich, dafür ſpendiere ich dann Kognak. Heute brachte einer ein ganzes Poeſiealbum an, in welchem ſich die einzelnen Europäer durch ſchöne Verſe verewigt hatten; ich war die erſte Dame in dieſer Sammlung. Bis jetzt hat kein Jumbe mehr als zwei weiße Frauen geſehen. Die Jumben kommen zum Sakkarani von weit her, der eine ſogar von weit jenſeits des Fluſſes.

Von der Mabrukſchen Frau bekam ich vier Eier geſchenkt. Schon in Dar-es-Salaam bekam ich welche von ihr, und ohne daß ich mich revanchiert hatte, brachte ſie mir einen Teller Kuchen zum Geſchenk, ſehr ähnlich unſeren Waffeln, ganz knuſperig, alſo ſehr ſchön.

Norduſer des Kingani, beim „Huſarenjumben“,[1]) 4. Juni 1896.

Heute wurde nicht ſo früh vom Lager aufgebrochen, denn wir wollten nur über den Kinganifluß mit der von Herrn v. Soden geſchaffenen Fähre hinüberſetzen. Durch dieſe, wie durch ſo viele andere grundlegenden Einrichtungen hat Herr v. Soden ſich den dauernden Dank der Kolonie erworben. Es war für die Schwarzen ein Ruhetag, für die Europäer aber deſto größere Arbeit und für mich anſtrengender als ein Marſchtag.

Die Fähre iſt ſo klein, daß Maultiere und Eſel den Fluß durchſchwimmen mußten, nur an Stricken feſtgebunden; währenddeſſen wurde fortwährend ins Waſſer geſchoſſen, um die Krokodile abzuhalten. Es iſt häufig vorgekommen, daß die Tiere im Waſſer von den Beſtien angefallen wurden. Der Übergang dauerte ſechs Stunden. Für jeden Paſſanten mußten an den Jumben, der die Fähre in Ordnung hält, 2 Peſa gezahlt werden. Unter der Laſt der ihm in Kupfer ausgezahlten 2200 Peſas wankte unſer „Huſarenjumbe“ tief gebeugt aber ſeelenvergnügt nach Hauſe.

Wir hatten noch eine halbe Stunde Marſch. Hier ſahen wir Vieh auf der Weide; ein gutes Zeichen, denn früher verſteckten die Jumben vielfach ihr Vieh aus unbegründeter Angſt, daß es ihnen weggenommen werden würde.

Heute wurden die erſten Träger beſtraft, ſie hatten „Chakula“ bei den Eingeborenen geſtohlen. Nach neun Tagen die erſte Beſtrafung unter ſo viel Leuten; wir machten abends einen Gang durch das Lager. Die vielen kleinen Feuer, an denen die Leute an primitiven Herden (drei Steine und ein Topf mit Reis darauf) ihr Eſſen kochten, boten einen hübſchen Anblick. Einige der Neger ſpielten Karten.

Geringeri, 5. Juni 1896.

Heute liegt ein tüchtiger Marſch hinter uns — ohne Pauſe von 6 Uhr 4 Minuten bis 12 Uhr 49 Minuten. Da ich es

[1]) Der Dorfſchulze trägt nämlich eine großartige, engliſche Huſarenuniform.

verſchmähte, mich tragen zu laſſen, mußte ich dieſen wenig angebrachten Stolz mit recht ſchmerzhaften Blaſen an den Füßen bezahlen. Der Weg war oft ſo eng und ausgehöhlt wie eine Straßenrinne, durch die das Waſſer abfließen ſoll; es ging viel durch Dornengeſtrüpp und mannshohes Gras, welches einem fortwährend ins Geſicht ſchlug — eine wenig angenehme Zugabe zu dem ohnehin ſchon ſo anſtrengenden Marſch. Im ganzen war die Natur recht ausgeſtorben: die faſt blätterloſen Bäume mit ihren Dornen und das langſtielige gelbbraune Gras gaben der Landſchaft ein ödes Anſehen. Um ſo mehr freuten wir uns, als endlich vor uns dichtbelaubte Bäume ſichtbar wurden, denn ſie verhießen uns fruchtbares Land und ſomit aller Wahrſcheinlichkeit nach auch Waſſer, ein Dorf — und einen guten Lagerplatz. Bald trafen wir auch auf die erſten Schamben (Felder), und eine halbe Stunde vor dem Marſchziele empfing uns auch ſchon der Jumbe mit ſeinen Untertanen.

Heute habe ich mich auch zum erſten Male um die Küche gekümmert: immer noch Huhn und Reis, dazu ein Täubchen, welches mein Mann mir alle Tage ſchießt und welches mir trefflich ſchmeckt. Ich ſah auch heute die erſte Affenfamilie und den erſten bunten Tropenvogel, der ſich in dieſer Einöde ganz prächtig ausnahm. Auch Ebenholzbäume ſah ich viel.

Es ſcheint, als ob ſelbſt die meiſt ſtumpfſinnigen Träger veredelndem Einfluſſe nicht unzugänglich ſind. Die erſten Tage blieb alles ſtumm, wenn ich an ihnen vorüber kam und ihnen „Jambo“ (guten Tag) bot, heute ſchrie mir alles ſchon entgegen, ja, einer der Träger ſpielte ſich als Kavalier auf, indem er mir eine ſeltene ſchöne Blume brachte; ich habe mich darüber recht gefreut. Am Morgen ſah ich der Mabrukſchen Frau zu, wie ſie ihre Ohrenverzierungen herſtellte: ſie wickelte in gelbe und rote Farbe getauchte Zeugſtreifen ſauber auf und ſteckte ſie in die ungefähr 1 cm großen Löcher in den Ohrmuſcheln.

Den Jumbe von Perondo ſind wir glücklich los, er muß voran marſchieren, um uns Brücken über die Flüſſe bauen zu

lassen. In Dar-es-Salaam belästigte er uns unaufhörlich. Übrigens macht er einen ganz harmlosen, gemütlichen Eindruck.

Mkulassi, 6. Juni 1896.

Um 4½ Uhr schon zum Aufbruch geblasen, um 5½ Uhr Abmarsch aus dem Lager. Da wir den Geringeri passieren mußten, ging es sehr langsam vorwärts, denn die Notbrücke, die über den Fluß gelegt war, verdiente ihren Namen in der Tat. Die Tiere mußten den Fluß durchschwimmen, die Träger krabbelten langsam hinüber.

Um 1½ Uhr im Lager. Zur Abwechslung gab es heute einmal Ziege anstatt Huhn, für uns alle sehr erfreulich, auch Schnapsel profitierte davon. Der Hund hat uns viel Sorge gemacht; infolge eines Insektenstiches war ihm ein Auge ganz blutunterlaufen, so daß ich schon fürchtete, er würde es verlieren; ich habe es ihm tüchtig mit nassen Umschlägen gekühlt und hatte die Freude, es bald wieder heil zu sehen.

Tom geht es heute gar nicht gut, seit mehreren Tagen schon hat er Fieber, natürlich ist auch meine Stimmung dementsprechend. Mit der Kocherei fängt es an, besser zu werden.

Magugoni (Kinganifluß), 7. Juni 1896.

Heute wird Tom von allen Seiten von Eilboten bestürmt, infolgedessen hat er riesig viel zu tun. Um den Tag zu feiern, haben wir unsere Herren zu einer Bowle eingeladen. Der Marsch war heute wieder sehr schön, durch ein fruchtbares Stück Land. Vorgestern kamen wir durch ein 4 bis 5 m hohes Maisfeld, wohl eine halbe Stunde lang; das Marschieren war zwar nicht angenehm, aber wir freuten uns doch, da uns Tom erzählte, so fruchtbares Feld habe er seit 3 Jahren nicht gesehen, denn die Heuschrecken hätten zu arg gehaust; jetzt ist diese gräßliche Landplage, Gott sei Dank, im Aussterben. Gestern noch sahen wir ganz abgefressene Grashalme, mit großen braunen länglichen Punkten — tote Heuschrecken, zu fünf und sechs an einem Halm. Viele Wildspuren, aber kein Wild zu sehen, da das Gras,

3 bis 4 m hoch,[1]) jeden Umblick hinderte. Zur Linken lugten zwischen einzelnen Baumgruppen waldige Hügel herüber, und zur Rechten zeichneten sich mit allen landschaftlichen Einzelheiten, mit ihren Wölbungen und Tiefen, die wunderschönen 8000′ hohen Uluguruberge in der durchsichtigen, klaren Luft ab. Wir marschierten $6^3/_4$ Stunden, eine ganz ansehnliche Leistung, wenn man den schmalen, gewölbten „Straßenrinnen-Weg" in Betracht zieht, der, von darüber fallendem Gras bedeckt, uns zwingt, immer hübsch vor uns hinzusehen und der Steine und Wurzeln zu achten, denn das Stolpern bringt aus dem Marschtempo. Dazu die besondere Eigentümlichkeit, daß es hier kaum Bäume ohne Dornen gibt. Ich hatte keine Gamaschen angelegt und mußte diese Unterlassung beim Reiten durch zahlreiche Dornenrisse büßen.

Chansi, Kinganifluß, 8. Juni 1896.

Heute war ein schöner Tag — beinahe ein Ruhetag! Es wurde erst um $6^1/_4$ Uhr zum Aufbruch geblasen, dann ein kurzer Marsch bis zum Fluß, den wir in Kanoes kreuzten; die Leute wateten durch. — Nachmittags schossen die Herren die Gewehre ein. Während ich hier schreibe, lodern ringsum große Feuer gen Himmel, an denen schwarze Gestalten umherhocken. Die Feuer brennen die ganze Nacht hindurch, in ihrem Bereiche suchen sich die Leute ihre Lagerstätten.

Mihama, $1^1/_2$ Stunde westlich von Tulu, 9. Juni 1896.

Trotzdem schon um $5^1/_4$ Uhr zum Abmarsch geblasen wurde, kamen wir doch erst um $7^1/_2$ Uhr aus dem Lager. Die Soldaten hatten einige Gnus geschossen, die erst unter die Askaris verteilt wurden — ein großes Ereignis! Nachmittags war wieder Fleischverteilung, bei der ich zugegen war; mit welcher Gier stürzten sich die armen Kerls auf die leckere Beute! Auch einige Hartbeeste waren geschossen worden, darunter eins von meinem Mann,

[1]) Das ganz lange Gras, 3 evtl. 4 m, kenne ich nur an der Ulanga-Niederung in größeren Partien.

mit prachtvollem Gehörn. Wir behielten uns ein Stück des beſten Fleiſches, hoffentlich bereitet es der Koch auch ſchmackhaft zu. Von der Vorzüglichkeit unſeres Küchenchefs bin ich nämlich ſchon längſt abgekommen, trotz ſeines Rufes als des anerkannt beſten ſeines Faches. Er bezieht ein Gehalt von 40 Rupien monatlich, hat als Aſſiſtenten einen Küchenjungen zu 3 Rupien und einen Eſel zum Reiten auf der Safari (Reiſe) und muß außerdem noch ſehr gut behandelt werden, damit er bleibt! Leicht hat er es übrigens ebenſowenig wie unſere Jungens. Wenn wir ins Lager kommen, meiſtens gegen 12 Uhr und ſpäter, müſſen die Zelte aufgeſchlagen, der Tiſch gedeckt, aufgewaſchen und hunderterlei Kleinigkeiten beſorgt werden, von denen eine deutſche Hausfrau keine Ahnung hat, die aber zu den täglichen Notwendigkeiten unſeres afrikaniſchen Marſchlebens gehören.

Dutumi, 10. Juni 1896.

Ein kurzer aber ſehr beſchwerlicher Marſch heute. Das an 4 m hohe, taufriſche Gras hinderte uns ſehr am Vorwärtskommen und durchnäßte uns bis auf die Haut. Zuweilen ſahen wir, wenn das Gras einmal einen Ausblick geſtattete, die waldigen Höhen der Ulluguruberge rechts vorgelagert, ein Zeichen, daß unſere Karawanenſtraße im großen Bogen lief; wir hatten dieſe Berge bisher immer zur Linken gehabt. Unſere Zelte ſtehen abſeits von den übrigen unter einem großen Baum, der ſeinen Schatten nach allen Seiten hin ſpendet; ein ideal ſchönes Plätzchen. Während ich ſchreibe, üben unſere Askaris ihre Hornſignale. Wie mich das an Weißenrode erinnert, wenn vom Liegnitzer Haag die Muſik der Königsgrenadiere herüberſchallte. Es iſt eigentümlich: der Zulu, obwohl muſikaliſch, iſt zum Signalblaſen nicht zu gebrauchen, da ſeine Lungen zu ſchwach ſind; der Sudaneſe dagegen erſetzt, was ihm an muſikaliſcher Begabung abgeht, durch kräftige Lungen; die Kerls blaſen ihre Signale wie man's zu Hauſe kaum beſſer hören kann. Die Sudaneſen halten ſich übrigens, wie ich hier einſchalten will, für beſſer als die anderen Stämme und wollen nicht mit zu den Negern gerechnet werden.

Von dem gestrigen Wege bin ich so entzückt, daß ich die Schilderung heute nachholen möchte. Der Marsch ging auf breit ausgehauenem Pfade, auf welchem sogar 10 bis 15 Neger mit dem Ausjäten des Unkrautes beschäftigt waren. Solch Zeichen von Kultur hier zu finden, ist wie eine Oase in der Wüste, und zwar besonders erfreulich als Zeichen, daß der Jumbe in dieser wohlhabenden Gegend eine gewisse Macht besitzt; die Beschaffenheit der Wege kann man als besten Maßstab hierfür gelten lassen. Diese Jumben lassen sich mit unseren Dorfschulzen vergleichen, doch stehen ihnen größere Machtbefugnisse zu, denn das Gouvernement kann sich hier nicht um alle die Kleinigkeiten bekümmern, für die der Dorfschulze seinem Amtsvorsteher und Landrat verantwortlich ist; unsere Jumben hier stehen in dieser Beziehung doch selbständiger da, und das Gouvernement unterstützt ihre Anordnungen. So schön geebneten Weg hatten wir bisher noch nicht gefunden, vor allem nicht auf diese Länge hin, selbst die Brücken über die Flüsse fehlten nicht. Der Jumbe en chef hatte augenscheinlich die ihm unterstellten zehn Unterjumben gut im Zug. Er kam uns entgegen und war sehr enttäuscht, als wir unser Lager nicht in seiner Residenz aufschlugen.

Eine Stelle des Weges haftet mir besonders im Gedächtnis: Dornröschens Schloß meinte ich vor Augen zu haben, hohe Wände von dichtem grünen Laub, hochragende Baumwipfel als die Mauertürme dieses verzauberten Schlosses. — Die Temperatur war recht afrikanisch: trotz Tropenhelms und Regenschirms trug ich eine Brandblase auf der Nasenspitze davon. Das Trinkwasser ist hier recht unappetitlich, es gehört schon Überwindung dazu, sich in dieser trüben Flüssigkeit zu waschen — trinkbar ist es nur in der Form von Tee, und zwar aus silbernem Becher, um die trübe Brühe nicht beim Trinken auch noch sehen zu müssen.

Station Kisaki, 11. Juni 1896.

Die erste Station im Innern! Von meinem Mann 1892 erbaut; kurz vorher war Leutnant v. Varnbüler, der mit meinem Mann herausgekommen war, der Malaria erlegen. Es war

doch schön, wieder einmal nachts ein Dach über sich zu wissen. Morgen ist nämlich Ruhetag, deshalb haben wir uns in der Station selbst einquartiert. Unsere Wohnung erinnert mich sehr an die in Dar-es-Salaam, dort wie hier fliegen die Schwalben ein und aus, denn wir haben weder Fensterscheiben noch Türen. Freilich ist alles hier noch viel baufälliger, da die Wände nur aus Lehm hergestellt waren. Zur Entschädigung gab es aber frische Milch und Salat — das ist eine große Erquickung. Der Weg ist bis Kisaki gut imstande, so daß uns die Mühsal des Marsches durch hohes Gras erspart blieb, aber die zahlreichen, teils trockenen, teils wasserführenden, oft metertiefen Bachrinnen, wohl an zwanzig von jeder Sorte, bildeten recht empfindliche Hindernisse. Die 4 bis 5 m hohen Ufer fallen sehr steil ab, so daß die Tiere nur mit Mühe durchzutreiben sind; man lernt hier das Klettern, aber schwindelfrei muß man sein.

Diesseits der Fähre bin ich die erste weiße Frau, die in diese Gegend kommt, und werde auch dementsprechend angestaunt, von den Frauen mehr noch wie von den Männern. Unsere Askaris stellen sich mit den Jumben im allgemeinen auf guten Fuß; gestern beobachtete ich eine solche Begrüßung: sie schüttelten sich, ohne dabei viel Worte zu machen, drei- bis viermal kräftig die Hand und wiederholten nach ein paar Minuten diese Szene. Händeschütteln ist hier sehr en vogue.

Vor ungefähr zwei Jahren ist Tom das letzte Mal durch diesen Landstrich marschiert; seitdem sind viele neue Dorfgemeinden hier entstanden, die ihre Felder bebauen und Viehzucht treiben; ein schönes Zeichen für den Segen, den die europäische Kultur in diese Gegend gebracht hat, in welcher sonst Kampf und Fehde unter der Bevölkerung herrschte, so daß von irgendwelchem wirtschaftlichen Betriebe keine Rede sein konnte.

Die Station ist ziemlich verwildert: 19 Mann Besatzung genügen nicht, um alles instand zu halten und dabei noch Garten und Feld zu bestellen. Die meisten Baulichkeiten liegen in Trümmern, da auf Herrn v. Wissmanns Befehl Bastionen,

Mauern und Gebäude eingeriſſen wurden, um die Station der Verteidigungskraft der kleinen Beſatzung anzupaſſen.

Mgeta, 13. Juni 1896.

Nachdem wir heute früh eine Anzahl von Wellblechlaſten, einige Stühle und Pflanzen vom Gouvernement für die Station abgeliefert hatten, brachen wir ziemlich ſpät (gegen 9 Uhr) mit Hörnerklang und Trommelſchlag von Kiſaki auf, nicht ohne uns bei dem Unteroffizier für den ſchönen Salat, die friſche Milch und allerhand Sämereien bedankt zu haben. Auch in das „Fremdenbuch“ der Station trugen wir uns ein. Nach anderthalbſtündigem Marſche kam uns ſchon einer der Maſiti mit Hühnern und Mehl entgegen; früher war er mit ſeinem ganzen Anhang vor Tom geflohen, heute rechnete er es ſich zur Ehre, Toms Gewehr tragen zu dürfen. Unſer Weg ging auf breiter Straße an einem Maſitidorfe vorüber, welches erſt ſeit Jahresfriſt wieder aufgebaut iſt, bis an den Mgetafluß. Hier ſchlugen wir unſer Lager auf, mitten im hohen Gras, gegen welches unſere Soldaten in Reih und Glied in Sturmkolonne vorgingen, um durch Niedertrampeln einen glatten Lagerplatz zu ſchaffen. Den eigentlichen Feind trafen wir aber erſt *nach* dieſer ſiegreichen Attacke: es wimmelte von Ameiſen, und zwar den blutgierigſten ihres Geſchlechts! Wir konnten unſern Lagerplatz nur dadurch vor dieſen Blutſaugern ſchützen, daß wir doppelte Decken ausbreiteten und ringsum einen „Zauberkreis“ zogen, d. h. ringsum einen Streifen Gras abbrannten, denn Aſche bildet für ſie ein unüberſteigbares Hindernis.

Ich hatte mich dieſes Mal durch den Fluß tragen laſſen. Mitten im Fluſſe verlor mein Träger in der Strömung das Gleichgewicht, und wären nicht andere raſch zugeſprungen, hätte ich im Waſſer gelegen. Nun erhielt ich rechts und links Begleitmannſchaften, aber trotz aller Sorgfalt kam ich bis an die Knie ins Waſſer. Unſere Tageseinteilung hielten wir auch heute inne: Nach dem Marſche wurde gegeſſen, ein kurzes Schläfchen; nach dem Kaffee wiſſenſchaftliche Beobachtungen: Höhenmeſſung

durch genaueſte Beſtimmung des Siedepunktes des Waſſers, eine Methode, die wir kurz „Höhe abkochen“ nennen, Uhrenvergleichen und Zeitberechnungen. Inzwiſchen tut Tom ſeinen Dienſt. Dann ſchreibe ich meine Tagebuchnotizen, bis zum Mittageſſen, abends 7 Uhr. Nach Dunkelwerden „gucken wir Sterne“, verpacken die auf dem Marſch gefangenen Schmetterlinge und ſpielen zum Schluß noch eine Partie Schach oder „Sechsundſechzig“. Um 9 Uhr iſt's Schlafenszeit. Von $^1/_2$7 Uhr an iſt es hier abends ſchon ſo kalt, daß wir Mäntel anziehen, und zwar je dicker je beſſer.

Kurz nach Dunkelwerden flog eine Schar ſchneeweißer Reiher wie eine dichte Wolke am dunkeln Himmel hin — ein feierlicher Anblick: Seelen, die ihrer Heimat zuſtreben!

Mſengebach, 14. Juni 1896.

Heute liegt ein Marſch hinter uns, wie er angeſtrengter kaum gedacht werden kann; fortwährend durch hohes Schilfgras, das den Blick behindert; man muß mit den Füßen jeden Schritt fühlen und taſten — wie oft fällt man da über einen Baumſtamm oder bleibt in Wurzelwerk und Schlingpflanzen hängen. Das ſtarre Gras ſchlägt Geſicht und Hände blutig. Von der Landſchaft ſah ich natürlich wenig, dagegen fanden wir ſehr viele Elefantenſpuren und eine Löwenfährte.

Makirika, 20. Juni 1896.

Das erſte Fieber überſtanden! — Das waren böſe Tage. Daheim wäre man bei 39° Bluttemperatur im dunkeln Zimmer ins Bett gepackt worden, hier ſieht die „Krankenſtube“ weſentlich anders aus. Ich wurde getragen, und Tom machte nur kurze Märſche von $2^1/_2$ bis 3 Stunden; damit ich nicht zu ſehr geſchüttelt wurde, ließ er den Weg noch beſonders aushauen und pflegte mich überhaupt während des Marſches nach Menſchenmöglichkeit. Von der ſchönen Gegend, die wir durchzogen, ſah ich natürlich nichts; erſt geſtern war ich wieder ſo klar, um erkennen zu können, wie wunderſchön unſer Lager, rings von Bergen umgeben, gelegen war.

Der geſtrige Tag muß überhaupt in unſerem Kalender rot angeſtrichen werden; ſeit 3 Wochen ſahen wir die erſten Deutſchen, die Herren v. Kleiſt und Albinus, die Tom von Perondo ablöſt. Es war eine Freude, ſolche prächtige Menſchen kennen zu lernen. Wir hoffen, Herrn Albinus als Leutnant zu bekommen. Sie ſchenkten uns eine Kalbskeule, die großartig geſchmeckt hat. Herr v. Kleiſt litt ebenfalls ſo ſtark am Fieber, daß er getragen werden mußte, und Herrn Albinus ſah man die beiden kürzlich überſtandenen „Perniziöſen“ auch noch an. Zum Frühſtück waren wir recht gemütlich zuſammen, Perondo bildete natürlich den Mittelpunkt unſerer Unterhaltung. Um 10 Uhr hatten wir uns getroffen, um $2^1/_2$ mußten wir uns ſchon wieder trennen. Uns blühten noch neunzehn Bachübergänge, alle mit den bekannten ſteilen Ufern; das gab viel Anſtrengung, aber auch der Lohn fehlte nicht; die erſten Bergſpitzen von Uhehe grüßten zu uns herüber!

Mfajeka, 21. Juni 1896.

Das große Ereignis des heutigen Tages war der Übergang über den Ruaha, der eine Stunde in Anſpruch nahm. Vorher beſuchte ich den Jumbe, deſſen Hütte, Ställe und Garten auf einem waldigen Hügel am diesſeitigen Ufer recht einladend ausſahen. Zwei Kindern von drei bis fünf Jahren hätte ich gern die Hand gegeben, aber das kleinſte fing an jämmerlich zu ſchreien, als ich auf ſie zukam. Da war es allerliebſt anzuſehen, wie das ältere die Ärmchen um das kleine Schweſterchen ſchlang und den kleinen Angſthaſen ſchützend zur Mutter führte, die mich von weitem mit nicht gerade freundlichen Blicken anſah. Sonſt freuen ſich die Frauen im Lager, wenn ich mit ihren Kleinen ſchön tue, obgleich dieſe auch zuerſt immer jämmerlich ſchrieen. —

Der Flußübergang bot ein prächtiges Bild afrikaniſchen Lebens. In drei Kolonnen wälzte ſich die Maſſe der Soldaten, Träger und ihres Anhanges von Weibern und Kindern durch den Strom bis zu einer Sandbank. Bei hohem Waſſerſtand iſt auch dieſe überflutet, dann iſt der Ruaha an dieſer Stelle gegen

400 Meter breit. Von der Sandbank bis zum anderen (rechten) Ufer sah man, etwa 100 Meter weit, nur die schwarzen Köpfe und die Trägerlasten über dem Wasser. Die Frauen hatten sich ihre Babies mit dreieckigen Tüchern auf den Rücken gebunden, — die landesübliche Sitte des Kindertragens — und wurden mit ihrer lamentierenden Last von den Männern durchs Wasser gezogen, die größeren Kinder balancierten strampelnd und schreiend auf den Köpfen ihrer Mütter. Wir selbst bewerkstelligten den Übergang auf einem als Boot ausgeputzten großen Stück Baumrinde, auf welchem wir niederhockten und so von den Schwarzen durchbugsiert wurden. Besonders imposant war die Stellung nicht, in der wir in unser neues Reich einzogen, aber wir betraten es wenigstens trockenen Fußes. Hier fängt Toms neuer Wirkungskreis an: wir sind heute zum erstenmal auf eigenem Gebiete.

Während des Flußüberganges brach einer der Träger ein Bein: aus Schrecken vor einem in seiner Nähe auftauchenden Flußpferd war er ausgeglitten und gegen einen Felsen getrieben worden; er wurde sofort herausgeholt, geschient und verbunden.

Mfajeka, 22. Juni 1896.

Heute ist Ruhetag. Auf Herrn Ramsays Karte verfolgte ich unsern bisherigen Weg; er hat auch die „Teufelsstelle" eingezeichnet, die wir am 15. d. M. passierten. Dort ist einmal jemand ermordet worden, nun bringt jeder Vorüberziehende den Manen des Ermordeten eine Gabe dar, damit er vor allen Fährlichkeiten bewahrt bleibe. Große Unkosten entstehen dem frommen Wanderer durch diese Opfergabe nicht: ein Stein, ein Blatt genügt, und wer das nicht zur Hand hat, begnügt sich damit — auszuspucken, und hat damit die Anwartschaft auf Schutz vor Krankheit, wilden Tieren und bösen Menschen entsprechend bezahlt.

Von meinem Platze aus kann ich die Kompagnie sehen, die oben zum Appell angetreten ist. Auf dem Marsche tragen unsere schwarzen Kerls je nach Geschmack alle möglichen Zierate

an den Mützen: Federn, weiße Sterne u. a. m.; heute sehen sie in ihren, den Husarenkalpaks ähnlichen Mützen ganz militärisch und schmuck aus.

Dorf Kranse, 24. Juni 1896.

Der Abmarsch verzögerte sich, weil wir auf den Arzt warten mußten, der erst den im Ruaha verunglückten Träger neu verbunden hatte und dann noch nach einem kranken Kinde sehen mußte. Drei Stunden ließ ich mich tragen, versuchte dann, auf meinem Maskatesel weiter zu kommen, mußte mich aber bald bequemen, über einen durch Auswaschung entstandenen Erdspalt auf Baumwurzeln zu balancieren. Als nächstes Hindernis kam ein Urbusch, der erst gangbar gemacht werden mußte: dunkler Moorboden oder Graswuchs, lianenumschlungene Stämme mit dichtem Laub, Wasserpfützen mit dem bekannten metallisch-rötlich-schimmernden schleimigen Überzug, das alles in einem düstern Zwielicht, dazu eine Fülle von Tieren und Insekten — das ist das Bild eines afrikanischen Urbusches oder Urwaldes.

Unser Lager liegt dicht an den Bergen, die uns einen frischen Wind herübersenden; das erfrischt Mark und Nerven und hält die gefährlichen Fiebermiasmen der sumpfigen Niederung fern. Gegenüber ein prächtiger, breiter Wasserfall. Welch schöner Abend: ringsum die Lagerfeuer, an denen die Leute sich schon schlafen gelegt haben, silberklar zieht der Mond seine stille Bahn am tiefblauen Sternenhimmel, an dem einzelne Silberwolken glänzen, der Horizont begrenzt von den hohen Bergen von Uhehe — in die tiefe Stille bringt nur das gleichmäßige Rauschen des Wasserfalls herüber und ab und zu der Schritt des Wachtpostens.

Mahenge, 25. Juni 1896.

Um 6 Uhr 20 Minuten Aufbruch. Die ersten 3½ Stunden ließ ich mich tragen und las dabei, wie ich meistens tue. Dann ritt ich meinen braven Maskatesel. Der Weg durch den Wald war recht schlecht, Tom mußte einen Unteroffizier als Bahnbrecher

vorschicken. Das Marschtempo ist im allgemeinen 100 Schritt in der Minute, der Schritt etwa 70 Zentimeter, so daß wir durchschnittlich in der Stunde 4 bis $4^1/_2$ Kilometer vorwärtskommen. In einem hohlen Baum fand Tom heute ein ganzes Schmetterlingsnest, aus dem er die Tierchen wie junge Vögel ausnehmen konnte. Es war sehr niedlich. Jetzt kommen wir meist ziemlich manierlich ins Lager, freilich durch das hohe, nasse Gras gewöhnlich bis auf die Haut durchnäßt, und beim Durchreiten der Bäche kommt man auch oft genug mit den Füßen ins Wasser, obgleich ich im Sattel balanciere wie eine Kunstreiterin. Morgens regnet es hier auch öfters; im Gegensatz zu vielen anderen regenarmen Gegenden Deutsch-Ostafrikas ist das Land deshalb hier auch ungemein fruchtbar. Man macht sich keinen Begriff, mit welchem Reichtum die Natur diesen Landstrich ausstattet! Wir kamen durch einen Graswald, der uns mit seinem, die Bäume überragenden Schilfgras ganz vorweltlich anmutete; bei den Maisfeldern wuchsen sechs bis acht Stauden aus einer Wurzel durchschnittlich 5 bis 7 Meter hoch. Ein Stückchen solch fruchtbarer Erde in Europa!

Afrika geht auf die Gesundheit! Von uns fünf Europäern haben Tom und der Zahlmeister Winkler seit vierzehn Tagen fortwährend Fieber bis zu 40°, der Unteroffizier Hammermeister sogar bis 41°, und auch unser Arzt Dr. Stierling laboriert daran. Das beste Vorbeugungsmittel ist und bleibt kräftige Nahrung, um dann während der Fieberanfälle möglichst bei Kräften zu bleiben, denn auch bei nicht allzuhohem Fieber taten die Herren immer ihren Dienst. Man muß hier nach Möglichkeit gut leben, schon um den Dienst im Gange zu halten. Wer nur Wasser trinkt und nicht gut und kräftig ißt, der spart wohl — und zwar nicht unbeträchtlich! — am Geldbeutel, auf die Dauer wird er aber dieses Sparsystem nicht aushalten. Trotz alledem — Afrika hat doch Reize, die man in Europa vergeblich suchen würde. Wenn die Träger ins Lager ziehen und ihre Lieder vom „Sakkarani" singen, wenn wir nach angestrengtem Marsche unsere Zelte aufschlagen als vorgeschobene Pioniere deutscher Kultur, mit dem

Ziel vor Augen: wir wollen und können unſerm deutſchen Vaterlande auf dieſem vorgeſchobenen Poſten dienen und nützen, jeder nach ſeinem Pfund! — das iſt ein Bewußtſein, welches über den Mangel europäiſchen Komforts und ſelbſt eine tüchtige Doſis Fieber kräftig hinweghilft!

Heute war offizieller Empfang! Eine Stunde vor dem Dorfe kam uns der Jumbe entgegen und begrüßte uns mit einer feierlichen Anſprache, die ich allen ſeinen deutſchen Kollegen als Muſter von — Kürze beſtens empfehlen kann. Auch ſonſt fanden ſich Vergleichspunkte mit europäiſchen Einzugsfeierlichkeiten: die Stelle der weißgekleideten Jungfrauen vertraten die mit ſchneeweißem Linnen drapierten Einwohner beiderlei Geſchlechts, die uns zu Ehren angetreten waren. Das Dorf war rings um einen großen freien Platz angelegt, in deſſen Mitte ein rieſiger wilder Feigenbaum die Stelle unſerer Dorflinde vertrat. Hier ſpielt ſich das öffentliche Leben ab, in ſeinem Schatten wird Schauri gehalten, getanzt, gekneipt und wohl auch gelegentlich mal gerauft, ganz wie bei einer deutſchen Kirmes. Unſer Lager wurde unter einer ſtattlichen Baumgruppe aufgeſchlagen, die als deutliches Zeichen dieſer ihrer Beſtimmung an einem Stamme ein — Reklameſchild für deutſchen Sekt trug! Die Herren v. Kleiſt und Albinus, die früher hier ſtationiert waren, hatten uns geſagt, wir würden wohl wenig Lebensmittel auftreiben, da die Leute ſehr arm ſeien, höchſtens einige Hühner, von Ziegen ganz zu ſchweigen; um ſo angenehmer waren wir überraſcht, als uns eine Menge Ziegen, Hühner, Eier und Mehl gebracht wurde. Der Beſuch nahm den ganzen Tag kein Ende. Es ſieht zu drollig aus, wenn ſo dreißig bis fünfzig Schwarze um uns herum hocken; ich bewirte ſie mit eigens für ſie beſtimmten Taſſen mit Gin; gern würde ich mich auch mit ihnen unterhalten, aber ich verſtehe ihre Sprache noch nicht.

26. Juni 1896.

Wir paſſierten eine Anzahl recht anſehnlicher Dörfer; die Hütten waren durchweg mit Veranda verſehen. Unter dem

Schwarm von Eingeborenen, die uns zur Station begleiten, um dort Schauri zu halten, befindet sich auch der Jumbe Farhenga, der früher oft gegen uns gekämpft hat, bis er sich ergab — Leutnant Brüning ist im Kampfe gegen diesen Stamm gefallen —; er war früher ein Anhänger von Quawa und glaubt bestimmt, daß dieser sich nicht sehen lassen würde.

27. Juni 1896.

Ruhetag. Gesundes Lager auf einem Hügel. Ich weihte meinen 40-Rupien-Koch in die Geheimnisse einer Eierspeise ein; aus dem Eifer, mit dem sowohl er wie sämtliche Boys und andere Schwarze mir allerhand Handreichungen taten, kann ich auf großes Interesse an der Sache schließen. Jede Neuerung in unserem Küchenzettel kostet viel Zeit und Mühe, denn die ganze Einrichtung besteht aus Eiertiegel und zwei Kochtöpfen nebst Messern, Gabeln, Löffeln und Tellern. Die Zutaten kann ich nur nach Gutdünken abmessen; ich freue mich, daß mir trotz alledem so wenig „vorbeigerät". Heute kauften wir viele Eßwaren, die uns die Leute ins Lager brachten. Tom und der Zahlmeister eröffneten nun einen Handel, indem sie die Vorräte in zwei Hälften teilten, zum Verkauf an die Soldaten und an die Führer der Träger. Es wird mit den „Markttagen" zwischen diesen zwei Gruppen immer abgewechselt, je nachdem Vorrat vorhanden. Heute kommen die Träger dran. Großes Gedränge — aber als die zweite Hälfte zum Verkauf gestellt werden sollte, fand sich nicht ein Stück mehr vor! Selbst siebzehn Hühner, die wir für die Messe behalten wollten, waren verschwunden. Die Kerls hatten mit einer so verblüffenden Frechheit vor meinen Augen alles fortgeschleppt, daß ich der Meinung war, sie hätten die Sachen wirklich gekauft! Da bei der Menge der „Kauflustigen" die Spitzbuben nicht mehr ermittelt werden konnten, wurden sämtliche Träger vom weiteren Verkaufe ausgeschlossen und mußten ihren Bedarf auf eigene Faust aus der Umgegend zusammenkaufen. Übrigens reicht oft die ins Lager gebrachte Zufuhr für die ganze Truppe nicht aus, es müssen dann unsere Askaris das Nötigste aus den

Dörfern herbeiſchaffen; damit ſie die Einwohner aber nicht bedrängen, dürfen ſie ihre Gewehre nicht mitnehmen.

Fakalla, 29. Juni 1896.

Flußübergang; die Strömung war ſo ſtark, daß die Laſten in zwei Kanoes durchgeſchleppt werden mußten, ebenſo ein Teil der Frauen und Kinder; die Truppen hatten genug mit ſich ſelbſt zu tun. Da die erſte Bootsladung Weiber ins Waſſer fiel (glücklicherweiſe ohne Schaden zu nehmen), mußten die übrigen auch durchwaten. Auch unſer Kanoe wäre beinahe umgeſchlagen, mein kleines Gewehr fiel dabei über Bord und war in der reißenden Strömung für immer verſchwunden. Damit die Leute ſich ordentlich verproviantieren können, machten wir nur einen kleinen Marſch, denn in den nächſten Tagen werden wir nichts auftreiben können.

An Ziegen und Mehl haben wir Überfluß, aber auf die tägliche Eierſpeiſe, die es für Tom und mich bisher gab, werden wir verzichten müſſen. Seit geſtern nehme ich Chinin, ich habe etwas Fieber — kein Wunder, das fliegt einem hier beim Durchzug durch die ſumpfige Niederung an. Auch Tom fühlt ſich nicht wohl. Während ich hier ſchreibe, hocken meine einheimiſchen Beſucher, Männer, Weiber und Kinder, mir gegenüber, ihre Toilette iſt mehr oder vielmehr weniger als ſommerlich, ſie beſteht eigentlich nur aus einem Lendentuche, mit dem ſich auch die Frauen begnügen; ſie ſchwatzen unaufhörlich, ſcheinen ſich alſo doch viel zu erzählen zu haben; wo ſie nur die Menge von Unterhaltungsſtoff herhaben? Bei Tom ſitzen zwei Jumben, ich reichte ihnen zum Gruße die Hand und war ſehr erſtaunt, als ſie dieſe küßten. Die waldigen Berge, die Palmen, der üppige Blumenflor, das alles gibt ein wunderſchönes Landſchaftsbild, zu welchem die hochragenden Felſen in ihrer ſtarren Größe mit ihren dunkeln Klüften den maleriſchen Gegenſatz bilden. Seit Kiſaki gibt es viele Vögel, auch Affen trafen wir an. Von den Vögeln iſt uns der Milan und der Marabu ſtets willkommen: erſterer zeigt die Nähe von bewohnten Plätzen an, letzterer findet ſich ſtets in der Nähe von

Wasser; auch der Honigvogel ist ein angenehmer Reisegefährte, er führt stets an Stellen im Walde, wo man Honig findet. Schnapsel hat sich schon sehr afrikanisiert, seine Mittagsruhe hält er mit Vorliebe in der Sonne.

Am Fluß Ruipa, 1. Juli 1896.

Wieder zwei Marschtage durch Sumpf und hohes Gras. Erst brach das Maultier mitten im Wasser unter mir zusammen, dann blieb mein Esel im Schlamme stecken; beidemal mußte ich absteigen und mich weiterschleppen lassen, und zu guter Letzt rutschte mein Maultier das steile Flußufer mit mir hinab, so daß ich abgeworfen wurde. Der Ruipa ist an 3 Meter tief; also Übersetzen mittels Kanoes: eine sehr langwierige Geschichte bei der Menschenmenge und den vielen Lasten. Unsere Schwarzen sind übrigens sehr eifrig um mich bemüht; wenn Maultier und Esel versagen, werde ich wie ein Paket mit der Aufschrift „Vorsicht! Nicht stürzen! Zerbrechlich!“ weitergereicht, nur mit dem „Vor Nässe zu bewahren!“ sieht es meistens fraglich aus; es muß doch ein köstlicher Anblick sein, wenn vier Soldaten mich durch den Strom tragen, ausgleitend und stolpernd, so daß ich nie weiß, nach welcher Seite ich demnächst fliegen werde, oder aber wenn ich mitsamt meinen schwarzen Trägern im Schlamme liege. Das „Kelele“ (Geschrei) dann bei der gesamten Korona! — Heute den 34. Tag unterwegs!

Gima, 2. Juli 1896.

Der Tag fing mit einem Überfall durch Ameisen an, deren ich erst Herr werden mußte, ehe wir um 6¼ Uhr abmarschieren konnten. Der Marsch bot einige Abwechselung gegen die letzten Tage: ich fiel diesmal nicht mit meinem Reittiere, sondern es fiel mir der Tragebaum meiner Kitanda (Tragsessel) auf den Kopf — natürlich tolle Kopfschmerzen. Unerträgliche Hitze, nirgends Schatten, mein Siegellack ist wie weiches Wachs auseinandergegangen. Vergeblicher Versuch, in den Dörfern etwas zu kaufen; die Bewohner sind sämtlich weggelaufen, ein sicheres Zeichen, daß

sie Anhänger von Quawa sind. Unsere Boys singen „Ich bin ein Preuße“ in den stillen Abend hinaus; es klingt so kindlich und heimatlich zugleich von den munteren schwarzen Burschen.

Ndemusdorf, 3. Juli 1896.

Auch heute alle Dörfer verödet — ein böses Zeichen! Quawa hat die Leute gegen uns aufgewiegelt. Zwar wohnen hier noch keine Wahehe, aber er hat in den Dörfern hier überall von seinen Wahehe einige sozusagen als „Stationschefs“ verteilt, die die Einwohner beherrschen. Um es jedoch nicht ganz mit uns zu verderben, haben diese vor ihrer Flucht das Gras niedergetreten und Bäume gefällt, uns also den Weg möglichst gangbar gemacht, und in den Dörfern, in denen wir unser Lager aufschlagen, erscheinen auch die Jumben. Sie dienen also zweien Herren. Daß die Leute bei unserem Nahen weglaufen, hat wohl auch seinen Grund in den schlimmen Erfahrungen, die sie früher stets mit den Handelskarawanen machen mußten; ihre Hütten wurden einfach als Quartiere benutzt, ohne daß sie dafür eine Entschädigung erhielten. Tom hat nun angeordnet, daß die Karawanen für jede Hütte, die sie benutzen und vor dem Abmarsche wieder reinigen, 5 Pesa zu bezahlen haben, überlassen sie die Reinigung dem Besitzer, so sind dafür weitere 5 Pesa zu entrichten. Die Hütten sind hier fast alle rechteckig und ganz aus Gras hergestellt, dabei aber ziemlich wetterfest. Der hiesige Jumbe hat sogar eine Veranda an seiner Wohnung; zwar keine Fenster, dafür aber zwei, allerdings sehr kleine Türen, so daß man sich tief bücken muß, um einzutreten.

Heute sah ich die erste Wildgrube, direkt am Wege, so daß ich sehr um unsere Schafe bangte. An einen steilen Hügel am Wege knüpft sich ein Negermärchen, das erste, von dem ich hörte: Hoch oben auf dem Gipfel weidete, so berichtet die Sage, eine Herde von schneeweißen Ziegen und im Innern des Berges sehe man ein großes Haus von Steinquadern, in welchem der Teufel wohne. Den Zusammenhang zwischen dem Schloßherrn und der Ziegenherde konnte ich leider nicht feststellen.

5. Juli 1896.

Meine Begeisterung für Wasserfälle steht nicht mehr auf ihrer früheren Höhe. Heute mit $4^1/_2$stündigem Marsche sechzehn Flüsse passiert, die meistens von Wasserfällen kamen; meine Freude beim Anblick eines solchen ist also bereits sehr herabgestimmt. Heute die ersten Farnkräuter gesehen! — Es regnet unaufhörlich, Tag und Nacht, der Marsch deshalb ganz abscheulich. In der Nacht plötzlich großer Lärm: Schnapsel rast wie toll im Lokale herum, und draußen werden die Schweine und Puten mobil. Ursache: allgemeiner Überfall durch Ameisen, denen wir mit Insektenpulver und Asche energisch zu Leibe gingen. Die Puten pickten sich die Störenfriede gegenseitig ab. Gestern trafen wir die Karawane, die unser Haus trug, 350 Mann, die zur Küste zurückkehrten; wir benutzten sie gleich, das Gras auf dem Lagerplatze niederzutreten.

Am Kitalabach, 6. Juli 1896.

Bei strömendem Regen wieder ein ganz schauderhafter Weg. Es ist uns zwar nichts Neues, daß die Leute $^1/_2$ Stunde lang bis über die Knie, oft bis zu den Hüften im Wasser waten, aber sie konnten sich sonst doch in der Sonne bald trocknen. Daran ist jetzt natürlich nicht zu denken; dazu ist es empfindlich kühl; im Zelt hatten wir um Mittag nur 14 °. Auch sind wir nunmehr alle ziemlich abgespannt. Mein Mann hat arges Fieber, macht aber trotzdem die Wegeaufnahmen. Die Marschordnung war, um Tom Gelegenheit zu besserem Überblick zu geben, seit einiger Zeit geändert, wir marschieren nicht mehr an der Spitze, sondern halten die Mitte, so daß Tom die Biegungen des Weges besser sieht. Stößt die Spitze auf ein Hindernis, so wird dieses uns durch Winken angezeigt, dann heißt es „Kolonne halt", bis der Weg frei. Für mich bedeuten diese Halts stets eine gewisse Spannung, denn je nach der Natur dieses Hindernisses richtet sich die Art meiner Weiterbeförderung: Postpaket, Seiltanzen oder Kunstreiten. Zu letzterem eigne ich mich erfahrungsgemäß am wenigsten, das kommt mir täglich zum Bewußtsein,

wenn ich, Schnapſel auf dem Schoße haltend und die Füße möglichſt zwiſchen die Langohren meines Eſels gelegt, mich krampfhaft am Sattel feſtklammere, während der Weg mit Gleiten und Stolpern über Wurzeln, Steine, durch Sumpflöcher, Waſſerpfützen und Flußläufe geht.

Am 7. Juli 1896.

Heute ſchlugen wir das Lager am Fuße des Mbongo auf — gegenüber dem Endziel unſeres Zuges: Perondo, unſerer Station, die wir morgen erreichen werden! Angeſichts dieſes Zieles tauchen eine Menge wichtiger Fragen auf, die es zweifelhaft machen, ob die Station auch wirklich hier errichtet werden kann. Wird Quawa Krieg anfangen? So friedlich, wie man ihn an der Küſte glaubt, iſt er nicht, je näher wir ſeinem Gebiete kamen, je mehr hatten wir Urſache, uns vom Gegenteile zu überzeugen.

Zweites Kapitel.

In Perondo. Gründung der neuen Station Iringa.

Perondo, 8. Juli 1896.

Um 6¼ Uhr Aufbruch, zunächst durch Sumpf bis zum Fluß, dann guter trockener Weg, mit Wassergräben an beiden Seiten. Hier machten wir sämtlich erst Einzugstoilette, auch die Kompagnie, die ihre neuen Uniformen anlegte. Wir Europäer ritten an der Spitze des Zuges, hinter uns die Soldaten zu je drei Mann breit — mehr gestattete der Weg nicht — so bewegte sich die Kolonne durch die schöne Berg- und Waldlandschaft. Schon weit von der Station kamen uns Herr v. Stocki, Graf Fugger und Dr. Berg entgegen, die auch für eine prächtige Ausschmückung der Station gesorgt hatten; Ehrenpforten waren errichtet, und alles prangte im Schmucke der Fahnen und Girlanden; kaum eine Hütte ohne Palmen und Blumen. Über der Messe wehten die deutsche Kriegs- und die Handelsflagge; die Unteroffiziere, die Soldaten und die ganze Einwohnerschaft, an 2000 Personen, bildeten Spalier. Es war ein farbenprächtiges, schönes Bild. Zum Willkommenstrunk wurde Sekt gereicht, dann ein kurzes Plauderstündchen — und der Dienst machte seine Rechte an unsere Herren geltend. Zu Mittag folgten wir einer Einladung Herrn v. Stockis nach der Messe zu einem afrikanischen Festmahle — wenn ich einen europäischen Maßstab anlegen soll, kann ich es nur ein Austern-Diner nennen: also großartig! Sekt — der letzte — wurde reichlich getrunken, dank seiner

belebenden Wirkung und der Freude über das erreichte Reiseziel war die Stimmung äußerst vergnügt, trotzdem mein Mann und Graf Fugger Fieber hatten (letzterer hatte noch Tags zuvor 40° gehabt!). Solch einen schönen Empfang hatten wir uns nicht träumen lassen, möchte doch diese unerwartete Freude, dieser schöne Anfang eine gute Vorbedeutung für die Zukunft sein!

Die Station liegt auf einem kleinen Hügel mitten in den Bergen, gegenüber ein mächtiger Wasserfall. So prachtvoll sich das Landschaftsbild dem Auge darbietet, so wenig entspricht der Ort gesundheitlich den Anforderungen, die man an eine mit Europäern zu besetzende Station stellen muß: ringsum Sumpf! Es bleibt nichts übrig, als die Station zu verlegen, und zwar nach Uhehe. Das macht Tom viel Arbeit und erfordert vieles und gründliches Kopfzerbrechen. Zunächst allein: wie die 2000 Lasten mit nur 700 Trägern nach der neu anzulegenden Station zu dirigieren — ohne daß es zu viel kostet! Die Wohnungsverhältnisse sind mehr praktisch wie glänzend: die Messe besteht aus einer offenen Hütte, alles übrige, was auf die Bezeichnung „Wohnung" Anspruch macht, sind Lehmhütten, in denen der Zimmermann die üblichen Löcher für Tür und Fenster gelassen hat, ohne durch Tischler und Glaser ergänzt zu werden.

Perondo, 9. Juli 1896.

Wenn ich abends von unserer hochgelegenen Boma ins Dorf hinuntersehe, brauche ich meine Einbildungskraft gar nicht übermäßig anzustrengen, um mir den Anblick einer Berliner Straße in abendlicher Beleuchtung zu vergegenwärtigen: alles hell erleuchtet, Licht an Licht. Heute ritt ich durch Perondo, die Soldaten standen stramm, Frauen und Kinder, alles was auf den Straßen kreucht und fleucht, kam heran, um mich zu begrüßen, unzählige Male mußte ich „Jambo" sagen.

Perondo, 12. Juli 1896.

Gestern gaben wir ein großes Diner! Die Vorbereitungen dazu nahmen schon den ganzen Tag vorher in Anspruch, bis ich

alles nötige Küchengerät zusammen und die sonstigen Vorbedingungen zu einem europäisch-afrikanischen Festmahle erfüllt hatte. Am Morgen des großen Tages ging ich schon früh um 6 Uhr an die Arbeit, hatte aber auch die Freude, daß alles trefflich gelungen ist. Die kleinen Pasteten wurden mit dem stumpfen Ende des Hammers geformt, der Teig mit dem — natürlich sorgfältig gereinigten — Gewehrlaufe glattgestrichen und ausgerollt, Löffel, Messer und Gabel je nach Bedarf als Quirl, Spicknadel und ähnliches verwandt, die Speise in Ermangelung eines Reibnapfes in einem Teller verrieben; Töpfe und Schüsseln avancieren zu Bratpfannen und Backformen. Freilich wartet schon immer eins aufs andere, denn viel Vorrat und Auswahl ist nicht vorhanden, — aber wie gesagt, es ging trotz aller Umständlichkeit ganz prächtig. Unser Koch konnte mir wenig helfen, seine Kunst beschränkt sich bis jetzt nur auf die Zubereitung von Ziegen und Hühnern, die ihm übrigens ganz leidlich gelingen. Die Ausschmückung unseres „Speisesaales" hatte mein Mann übernommen. Unsere Hütte ist ein aus ungeschälten Stangen bestehender, viereckiger Kasten, die Wände aus Bambus, ausgefüllt mit roter Erde, das schräge Dach ebenfalls aus Stangen, Bambusstöcken und Stroh. Zum Schutz gegen den Staub ließ Tom als Zimmerdecke unter dem Dache ein weißes Tuch ziehen. Die Hütte ist in drei gesonderte Räume abgeteilt, unser Schlafzimmer hat sogar eine Türe — man kann sie zwar nicht schließen, es ist aber doch immerhin eine wirkliche Tür! Die Fensterscheiben werden durch Drahtnetz angedeutet, die Dielen ersetzt festgestampfte Erde. Die Einrichtung besteht aus Tischen, Stühlen und Feldbettstellen. Tom hatte noch eine Veranda anbauen lassen, die gerade an diesem Tage fertig geworden war; sie und der große Mittelraum wurden nun zur Feier des Tages geschmückt. An die Wände wurde blaues Tuch gespannt, überall hingen Blumen, und zum Ersatze der heimischen Eichenholztäfelung wurden unten ringsum große saftiggrüne Blätter befestigt; es sah wunderhübsch aus — stilvoll-afrikanisch. Dazu in der Mitte der festlich gedeckte Tisch, reich verziert mit Blumen; an Tischgerät, wie Teller, Gläser usw., war kein Mangel

(ich hatte mir alles Nötige zusammengeborgt), daneben ein gedeckter Tisch zum Anrichten und als Trägerin der „historischen" Maibowle (es wird wohl die erste ihrer Art gewesen sein, die im Innern Deutsch-Ostafrikas getrunken wurde!), eine festlich verhüllte leere Kiste.

Die Boys bedienten flott und geschickt; trotzdem bei jedem Gang Messer und Gabel gewechselt wurden, klappte alles so gut, daß wir das Menu in knapp zwei Stunden erledigt hatten. Wer die vergnügte Gesellschaft in dem festlich geschmückten Raume beobachtet hätte, wäre kaum auf den Gedanken gekommen, daß er hier ferne von aller Zivilisation Europas sich im Innern Afrikas befände. Unsern lieben Gästen zu Ehren hatte ich Toilette wie zu einer großen Gesellschaft zu Hause gemacht. Den Kaffee tranken wir auf der Veranda, wo Tom unsere Koffer mit weißen Tüchern zu Kaffeetischen umgestaltet hatte. Um 7 Uhr abends trennten wir uns. — Es ist doch schön in Afrika, selbst in einer Hütte mit harten Stühlen.

Perondo, 13. Juli 1896.

Um 7 Uhr ging Tom zum Dienste, kam um 8 Uhr zum Tee und verschwand dann wieder. Ich zahlte den Boys ihr Gehalt, um 9 Uhr kam Dr. Berg; dann besah ich meine schöne Vorratskammer, die sogar ein Gestell aus Wellblech hat, denn Holzbretter sind ein seltener Artikel.

Die übrig gebliebene Kalbskeule, mit der wir so schön taten, da sie seit sechs Wochen erst die zweite Unterbrechung der sonst immer nur aus Huhn und Ziege bestehenden Fleischkost bildete, dieses Haupt- und Prunkstück unseres festlichen Mahles, hat Schnapsel über Nacht aufgefressen. Der Feinschmecker!

Während ich hier schreibe, hält mein Mann Schauri. Das macht mir viel Spaß, und ich sehe gern zu; die Mimik der Schwarzen ist großartig. Meist handelt es sich um Diebstahl, und Kläger und Beklagter sind anwesend.

Perondo, 17. Juli 1896.

Ich war in den letzten Tagen nicht recht wohl und zu abgespannt zum Schreiben. Abends haben wir „Sterne geguckt“ oder die Herren waren bei uns. Am Sonntag ist Herr v. Stocki mit 300 Trägern ausgezogen, um Nahrungsmittel für die Leute zu kaufen; denn wer weiß, ob in Uhehe genügend Vorrat aufzutreiben sein wird. Graf Fugger ging gestern mit 300 Trägern, 24 Soldaten und einem Maximgeschütz nach Uhehe ab; zunächst muß er den ungemein steilen Berg hinauf, ein schweres Stück Arbeit mit den Lasten; etwa sechs Stunden weiter wird er dann eine kleine Boma anlegen, nach welcher später mit nur 700 Trägern 2000 Lasten hinaufgeschafft werden müssen; das nimmt für jeden Transport hin und zurück fünf Tage in Anspruch; die ersten sind schon unterwegs.

Schnapsel sucht sich durch besonderen Ordnungssinn wieder einzuschmeicheln, eben jagt er die Schweine fort, die sich bis an die Veranda gewagt haben; sonst sitzt er stundenlang vor einem Baum und beobachtet die Eidechsen oder lauert vor den Rattenlöchern in unserer Hütte.

Alles ist hier teuer. Ein Ei kostet 5 Pesa (10 Pfg.), ein mageres Huhn 1 Rupie (1,35 Mk.). Ein Grieche hat sich hier niedergelassen, der gute Geschäfte macht. Heute kommen 150 Futterlasten an. Reis gibt es reichlich.

Soeben erscheint die kleine, unansehnliche Figur unseres Koches auf der Bildfläche, um sich den heutigen Speisezettel zu holen. Nächstens werde ich wohl auch mit krummem Rücken und Triefaugen antreten, meine Küche ist ganz dazu eingerichtet: drei bis sechs offene Feuer an der Erde, deren Rauch die Augen beizt. Gestern habe ich eine Anzahl Lasten geöffnet. Eine wenig erfreuliche Arbeit: vieles ist verdorben, manches Notwendige finde ich überhaupt nicht.

In der Boma wird eifrig gebaut. Im Norden und Süden werden kleine Bastionen angelegt, Vorratskammern gebaut, mit Verandas für die beiden zurückbleibenden Europäer. Für Tom erhebt sich eine große Schwierigkeit: der Feldwebel scheint perni-

ziöſes Fieber zu haben und wird vielleicht die Expedition nicht mitmachen können; mit ihm müßte dann auch Dr. Stierling hier bleiben, und das bedeutet für Tom den Verluſt von zwei Europäern. — Eine rechte Landplage ſind hier die kleinen ſtecknadelkopfgroßen Sandflöhe, die beſonders den barfüßigen Negern, aber auch uns bös zuſetzen. Ferner eine winzige Fliege, die uns vor allem an die Ohren geht, ſo daß wir vielfach Taſchentücher um den Kopf gebunden tragen müſſen — ein ſpaßiger Anblick.

Perondo, 18. Juli 1896.

Träger aus Kiſaki brachten heute einige Möbel. Gegen Mittag kam Kapongo blutend an. Herr v. Stockis Boy hatte auf ihn mit einem Revolver geſchoſſen. Wir hielten die Wunde mit Tüchern zu, bis Dr. Berg kam und ihn verband. Der Attentäter iſt vorläufig eingeſperrt; der hoffnungsvolle Junge iſt erſt ungefähr 13 Jahre alt. Zur Pflege des ſchwerkranken Feldwebels hat mein Mann Nachtwachen für die Europäer angeſetzt. Hoffentlich läuft es gut ab, ich werde mich ſeiner beſonders annehmen.

Eine Delikateſſe haben wir jetzt auf der Station: friſche Milch! Leider darf ich einer Magenverſtimmung wegen keine genießen, aber mein Mann ißt jeden Morgen ſaure Milch und trinkt über Mittag Buttermilch. Wir machen nämlich friſche Butter, eine große Wohltat für unſern Küchenzettel!

Perondo, 19. Juli 1896.

Mit den Wahehes ſcheint es kritiſch zu werden. Graf Fugger meldet ſoeben durch einen Boten, daß die Einwohner alle vor ihm geflohen ſind, die Männer zu Quawa, die Weiber und Kinder in das Pori. Da er auf ſeinem Zuge nirgends Nahrungsmittel findet, wurden ſofort zehn Futterlaſten an ihn abgeſandt. Wenn Quawas Einfluß an den Grenzen ſeines Landes ſchon ſo fühlbar wird, wie wird es dann erſt im Innern werden?

Kapongo iſt trotz ſeiner Wunde vergnügt, dem Feldwebel geht es nicht ſchlimmer, er iſt aber ſehr ſchwach.

Empfang in Perondo. Reiteſel der Frau v. Prince.
(Zu S. 35.)

Von links nach rechts:
Oberleutn. Glauning. Hauptm. v. Kleiſt. Stabsarzt Dr. Stierling. Hauptm. v. Prince. Leutn. Graf Fugger. Leutn. Stadlbaur. — Frau Hauptm. v. Prince.

Unſer Eßzimmer iſt jetzt großartig eingerichtet: eine ganze Kommode und ein Waſchtiſch haben ſich eingefunden; man muß ſich an dieſen Luxus erſt langſam gewöhnen. Nur des Staubes kann ich nicht Herr werden: Erdboden und Wände ſorgen für immer neuen Vorrat.

Heute gibt's Radieschen zu Mittag, wirkliche echte Radieschen!! Sie ſollen aber auch für meinen mit Arbeit überhäuften Mann eine beſondere Überraſchung werden; ein paar Hände mehr könnte er gut gebrauchen und, wenn's ginge, auch noch ein paar Köpfe. Das kommt und geht in einem fort. Berichte ſchreiben, Schauri abhalten, dazwiſchen kommen Meldungen über unſeren Quälgeiſt Quawa, Träger mit Laſten wollen abgefertigt ſein, an die auswärts befindlichen Leutnants müſſen längere Dienſtſchreiben mit Befehlen und Verhaltungsmaßregeln abgeſandt, Klagen und Beſchwerden angehört, unterſucht und entſchieden werden, dazu noch die aſtronomiſchen Aufnahmen, die Kompagnie mit ihren täglichen Anforderungen, kurz geſagt: der Tag hat oft vierundzwanzig Stunden zu wenig, um die ganze Maſchine im Gang halten zu können.

Perondo, 22. Juli 1896.

Heute fühlte ich mich ſo wohl, daß ich Krankenbeſuche machen konnte: erſt bei Kapongo, dann beim Feldwebel Spiegel; es geht ihm ſchon beſſer. Aber wie wohnen unſere Offiziere und Unteroffiziere! Von irgendwelcher Bequemlichkeit keine Spur. Es iſt wirklich im höchſten Grade anzuerkennen, mit welcher Genügſamkeit ſie ſich hier einzurichten wiſſen. Wir haben doch wenigſtens mehr Wohnraum und beſſere Betten, und das iſt hier eine Hauptſache. Nun, nach Weihnachten werden wir es alle beſſer haben, dann iſt die neue Station fertig, auf die ſich alle unſere Wünſche und Hoffnungen richten.

Ich kam bei einer Menge von Frauen vorüber, die Reis ausſtampften und luſtig ſangen. Sie begrüßten mich alle mit lautem Geſchrei, dem untrüglichen Zeichen von großer Freude: je lauter der Neger, deſto vergnügter. Der Reis und andere Körnerfrüchte werden hier auch vielfach ausgedroſchen; die Dreſch-

flegel sind den unseren ähnlich, selbst der anheimelnde Rhythmus unserer deutschen Scheunentenne wird innegehalten. Heute erhielt mein Geflügelhof einen Zuwachs von elf Hühnern. Die ganze Haus- und Hofwirtschaft gewinnt täglich für mich mehr an Wert, besonders weil ich mir doch fast alles nach und nach selbst schaffen und zusammenbauen muß, ohne die vielen Hilfsmittel und Bequemlichkeiten, die einem zu Hause so überreich zu Gebote stehen. Noch nie ist es mir so zum Bewußtsein gekommen, was uns Kinder einst so in den alten Robinson-Geschichten fesselte, wie hier in unserem Nomaden- und Ansiedlerleben, wo alle die Kleinigkeiten, die man in der Heimat kaum der Beachtung wert hielt, in ganz anderem Licht erscheinen. Freilich, Steck- und Nähnadeln habe ich mir aus Fischgräten noch nicht anzufertigen brauchen, aber oft genug muß man hier zu Aushilfsmitteln greifen, die auch eine Frau Robinson nicht verschmäht haben würde.

23. Juli 1896.

Gestern abend gemütliches Zusammensein in der Messe bis nachts 1 Uhr. Vom Grafen Fugger kam Nachricht, er baut tüchtig an seiner Boma; von den Einwohnern der Temben läßt sich niemand sehen, die Wahehe dagegen haben Beobachtungsposten ausgestellt. Es spitzt sich mehr und mehr zu, trotzdem mein Mann mehrere Gesandtschaften an Quawa geschickt hat, um diesen über den friedlichen Zweck unseres Zuges aufzuklären. An den Küsten hat man von den hiesigen Zuständen keine Ahnung, es wurde dort behauptet, Perondo sei sehr gesund und alles atme hier Frieden! Jetzt hat der zweite Unteroffizier auch Fieber.

Mit der Zeit schärft sich der Blick für die schwarzen Gesichter, ich kann jetzt schon die Frauen von den Männern unterscheiden; anfangs war das durchaus nicht leicht; beide tragen als Gewand große Tücher um Brust und Körper, die nur den Kopf, die Arme und die Füße freilassen; selten sieht man einmal einen Mann, der einen Anflug von Bart trägt.

Eben sitzt Kiwanga, einer unserer größten Häuptlinge, bei meinem Mann, ein stattlicher schwarzer Herr in europäischer

Kleidung. Benehmen und Sprechweise machen einen guten Eindruck; schade, daß ich nichts von der Sprache verstehe; er scheint sehr klug zu sein. Unser Kognak hat seinen Beifall, er hat eine ganze Tasse voll getrunken! Er erzählte Tom, daß Quawa bei Iringa einen Streifschuß am Oberschenkel erhalten habe. Hätte der Schuß damals besser getroffen, brauchte mein Mann jetzt nicht all das Häßliche durchzumachen, was uns nun als sicher bevorsteht.

Kiwanga, unser Gast, scheint hier in hohem Ansehen zu stehen; während ich mich sonst immer darüber ärgern mußte, daß Koch und Boys in Gegenwart von Gästen stets ganz ungeniert ins Zimmer platzten, um sich die Befehle für die Mahlzeiten zu holen oder ihrerseits Wünsche und Klagen anzubringen, kommen sie heute nur leise angeschlichen und reden nur im Flüsterton: die Nähe von so viel schwarzer Hoheit bedrückt sie ganz augenscheinlich.

28. Juli 1896.

Ich habe die Tage über nicht schreiben können, denn es lag mir wie ein Alp auf der Seele: heute sind die Sachen für meinen Mann gepackt, die er auf seinem Zuge mitnehmen will! Sobald er seinen Bericht fertig hat, geht es ab! Der Krieg ist unvermeidlich, trotz aller Versuche, mit Quawa zu friedlichem Verständnis zu kommen. Tom hatte den Auftrag, ihm ein Geschenk zu überbringen, das ist nun natürlich ganz ausgeschlossen. Wenn mein Mann nicht glücklicherweise etliche von Quawas Leuten hierbehalten hätte, würde dieser Mensch unsere Abgesandten einfach aufknüpfen; unter diesen Umständen ließ Quawa sie gar nicht zu sich herankommen, sondern wies sie unter Androhung des Todes zurück. Welche Gesinnungen ihn beseelen, dafür nur einen Beleg: seinen Großen, die ihm zum Frieden rieten, ließ er den Hals abschneiden, deren Frauen wurden durch Ohrabschneiden verstümmelt! An 80 Leute haben dran glauben müssen. Welch ein Glück für uns, daß es nicht noch mehr solche Neger gibt, die durch den blutigsten Despotismus die Stämme unter ihrem Einflusse halten — mit der Besitznahme von Deutsch-Ostafrika sähe es sonst sehr böse aus. Quawa hat seine An-

hänger um ſich verſammelt, man ſchätzt ihre Zahl auf 7000 bis 9000 Mann; ihnen ſtehen wir mit 130 Mann gegenüber, nach Abzug von 30 Mann Beſatzung unſerer Boma und weiteren 20 Mann, die die Verbindung der drei kleinen Bomas auf unſerer Etappenſtraße aufrecht erhalten müſſen. Um unſere Boma gegen einen plötzlichen Handſtreich zu ſichern, haben wir ſie in den denkbar beſten Verteidigungszuſtand gebracht, der Verſuch würde Quawa und ſeinen Kriegern teuer zu ſtehen kommen.

Ich bewundere bei all meiner Sorge die kaltblütige Ruhe meines Mannes. Bei der ungeheueren Verantwortlichkeit, die auf ihm ruht, beſtimmt er alles mit einer Seelenruhe, als ob es ſich um den alltäglichen Dienſt handele! Mittags, gleich nach Tiſch, ritt er ab mit 40 Soldaten und 100 Trägern. 400 Träger waren ſchon geſtern abgegangen, ſie ſollten heute noch eingeholt werden. Ich begleitete Tom bis zum nächſten Fluß und war gegen 3 Uhr wieder zurück. Sofort erſchien auch Kiwanga wieder und machte mir ſeinen Beſuch, der mir in meiner ſorgenvollen Stimmung wenig angenehm war. Ich ſetzte ihm Kognak und Zigaretten vor und da bei meinen mangelhaften Kenntniſſen des Suaheli keine rechte Unterhaltung in Fluß kam, ging er bald wieder. Dann machte ich mir allerlei Beſchäftigung, zog die Uhren auf, ging nach dem Hühnerſtall und anderes mehr, bis der Dolmetſcher mit der Meldung kam, ſoeben werde Herr v. Stocki ſchwer erkrankt ins Lager gebracht. Das war ein großer Schrecken. Ich ging ſofort zu ihm, fand ihn glücklicherweiſe ſchon auf dem Wege der Beſſerung; er hatte ein perniziöſes Fieber überſtanden und hoffte, den Zug gegen Quawa ſchon mitmachen zu können. Nach dem Abendeſſen ſah ich nach Lagerfeuern meines Mannes in den Bergen aus, es war aber nichts zu ſehen.

29. Juli 1896.

In aller Frühe durch einen ſchriftlichen Gruß von Tom geweckt; ich ſchrieb ſofort wieder, da der Bote mit Dienſtſachen zurückging. Dann kam Kiwanga, brachte aber diesmal den Dolmetſcher mit und blieb, da wir uns nun unterhalten konnten, eine

ganze Ewigkeit. Außer dem üblichen Kognak und Zigaretten erhielt er einen kleinen Vorrat Salz zum Geſchenk und einen von Toms Anzügen. Da ihm aber der Stoff an dieſem Anzug nicht gefiel, mußte ich ihm einen anderen ausſuchen, der ſeinem Geſchmack beſſer entſprach! Später kam noch ein anderer Häuptling dazu, der ebenfalls mit Kognak und Zigaretten bewirtet werden mußte, ſowie noch mehrere Geſandtſchaften von weiter ab wohnenden Häuptlingen. Sie bleiben vier Tage hier; da geht es tüchtig über unſere Vorräte und beſonders über die Zeuglaſten her. „Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft“ — die Leute müſſen warmgehalten und einigermaßen pouſſiert werden, damit ſie uns Arbeiter für die Station ſchicken. Kiwanga war ſehr erſtaunt, als er zufällig ſah, daß ich einen Revolver bei mir trage — ich ſah, wie ich dadurch in ſeinem Anſehen ſtieg. Kiwanga war gekommen, um ſich von mir zu verabſchieden. Auf die Dauer fallen einem dieſe Gaſtfreunde doch etwas auf die Nerven.

31. Juli 1896.

Von Tom kommt jeden Tag — Gott ſei Dank! — gute Nachricht, nur beunruhigt es mich, daß er über den vorausſichtlichen Erfolg ſich niemals äußert. Gott gebe, daß alles gut geht! Herr v. Stocki hat mir von ſeiner Safari zwölf Hühner mitgebracht. Er erzählte mir, warum die Wahehe uns nicht ſchon längſt einmal überfallen hätten. Bei den Schwarzen iſt die Zauberei noch ſehr im Schwang, und „Medizinmänner“ ſtehen in hohem Anſehen. Es gibt aber auch „Medizinweiber“ unter ihnen, und eine ſolche ſchwarze Velleda hat ſich auch Quawa rufen laſſen. Die hat ihm denn nun folgendes offenbart: Der Sakkarani (nämlich Tom) habe ſich eine Bibi Sakkarani mitgebracht, die einen großen Zauber beſitze, nämlich eine kleine weiße Flaſche; wenn ſie die unter die angreifenden Wahehes werfe, würden ſie ſämtlich umkommen! Dieſe prophetiſche Warnung iſt nun überall verbreitet, die Schwarzen ringsum erzählen ſich ſchon davon.

Von meinem Gaſtfreund Kiwanga erhielt ich geſtern als

Geſchenk ein kleines Mädchen zugeſandt. Das arme kleine Ding, ich werde mich ſeiner recht annehmen. Zunächſt ließ ich es durch Mabruks Frau gründlich waſchen, dann wurde ihr der Kopf raſiert und ſie mit neuen Tüchern ausſtaffiert; ſie ſoll ſtopfen, nähen und waſchen lernen. Vorläufig habe ich als Gegengeſchenk Zeug an Kiwanga geſchickt, was weiter geſchehen ſoll, wird Tom gelegentlich beſtimmen. Jetzt geht's in die Küche und dazu gehört immer ein feſter Entſchluß: eine Wellblechhütte, von der afrikaniſchen Sonne durchglüht, mit den offenen Feuern zum Kochen.'

Perondo, 12. Auguſt 1896.

Ich habe keine Zeit gehabt, in dieſen Tagen etwas zu ſchreiben. Nach neun Tagen der Einſamkeit das Wiederſehen mit meinem Manne und zugleich die Ausſicht, ihn ſo raſch wieder für vier Wochen in das Ungewiſſe ziehen zu laſſen! Wir haben in dieſen wenigen Tagen nur der Gegenwart gelebt und die bange, trübe Sorge mit Gewalt zurückgedrängt. Das waren kurze Stunden des Glückes: Gott gebe, daß es nicht die letzten geweſen ſind.

13. Auguſt 1896.

Als Tom wieder abzog, hatte er ſtarkes Fieber; noch habe ich keine Nachricht von ihm, obwohl er beſondere Leute für den Nachrichtendienſt mitnahm. O dieſe Ungewißheit; jetzt gilt es vor allem, ſich die trüben Gedanken, die aufregenden Vorſtellungen von all den Gefahren fern zu halten, die Tom jetzt drohen! Denn nichts iſt gefährlicher als dieſe Gemütserregungen, die meiſt heftige Fieberanfälle zur Folge haben ſollen. Um mich zu zerſtreuen, bitte ich öfters den Zahlmeiſter zu mir, auch der Lazarettgehilfe wird dann hinzugezogen, und da hilft dann Kartenſpiel, „Sechsundſechzig", über manche Stunde der Einſamkeit und der trüben Gedanken hinweg. Wir Europäer ſind hier ganz beſonders aufeinander angewieſen. Wenn ſonſt mein Mann weg war, iſt mir nie ſo ſchwer zu Mute geweſen. Hier gilt es unſere ganze Zukunft, das Leben meines geliebten Mannes, die Sorge laſtet auf mir wie eine dunkle Wolke.

15. Auguſt 1896.

Von Tom gute Nachricht! Mit ſeinem Fieber geht es beſſer. Gott ſei gedankt für dieſe Freudenbotſchaft.

Ich ſelbſt leide am Fieber; dazu ſchlafloſe Nächte und die ekelhafte Plage der Sandflöhe. Die bohren ſich tief ins Fleiſch, dann heißt es, die Blaſe mit den Eiern ſorgfältig entfernen, damit nichts zurückbleibt, ſonſt wird die Sache nur noch ſchlimmer. Heute habe ich ſolche Geſchwürchen herausgenommen. Die kleine Muhigu, Kiwangas Gaſtgeſchenk, leidet ſo ſtark unter dieſer Landplage, daß ſie kaum gehen kann. Sie iſt grundhäßlich, aber ein freundliches, zutuliches Weſen. Zu meinen Pflegebefohlenen gehört auch ein kleines, etwa vier Jahre altes Indermädchen; ſie iſt Waiſe, und da ſie an krampfartigen Anfällen leidet, die ſie meiſt am Gehen hindern, will niemand etwas von dem armen Kinde wiſſen; auch an den Händen iſt ſie gelähmt, dazu blöde Augen, — es iſt ſchmerzlich, das arme Ding anzuſehen. — Auf dem Hühnerhofe ein Erfolg: eine Pute legt Eier und eine Ente iſt am Brüten. Letzte Nacht prachtvolles Steppenfeuer, das ſich bis in die Berge zog und den Waſſerfall wunderbar beleuchtete. Die Eingeborenen hatten auf weite Strecken hin das trockene Steppengras abgebrannt. Durch Schnapſels Rattenjagd werden meine Nächte auch nicht erquicklicher; er fängt natürlich keine, denn durch die engen Löcher in den Wänden kann er nicht nachkommen. Neulich fielen in der Nacht zwei von dieſen ſcheußlichen Tieren von der Decke auf mich, ich ſchrie laut vor Schrecken; eine lebensmüde Ratte fand ich im Waſchbecken ertrunken.

Lager am Ombaſcha-Poſten, 19. September 1896.

Welche Glücksbotſchaft geſtern! Um vier Uhr kam ein Brief von Tom: ſobald unſer Gepäck „tajari“ (fertig gepackt zum Mitnehmen), ſoll ich zu ihm kommen! Er hatte für das Verpacken zwei Tage gerechnet — natürlich war ich ſchon am anderen Morgen „tajari“ und rückte mit meinem Begleiter, dem Oberlazarettgehilfen, ab. Ein tüchtiger Gebirgsmarſch. Sehr müde!

Lager am Kihansiflu ß, 20. September 1896.

Ich darf wenigstens ſagen, daß ich Afrika kennen lerne; freilich iſt dieſer praktiſche Geographieunterricht recht anſtrengend, dafür aber nur intereſſanter. In der Schweiz habe ich nicht ſolche Kletterpartien gemacht wie hier; ſelbſt nicht am Julier, wo ich mir Edelweiß geholt habe von Stellen, die für Damen als unerreichbar galten. Geſtern waren acht Berge zu nehmen, 600 bis 800 Meter hoch, ſo ſteil und unwegſam, daß ich mich oft hinaufziehen laſſen mußte, wenn ich die für mich eingehauenen Stufen in den Felsblöcken ſelbſt auf „allen Vieren“ nicht mehr ſchaffen konnte. Aber jeder beſtiegene Berg war ja ein Hindernis weniger auf dem Wege zum Ziel! Da vergaß ich gern 33° Reaumur! Die Ausſicht war großartig, aber die Müdigkeit ließ mich doch nicht zum Genuß kommen.

Magdalenenhöhe, 21. September 1896.

Morgen oder übermorgen ſehe ich meinen Mann wieder! Was waren das für ſchreckliche Wochen! Wie zitterte ich um des Geliebten Leben, wie oft kamen Nachrichten, die mir das Blut in den Adern gerinnen ließen! Wußte ich doch Tom mit ſeinen 230 Mann und den 8 Deutſchen — von denen drei eben erſt das perniziöſe Fieber überſtanden hatten — einem an Zahl weit überlegenen blutdürſtigen Feinde gegenüber. Anfangs erhielt ich alle paar Tage Nachricht — dann blieb vierzehn Tage lang jede Botſchaft aus! Doch nun iſt ja dieſe ſchreckliche Zeit der qualvollen Ungewißheit vorüber, ich ziehe ihm entgegen, ſoll ihn nun bald geſund und fröhlich wiederſehen! Die größte Gefahr iſt abgewendet, wenn auch noch viel, ſehr viel zu tun übrig bleibt: nämlich Quawas habhaft zu werden. Dazu müſſen aber erſt Hilfstruppen abgewartet werden, Toms kleine Schar iſt in dieſem ungeheuren Gebiete dieſer Aufgabe natürlich nicht gewachſen. Für mich zum Glück: bis zum Eintreffen der Verſtärkungen darf ich bei meinem Manne bleiben! Als Tom das Lager Quawas nahm, iſt dieſer entkommen, ſo konnte dem ganzen Feldzuge leider nicht mit einem Schlage ein Ende gemacht werden. Das Gefecht war

infolge von Quawas Flucht ziemlich kurz, Tom hatte keine Verluste, auf der feindlichen Seite aber Tote, Verwundete und Gefangene. Es wurden an 1000 Stück Großvieh und 1100 Kleinvieh erbeutet — an Fleischmangel wird die Station also nicht mehr zu leiden haben.

Eine Episode aus diesen sechs Wochen Einsamkeit muß ich doch noch nachtragen. Eines Abends saß ich mit dem Zahlmeister Winkler und dem Lazarettgehilfen Prinage beim Skat, als plötzlich einige Griechen und Araber auf unserer Veranda mit der Schreckensnachricht angestürzt kamen: „Die Wahehe sind da! Sie wollen die Boma stürmen!“ Da hieß es „Kaltes Blut“ — nicht den Kopf verlieren; es war das erstemal, daß ich mich in solcher Lage nur auf mich selbst angewiesen fand. Während Winkler und Prinage Patronen an die sofort alarmierten Soldaten ausgaben, die Boys und Träger mit Vorderladern bewaffneten und jedem seinen Posten anwiesen, ließ ich Wasser herbeiholen, brachte die Reittiere in der Boma unter, sammelte die mit Speeren bewaffneten Männer aus dem Dorfe, brachte sämtliche Windlichter und Laternen zusammen und suchte möglichst Ordnung in das schwarze Menschengewühl zu bringen, denn Weiber und Kinder bildeten ein kaum entwirrbares Knäuel. Dann steckte ich Revolver und Patronen zu mir, legte mein Bestes an Schmuck obenauf im Koffer, um im Falle eiliger Flucht alles zur Hand zu haben, dann machten wir einen Rundgang, um uns von der richtigen Ausführung aller unserer Anordnungen zu überzeugen. Die ganze Alarmierung war in fliegendster Eile vor sich gegangen; nach kaum einer halben Stunde spielten wir auf unserer Veranda weiter. Wir blieben die ganze Nacht auf, — ich hatte die Weiber und Kinder inzwischen auch untergebracht — und vertrieben uns die Zeit mit Kaffeetrinken und Postenrevidieren. Der Höllenlärm unserer aufgeregten Nachtgäste ebbte nach und nach ab, und der prachtvolle Sonnenaufgang fand uns in verhältnismäßiger Ruhe. Die Wahehe waren nicht gekommen, unsere Vorbereitungen für einen möglichst warmen Empfang also vergeblich gewesen. Die Weiber trauten aber dem Landfrieden doch noch nicht: tagelang

hielten sie sich in Zelten dicht an der Boma auf, aus Furcht vor den Wahehes.

Die Aufregung jener Nacht hatte wohltuende Wirkung: sie riß mich gewaltsam aus aller kopfhängerischen Angstmeierei, die doch zu nichts nützen konnte, und führte mir mit der wünschenswertesten Deutlichkeit vor Augen, daß ich hier, besonders wenn Tom nicht auf der Station anwesend, wirklich nicht „zum Staat" da bin. An Beschäftigung habe ich mir in der Zeit alles nur Denkbare hervorgesucht. Meinen Pflegekindern habe ich Kleidchen gemacht, Wäsche geflickt u. a. m. Viel Arbeit verursachte die Herstellung eines Kopfkissens für Tom. Alles, was von Vieh etwas längere Haare hatte, wurde geschoren, aber der Ertrag war nicht groß, denn Ziegen und Schafe haben hier meist ein glattes Fell, Schafwolle kennt man nicht; da ich zu dieser Arbeit die Papierschere benutzen mußte, hatte ich bald Blasen an den Fingern. In diese sechs Wochen fiel auch mein erster Geburtstag als junge Frau! Die Feier hatte ich mir auch anders vorgestellt. Tom hatte für reichen Blumenschmuck meiner Hütte gesorgt, von ihm selbst kam ein herzliches Schreiben — aber doch eben nur ein Schreiben! Als Gratulanten erschienen der Zahlmeister und der Lazarettgehilfe; aus der alten Heimat kein Gruß, kein Glückwunsch. Die Soldaten gaben, wie an hohen Festtagen, mir zu Ehren drei Salven, dann spendierte ich ihnen Geld und den Boys eine Ziege.

Als wir von Perondo abzogen, kam das ganze Dorf, um mir eine gute „Safari" zu wünschen, mindestens an 300 Weiber begleiteten mich ein Stück Wegs, und als sie schließlich Spalier bildeten, drängten sie sich alle an mich heran, um mir noch einmal „Kwaheri" zu sagen. Diese Anhänglichkeit, über die ich mich wirklich freute, verdanke ich wohl meiner Gewohnheit, im Dorfe öfter selbst Einkäufe zu machen und die Kinder mit Erdnüssen und dergleichen zu beschenken.

Magdalenenhöhe, II. Etappe, 24. September 1896.

Wiedersehen mit Tom, den ich von hier aus begleite. Der Marsch bis zur II. Etappe (24. September) bot viel Schönes und

Intereſſantes. Zerklüftete Berge, auf deren ſaftig grünen Matten ſich kleine Anſiedelungen zeigten, die mich an die Schweizer Sennhütten erinnerten; rauſchende Bergbäche, die ihr kriſtallklares Waſſer in kleinen Kaskaden von Fels zu Fels ſtürzten, dichtbelaubte, blumenreiche Ufer und ein Wald von Farnen, deren Fiederfächer über uns zuſammenſchlugen. Unvergeßlich wird mir der große Waſſerfall bei Magdalenenhöhe bleiben, zu dem Prinage mich begleitete. Der Weg war ungemein beſchwerlich, glatt und ſteil, der Lohn für die Anſtrengung aber ein hoher! In einer Breite von 8 bis 10 Metern ſtürzen gewaltige Waſſermaſſen einen an 800 Meter hohen Felſen herab, um aus der Tiefe, an den durch Jahrtauſende hindurch ausgehöhlten Klippen zerſtäubt, als diamantenſchillernde Wolke aufzuſteigen, das Ganze umrahmt von üppigem Gehänge tropiſcher Flora, die überall zwiſchen den Klippen und Felsblöcken hervorquillt — und all dieſe Pracht im Farbenſpiel der afrikaniſchen Sonne. Kein Maler hat Farben auf der Palette, den Zauber dieſer Beleuchtung wiederzugeben — und Worte vermögen es noch weniger. Zu dem nachhaltigen Eindruck, den dieſes Tropenbild auf mich macht, kommt noch das Bewußtſein: ich bin die erſte weiße Frau, der dieſer Anblick vergönnt iſt.

Der Weg bis zur III. Etappe und weiter vom Ruaha aus bot ebenfalls viel Abwechſelung, ich ſtand aber noch zu ſehr unter dem mächtigen Eindruck dieſes in all ſeiner fremdartigen Schönheit gewaltigen Landſchaftsbildes, um der hügeligen Landſchaft erhöhtes Intereſſe zuzuwenden. Während wir auf der II. Etappe waren, brachte einer unſerer Schauiſch (ſchwarzer Unteroffizier) 18 Wahehekrieger an, die er ſamt ihren Weibern und Kindern mit ſeinen Askaris gefangen genommen. Die Leute waren mit Mauſer-Gewehren der Zelewski-Expedition und reichlicher Munition verſehen, ſie wurden demgemäß unter ſcharfer Aufſicht bis zur III. Etappe mitgenommen, wo Tom dann ſchließlich feſtſtellte, daß ſie auf dem Marſche nach der Station ſich befanden, um ſich zu ergeben, als ſie von unſeren Leuten aufgegriffen wurden. Das iſt ein erfreulicher Erfolg von Toms geſchicktem diplomatiſchen

Verhalten: durch langsames Vorgehen, ohne Blutvergießen, ohne eine Tembe zu verbrennen, ist den Leuten ad oculos demonstriert worden, daß die Besitznahme des Landes auch auf friedlichem Wege möglich. Nun kommen sie so nach und nach an, um sich den neuen Herren zu unterwerfen. Aber bis mein Mann das erreicht hat, mußte er sich's viel Sorge und Mühe kosten lassen, und wir alle beide haben diesen Erfolg mit einem Stück Gesundheit bezahlt!

Nun folgten schöne Tage. Mit meinem Mann zusammen konnte ich den letzten Teil unseres Marsches zurücklegen, aus dem mir noch eine höchst malerische Felsenbildung in Erinnerung steht, Trümmer und Säulen wohl vulkanischen Ursprungs, die in ihrer malerischen Anordnung uns das Kolosseum in Rom ins Gedächtnis riefen.

Am 29. September näherten wir uns unserer künftigen Station, und unsere Hochzeitsreise hatte nun ihr Ziel erreicht: Iringa!

Tom war sehr gespannt, ob schon Nachricht da wäre von den von ihm verlangten Truppen, ohne welche die Verfolgung Quawas nicht möglich wäre, und mich interessierte besonders, ob unser Haus schon fertig sein wird!

Wir wurden gleich militärisch empfangen: Leutnant Stadlbaur[1]) und Dr. Reinhard mit den Askaris von Kilimatinde begrüßten uns beim Einzug. Die beiden Herren begleiteten uns, sobald die dienstlichen Geschäfte erledigt waren, zu unserem Haus: ein niedliches Strohhäusel, mitten in einem Wäldchen, mit Durchblick nach den Bergen und der Boma; wenn der Wind geht, pfeift er frischweg durch unsere drei Zimmer; es hat auch zwei Veranden, die hintere Veranda richteten wir gleich als Stapelplatz für Lasten und Futterkisten ein. Die Decken der Zimmer sind mit weißem, die Wände mit blauem Zeug ausgeschlagen; das machte alles einen wohnlichen Eindruck, die Herren hatten zudem

[1]) Einige Monate später wurde er mit Speerstich verwundet und erlag bald darauf dem Würgengel Afrikas, der Malaria.

noch die Wohnung ſo reizend mit Blumen geſchmückt, daß wir unſere herzliche Freude daran hatten! So war uns doch unerwartet ein feſtlicher Einzug in unſer neues Heim durch dieſe Liebenswürdigkeit bereitet worden. Sobald der Bauleiter eintrifft, wird ein größeres Haus aus feſterem Material für uns aufgeführt werden. Die beiden Herren gaben uns ein Willkommensfrühſtück auf unſerer Veranda, ſie ſelbſt bewohnen ein Zelt; nachmittags beſahen wir uns die Station, und abends waren die Herren unſere Gäſte.

Am anderen Tage ging's ans Auspacken und Einrichten; beſonders das Wohnzimmer ſah recht nett aus mit ſeinen Dekorationen an Gehörnen, Speeren, Gardinen und Felldecken. Als wir die Herren bei uns zu Tiſche ſahen, waren ſie freudig überraſcht, alles ſo „europäiſch" zu finden. Sie empfanden es als eine lang entbehrte Wohltat, endlich wieder einmal an einem Tiſch, mit wirklichem Tiſchzeug, mit vollſtändiger Gläſer- und Serviergarnitur und Silberzeug ſpeiſen zu können. Unſere Lampen machten ſich famos: die Glocken waren natürlich ſämtlich geſprungen, aber Tom hatte aus rotem Zeug ſehr geſchickt Lampenſchirme hergeſtellt; die Sache ſah ſehr „modern" aus, genau wie die großen Seidenſchirme Stück zu 40 Mark in Berlin W. Wir waren recht vergnügt; ich zog mich aber etwas früher zurück, da ich ſehr müde war. Anderen Tags Abſchiedspicknick auf einem ſchön gelegenen Felſen, der eine prächtige Rundſicht bot. Wir hatten Maibowle (Waldmeiſtereſſenz, recht gut) und alles mögliche mitgenommen, u. a. auch Rebhühner. Die Herren waren bei beſtem Humor, ſie überboten ſich im Erfinden neuer Aufmerkſamkeiten. Als wir uns trennten, geſchah es mit aufrichtigem Bedauern — am nächſten Tage marſchierten ſie ab. Die Station war alſo ſchön eingeweiht worden, meine Befürchtung, hier ſo ganz ohne Sang und Klang einziehen zu müſſen, hatte ſich dank der Liebenswürdigkeit der beiden Herren nicht verwirklicht. — —

Nun kamen zwei Ruhetage, in der die Kleinigkeiten in Ordnung gebracht wurden.

Dann traf Herr v. Kleiſt von Kiloſſa bei uns ein und nach

weiteren zwei Tagen Leutnant Glauning aus Mpapua. Am vierten Tag zogen auch ſie fort; wir begleiteten ſie ein Stück Weges.

Darauf kam ein Pater Baſilius, der hier eine Miſſion gründen will. Das würde für uns einen erfreulichen Zuwachs von zwei gebildeten Europäern bedeuten. Er blieb zwei Tage bei uns. Die nächſten Tage ruhte ich mich aus, denn es war doch etwas anſtrengend geweſen.

Am 12. Oktober 6 Uhr abends erklärte plötzlich mein Mann: „Wir marſchieren morgen, auf wie lange kann ich nicht ſagen!“ Es handelte ſich darum, den Bruder Quawas in unſere Gewalt zu bekommen. Im Nu war alles gepackt, und am nächſten Morgen um 7 Uhr marſchierten wir ab. Das Einpacken hier zu Lande iſt nicht ſo ganz einfach, denn da ſind nicht nur Kleider, Wäſche uſw. mitzunehmen, ſondern Haus-, Waſch- und Kochgeſchirr, Teller, Meſſer und Gabeln, kurz und gut, eine ganze kleine Einrichtung, und die Hauptſache: alles Eſſen und Trinken.

Es war für mich eine höchſt intereſſante „Safari“. Am erſten Tage (13.) kamen wir nach Quawas Sultansreſidenz, der eigentlichen Stadt Iringa, einer Negerſtadt von etwa 9000 Einwohnern, von der noch ein großer Teil in Trümmern lag; auch Quawas Tembe iſt nur zum Teil, und zwar niedriger wie früher, wieder aufgebaut; ſie imponiert aber trotzdem durch ihre großen Räume und die zahlreichen labyrinthartigen Verbindungsgänge, in der Küche zählte ich an 60 der hier üblichen primitiven Feuerſtellen. Unter dem großen ſchattigen Baume vor der Tembe war noch der erhöhte Sitz, von dem aus Quawa ſeine Truppenrevüen abhielt; hatte er doch ſeine Truppen in beſonders kenntliche „Regimenter“ eingeteilt, mit Offizieren und Unteroffizieren; der eine dieſer Truppenkörper trug z. B. nur ganz weiße Schilde!

Am 14. Oktober erreichten wir Quawas altes Lager; ſchon auf dem Wege dahin ſtießen wir auf viele kleine Lager; das große Lager liegt ſo verſteckt in den Bergen, daß man es gar nicht gefunden hätte, wenn nicht Waheheleute es gezeigt hätten. Es maß wohl 1600 Schritte im Umfang.

Hier sollte sich der Zweck unserer Safari erfüllen: im Lager fanden wir Mpangire, den einzigen rechten Bruder Quawas, und Kapande, seinen Halbbruder, mit ihren Leuten. Sie kamen, sich zu unterwerfen.

Im Lager fand sodann großes Schauri statt, in welchem mein Mann erklärte, Mpangire solle als Sultan an Quawas Stelle eingesetzt werden; bis zur Gefangennahme Quawas jedoch müsse er ihn in Haft nehmen. Mpangire ist ein großer, hübscher Mann mit offenen Zügen und freiem Blick, sein ganzes Wesen macht einen guten Eindruck. Außer den beiden Brüdern Quawa und Mpangire (ein dritter Bruder endete durch Selbstmord) leben noch drei Schwestern: die eine ist die Frau des Merere, die beiden anderen waren bis jetzt bei ihrem Bruder Quawa, kamen aber mit Mpangire zu uns.

Mereres Frau ist es übel ergangen: als Quawa sich mit seinem Schwager Merere entzweite — er hatte auch eine Schwester von diesem zur Frau — ließ er dem armen Weibe, der Schwester seines nunmehrigen Feindes, die Augen ausstechen — worauf nun Merere an Quawa Rache nahm und dessen Schwester auf gleiche Weise blenden ließ!

Am 16. kamen wir mit unseren Schutzbefohlenen hier wieder an. Sie wurden in einer Tembe mit Dornboma untergebracht, die sie nicht verlassen dürfen, sonst kann jedermann sie besuchen. Am Tage haben sie zwei, nachts vier Wachtposten.

Zu meiner Freude fanden wir schon etwas Garten an unserm Hause angelegt.

21. Oktober 1896.

Heute besuchten mich eine richtige und eine Halbschwester von Quawa. Rotwein schien ihnen sehr zu schmecken, Butterbrot weniger, umsomehr aber Zucker und vor allem Cakes. Sie baten mich, ihnen das Nähen beizubringen, und wollen zu diesem Zwecke bald wiederkommen. Beide sind hübsche Geschöpfe mit kleinen Füßen und schmalen Händen, besonders Quawas rechte Schwester gefiel mir durch ihr offenes Wesen. Wir waren sehr lustig mit-

einander und ſchloſſen gute Freundſchaft. Nur beim Eſſen und in ſonſt noch einigen Bewegungen verrät ſich zuweilen die „Wilde“.

Unſer Renommierſtück, auf welches Tom beſonders ſtolz iſt, wurde heute fertig: die Diele im Schlafzimmer. Alles, was an Einpackholz aufzutreiben war, iſt dazu verwandt worden; ſie ſieht zwar demnach etwas ſehr geſtückelt aus, iſt aber trotzdem ſehr ſchön; da ſie einen Fuß hoch über dem Boden angebracht iſt, werden wir immer trockenen Fußboden haben. Das Linoleum kommt uns ganz beſonders gut zu ſtatten: wir haben es ringsum an der Wand des Schlafzimmers gezogen, nun hält es den Wind ab und ſieht hochfein aus!

Ab und zu machen wir einen Spaziergang; ein Ausſichtspunkt iſt ganz in der Nähe, der ſich mit den ſchönſten Schweizer Glanzpunkten meſſen kann. Dazu die prachtvolle, klare Luft; wir fühlen uns nach all den Sumpfniederungen wie in einem klimatiſchen Kurort, und das Bild unſerer erſten Station Perondo kann neben dieſem ſchönen Lande hier nicht aufkommen. Die Nachwehen unſeres Marſches äußern ſich übrigens, ich habe zuweilen kleine Fieberanfälle. Die Bazillen müſſen erſt wieder herausgetrieben werden. Heute kamen die Schweſtern wieder und brachten 20 Ehefrauen Mpangires mit. Die beiden Quawa-Schweſtern, Salatamanga und die Halbſchweſter Fulimanga, und die „größte“, d. h. erſte Frau Mpangires, Hamuna, erhielten Stühle ſowie Tee und Zucker, die andern hockten auf der Erde. Mit dem Nähen wurde es aber nichts: Hamuna erklärte mir, Arbeit ſei etwas Häßliches, und nun wollen die beiden andern auch nichts mehr lernen. Hamuna iſt hübſch und ſcheint außer ihrer Faulheit auch ein gut Teil Schlauheit zu beſitzen, ſie hat aber kein ſo gutes Geſicht wie die beiden Schweſtern. Da aus der Nähſtunde nichts wurde, zeigte ich ihnen die Bilder in Brehms Tierleben, das begeiſterte ſie ſehr, namentlich die der ihnen bekannten Tiere. Da mein Toilettenſpiegel zerbrochen angekommen iſt, ſchenkte ich jeder ein Stück davon: das machte großen Eindruck, ſie wurden nicht müde, ſich darin zu bewundern.

Soeben ſchickt mir Mpangire das landesübliche Gaſtgeſchenk:

ein kleines Mädchen, Paligungire, ebenſo landesüblich laſſe ich das kleine Ding zunächſt im Fluſſe einer gründlichen Reinigung unterziehen und ſtecke es dann in eines der Kleidchen meiner kleinen Muhegu; mein neues „Eigentum“ hat ein drolliges Kindergeſichtchen, mit großen treuherzigen Augen. Vorläufig ſehen ſich nun beide Mädels Bilder an, morgen ſoll der erſte Nähverſuch gemacht werden. Mit Teller und Löffel hantieren ſie ganz geſchickt.

Aus der Heimat ſeit drei Monaten keine Nachricht! . . . .

Das Auspacken und Einrichten macht viel Freude; die Wirtſchaft wächſt mir zuſehends unter den Händen, und jedes friſch ausgepackte Stück wird wie ein lieber alter Bekannter begrüßt. Noch 14 Tage ungefähr, dann hört hoffentlich das Leben aus den Koffern und Kiſten auf. Mit Vorräten für ein Jahr wirtſchaften, ohne Vorratskammer oder Keller zu haben, über dieſe Aufgabe muß Henriette Davidis noch einen beſonderen Nachtrag ſchreiben, für afrikaniſche Hausfrauen und ſolche, die es werden wollen.

24. Oktober 1896.

Heute brachte ich Mpangire und Kapande mein Gegengeſchenk für das kleine Mädchen. Während erſterer durch ſtattlichen Wuchs ſich auszeichnet und überhaupt vorteilhaft von ſeiner Umgebung abſticht, iſt der um vieles ältere Kapande kleiner und unanſehnlich, hat aber ein gutes, freundliches Geſicht. Mpangires energiſches, freies Auftreten, ſein offener Blick zeigen Raſſe. Für die Frauen nahm ich Tücher mit, für ihn eine Flaſche Rotwein. Damit reizte ich ſeine Begehrlichkeit zu allerlei größeren Wünſchen: noch einen neuen Anzug, ein Schwein und anderes. Ich erklärte ihm aber, ein ſo reicher Mann wie er, mit ſolchen Elfenbeinvorräten, könne ſich das an der Küſte alles ſelbſt kaufen. Die Unterhaltung war nicht ſo ganz einfach. Mein Dolmetſcher verſteht auch kein Kihehe; meine Worte mußte er nun erſt einem anderen Sprachkundigen überſetzen, der ſie dann dem Sultan weiter vermittelte. In einer Ecke ſtanden die Sklaven

zuſammengedrängt, die Frauen waren nicht anweſend; ſeine „erſte Frau“ und die Schweſter mußte ich rufen laſſen, um ſie zu begrüßen; ſie entfernten ſich gleich wieder. Die niedere Stellung, die den Frauen hier angewieſen iſt, erſchwert mir meine Aufgabe ganz bedeutend; wenn mich die Frauen hier auch als ihnen überlegen anſehen, den Männern gegenüber muß ich mir meine Stellung erſt herausbeißen. Zu dieſem Beſuche hatte ich mir einen großen Stuhl hintragen laſſen, auf dem ich Platz nahm, der Sultan ſaß auf einem niedrigen Stuhle, alles übrige ſtand um uns herum.

27. Oktober 1896.

Meine Boys machen mir viel Ärger; ſie ſtehlen wie die Raben, dazu die angeborene Faulheit. Juma, der ſchon ſeit Jahren bei meinem Mann iſt, und von dem ich glaubte, ob ſeines Verwöhntſeins nicht mit ihm auszukommen, iſt jetzt der Beſte von allen; ſeine „Güte“ iſt zwar niemals aufregend, aber er bleibt ſich wenigſtens immer gleich und zeigt vor allem niemals die ausgeſprochen ſchlechten Eigenſchaften ſeiner ſchwarzen Kollegen.

Abends machen wir gewöhnlich einen Spazierritt. Die Natur iſt hier ſo herrlich, die Luft ſo klar und erfriſchend, man fühlt bei jedem Atemzug: hier iſt Geſundheit, hier iſt das Quiſiſana, deſſen wir nach all den Fiebergegenden, die wir durchzogen, ſo dringend benötigen. Kleine Fieberanfälle ſtellen ſich leider bei Tom immer noch zuweilen ein, und ſelbſt ich habe ſchon einige gehabt. Die vielen Reitwege ringsum geben uns gute Gelegenheit, die Gegend genauer kennen zu lernen; unſere Maultiere klimmen die ſteilſten Felſenpfade hinan, die für ein Pferd wohl ganz unpaſſierbar ſein würden.

Meine ſchwarzen Damen ſcheinen mich heute nicht zu beſuchen. Kürzlich zeigte ich ihnen einen an einem Gummiball mittels dünnen Schlauches befeſtigten, recht naturgetreu ausſehenden Froſch, der infolge des Luftdruckes ganz natürlich forthüpfte: ganz wie in Europa fürchteten ſich meine ſchwarzen Damen auch hier vor dem kleinen Ungetüm. Schade, daß ich bei den Weihnachtsbeſtellungen

nicht an mehr dergleichen Spielereien gedacht habe; Weihnachten wollen wir nämlich großartig feiern. Hoffentlich treffen die beſtellten Sendungen pünktlich ein.

30. Oktober 1896.

Die Regenzeit meldet ſich an, bedeckter Himmel, entfernter Donner und heute der erſte Regenguß — viel zu früh für uns, denn noch iſt längſt nicht alles unter Dach und Fach. Namentlich die waſſerdichten Wohnungen für die Soldaten ſind noch nicht fertig; es fehlt uns ſehr an Werkzeug, um den Bau zu beſchleunigen. Unſere Zimmer ſtanden zum Teil, die Veranda vollſtändig unter Waſſer, und es iſt mir mancherlei verdorben. Übrigens ſieht man hier ſchon den Kulturfortſchritt: alle haben doch ſchon wenigſtens einige Kleidungsſtücke an! Die Männer allerdings im allgemeinen mehr als die Frauen.

Unſer Garten wird ſehr hübſch, bei ſeiner Beſtellung ſpielt ein Rechen mit Zinken aus Zimmermanns-Nägeln die Hauptrolle. Der Blick von einem Fenſter aus bietet viel Intereſſantes, ich ſehe die rege Bautätigkeit und kann verfolgen, wie aus Holzſtäben, Baſt, Gras und Erde Häuſer, eine Straße, ein ganzes Dorf entſtehen. Die Einwohner, die ſich mit ihrem Vieh und wertvollerem Beſitztum in die Schluchten des unwegſamen Gebirges geflüchtet hatten, ſind wieder zurückgekehrt, auch die meiſten von Quawas Verwandten und ſeinem Anhang, die Sikki-Geſellſchaft, die Mutter, eine Tochter mit Klumpfüßen und ein Sohn, haben ſich in Toms Schutz begeben. Es war uns dies um ſo auffallender, da ihr Vater von Tom 1892 in Tabora geſchlagen wurde. Als deſſen Hauptburg fiel, ſprengte er ſich mit ſeinen Weibern in die Luft.

Mein Mann läßt den Sohn ein Wanjamweſi-Dorf hinter der Station gründen. Unten im Tal will er dann auch ein Dorf von Kondoa-Leuten anlegen; dieſe Einrichtung wird ſehr nutzbringend für die Station ſein, es können dann die von den Wahehe geraubten Leute dort Unterkunft finden.

Heute kam eine Frau, die aus Ubena entflohen war, um bei

uns Schutz zu ſuchen. Ihr waren die Ohren abgeſchnitten worden. Jetzt fangen die Frauen an, zu mir zum Schauri zu kommen, ich habe täglich ſechs bis acht von ihnen bei mir, die natürlich dann auch beköſtigt ſein wollen.

31. Oktober 1896.

Heute iſt der zweite Mhehe gehängt worden, der einen unſerer Trägerführer am Ruaha ermordet hat. Mein Mann ließ dieſe durch die traurige Notwendigkeit zur Unerläßlichkeit gewordene Hinrichtung mit einer gewiſſen, auf die Gemüter der Eingeborenen wirkſamen Feierlichkeit ausführen: Sämtliche Waſſagira aus Iringa mußten der Exekution beiwohnen. Auch eine große ſchauluſtige Menge hatte ſich, wie mir Tom nachher erzählte, zu dem traurigen Schauſpiel eingefunden, darunter ſehr viele Frauen, welche Tom den Platz verlaſſen hieß. Die Schauluſt zeigte ſich jedoch hier ſtärker als der ſonſt eingefleiſchte Gehorſam, und erſt als der Befehl durch Feſtnahme und Abführung eines der Weiber gründlichen Nachdruck erhielt, bequemten ſich die übrigen, ſich zu entfernen. Der Mörder iſt ſo in ſein Schickſal ergeben geweſen, daß er den Kopf ſelbſt in die Schlinge geſteckt hat. Ein Gnadenſchuß, den Tom bei ſolchen Exekutionen ſtets abgeben ließ, hatte den ſofortigen Tod des Verurteilten zur Folge. Das abſchreckende Beiſpiel einer ſolchen Hinrichtung iſt um ſo nötiger, als auch einer unſerer Askaris, der ſeinerzeit bei dem anſtrengenden Marſche hinter der Kolonne zurückblieb, Meuchelmördern zum Opfer fiel. Die Täter ſind noch nicht entdeckt.

Von Quawa kamen zwei Leute, angeblich um ſich zu unterwerfen; in Wahrheit waren es Spione, die unſere Station auskundſchaften wollten! Sie verſchwanden bald wieder, und Tom ließ ſie durch Patrouillen verfolgen.

1. November 1896.

Der Gemüſegarten wird in der Nähe der Stelle angelegt, wo nach Grundwaſſer gebohrt wird. Wir ſahen uns die Arbeit an, die, da wir keinen Erdbohrer haben, nur langſam fortſchreitet.

Wir haben jetzt 1000 Stück Vieh, und das zu verwalten ist auch keine Kleinigkeit. Mein Mann will dem Volk den Reichtum nicht ganz entziehen, deshalb gibt er ein Drittel dem Sultan, ein Drittel dem Gouvernement und ein Drittel wird größeren Leuten zum Beaufsichtigen gegeben, dieselben bekommen jedes dritte Kalb als ihr Eigentum, das andere soll zur Küste geschickt werden.

Heute nachmittag ließ mein Mann Mpangire und seine zwei Halbbrüder Kapande und Sadangamenda zu uns kommen. Bei ersterem und letzterem hat man wirklich nicht das Gefühl, sich mit Schwarzen zu unterhalten.

Entsprechend dem im ganzen Volke hier in einem Grade ausgeprägten Selbstgefühl, wie man es sonst bei Negern kaum findet, treten auch die Mitglieder der Sultansfamilie mit ganz besonderem Selbstbewußtsein auf. Sie wissen sich gut zu unterhalten, aus ihren klugen Fragen sprechen Wißbegierde und Intelligenz, unsere europäischen Gewohnheiten suchen sie sich möglichst anzueignen. So saß Mpangire kürzlich bei uns im Zimmer; der Teppich reichte nicht bis zu seinem Platz, deshalb glaubte er nichts Unpassendes zu tun, wenn er seinen Zigarettenstummel einfach auf den Boden warf. Sadangamenda dagegen, dessen Stuhl auf dem Teppich stand, wagte nicht, diesen zu beschmutzen und war sichtlich aus großer Verlegenheit erlöst, als ich ihm einen Aschbecher reichte, auf den er seinen Stummel deponierte. Mpangire verfolgte dieses Manöver mit großer Aufmerksamkeit, und bald hatte er — von mir anscheinend unbeobachtet — seinen Zigarettenrest vom Boden aufgelesen und in den Aschbecher praktiziert. Es ist ein Vergnügen, die beiden intelligenten Burschen zu beobachten, dabei sind es hübsche Leute, an Gesicht sowohl wie an Wuchs. Auch an Galanterie fehlt es ihnen nicht; Mpangire und seine Brüder küssen mir stets die Hand, und heute hat mir ersterer als Beweis seiner besonderen Wertschätzung einen schönen — Ochsen verehrt. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.

Die Kunst, dem Neger durch marmorne Unbeweglichkeit der

Gesichtszüge zu imponieren, besonders wenn die unbewußte Komik unwiderstehlich zum Lachen reizt, habe ich immer noch nicht raus. Tom ist Meister darin. So mußte ich gestern einfach die Hütte verlassen, als ich mit ansah, wie ein Neger meinem Manne durchaus die Füße küssen wollte: der am Boden rutschende Neger, der Toms Füße zu haschen, und Tom, der sein Piedestal in Sicherheit zu bringen suchte, boten ein Bild, welchem meine Seelenruhe noch nicht gewachsen war.

3. November 1896.

Nach drei langen Monaten heute endlich die Post — Briefe aus der Heimat! Was das bedeutet, kann mir nur ein „Afrikaner" nachfühlen. Auch die Boys erhielten Briefe, Mpischi z. B. einen von seiner Mama, d. h. seiner richtigen Mama, im Gegensatz zu der bei den Negern (auch den Frauen) beliebten angenommenen „Mama", d. h. mütterlichen Freundin. Sie verwahrt dem Neger das verdiente Geld, macht seine Schauris, sorgt für seinen Anzug, kocht für ihn. Es gibt auch unter ihnen ganz junge „Mama's", die sind meistens recht kostspielig. Am liebsten würde mein Mann die Mamas an der Küste ganz abschaffen.

4. November 1896.

Heute traf vom Gouvernement die Genehmigung zu allem ein, was mein Mann bis jetzt getan hat und noch tun will. So wird alles in kürzester Zeit in schönster Ordnung sein. Auch Merere soll als Sultan in Ubena und Mpangire in Uhehe eingesetzt werden. Die Offiziere können mit den Kompagnien jeden Tag eintreffen. Ich schenkte heute Mpangire eine Flasche Gin und auf einem Teller ein schönes Stück Schinken. Den Teller wollte er natürlich auch behalten.

Drittes Kapitel.

Mpangires Sultanat.

24. Dezember 1896.

Das war ein wichtiger Tag für uns. Das deutſche Weihnachtsfeſt mußte vor der für unſere hieſigen Verhältniſſe wenigſtens großen Haupt- und Staatsaktion der feierlichen Einſetzung Mpangires an Bedeutung zurücktreten. Aber gefeiert haben wir unſer erſtes afrikaniſches Weihnachten doch, und zwar recht feierlich, nachdem wir der Politik ihr Recht gegeben hatten.

Um 10 Uhr vormittags meldete der Feldwebel alles zur Einholung fertig, und mein Mann, in voller Gala natürlich, begab ſich zu dem neuen Sultan. Inzwiſchen waren die Patres, der Doktor Stierling und ich auf den Feſtplatz gegangen, wo dicht gedrängt die Leute in ſchönſten, ſchneeweißen Gewändern, die Frauen in ihren beſten Tüchern ſtanden. Ein farbenprächtiges Bild, umgrenzt von ſaftigem Grün, die Berge als Hintergrund. Das blaue Himmelsgewölbe hat vorher wohl kaum auf eine ſo lebensluſtige und heitere Volksmenge an dieſer Stelle herabgeſchaut. Die Stelle der „höchſten Ziviliſation“ vertreten Leutnant Glaunings und meine photographiſchen Apparate, für welche die bevorſtehende Feierlichkeit viel zu tun gab.

Über 500 Mann Truppen in Paradeaufſtellung, Offiziere und Unteroffiziere vor die Front gezogen, ſtanden zum Empfange des neuen Herrn bereit, den mein Mann einzuſetzen im Begriff ſtand. Endlich ſchlugen die Tambours an; die Herren, mit denen

wir inzwiſchen geplaudert, eilten auf ihre Poſten und wir Photographen an unſere Guckkäſten. Jetzt kamen ſie an. Rechts zur Seite Toms die ſtolze, ſtattliche Erſcheinung des Mpangire, der ſeiner Würde bewußt einherſchreitet — „jeder Zoll ein König“, ein echter Vertreter des Quawageſchlechts. Vor der Front der Truppen angekommen, ſchwenkte die Muſik nach dem Flügel ab, während Herr v. Kleiſt den Frontrapport erſtattete. Dann hielt Tom eine kurze Anſprache an die Wahehe, in welcher er ihnen Mpangire als neuen Sultan bekannt gab; dem Sultan überreichte er als Zeichen ſeiner Herrſchergewalt eine deutſche Flagge und ein von Sr. Majeſtät unſerem Kaiſer zu dieſem Zwecke verliehenes prachtvolles Schwert. Die Truppen präſentierten, und ein vielhundertfaches Hurra! auf unſern Allerhöchſten Kriegsherrn, den Kaiſer, weckte das Echo der Berge. Unter der umſtehenden Volksmenge herrſchte lautloſe Stille; dieſe militäriſche Feierlichkeit machte augenſcheinlich tiefen Eindruck, es war, als wenn die Maſſe erſtarrt wäre, alles ſah auf den Brennpunkt: meinen Mann und Mpangire. Zum Schluß wurden zugweiſe Salven und Schnellfeuer abgegeben. Dann ging es im Umzug in Sektionskolonnen durch die Stadt. Voran die Muſik, dann mein Mann, Herr v. Kleiſt, Mpangire mit ſeinen Brüdern, ich, zum Schluß die Truppe, und genau ſo wie zu Haus bei ſolchen Gelegenheiten umgab uns die jetzt lärmende Volksmenge. Alles war aufs ſchönſte mit Blumengewinden, Fahnen und Fähnchen geſchmückt, jede Hütte war ausgeputzt.

Ich hatte mich bald von dem Zuge getrennt, um den Feſtzug aufzunehmen. Was ich laufen konnte, eilte ich an den Apparat; als der Zug ankam, knipſte ich — aber alle Mühe war umſonſt! Der Verſchluß verſagte! Glücklicherweiſe haben die andern gute Aufnahmen machen können.

Mittlerweile war es $11\frac{1}{2}$ Uhr geworden, und jeder zog ſich zurück, denn um $2\frac{1}{2}$ Uhr war Preisſchießen. Zu Hauſe machte ich eine Schüſſel Konfekt und Marzipan, in der Mitte eine Ananas, zurecht, auf der eine Karte mit der Mitteilung ſteckte, daß

Feierliche Einsetzung des neuen Sultans Mpangire.
(Zu S. 64.)

Lager des Sultans Kiwanga mit seinem Kontingente in Iringa.
(Zu S. 126.)

hatte ich mich manchmal unbemerkt davon geschlichen, um zu Hause nach dem Rechten zu sehen. Ich war daher sehr stolz, als beim Essen mein Tischnachbar zu mir sagte: „Wie haben Sie das alles möglich gemacht? Sie waren doch bei allem dabei?“

Im Garten hatten wir des Morgens einen Baum aufstellen lassen (im Zimmer war es zu gefährlich), der mit selbst fabrizierten Lichtern aus Honigwachs und Silberpapier geschmückt war. Vorn war eine Karte befestigt, auf der wir vorläufig schriftlich der Offiziersmesse ein Krocket stifteten. Die Tafel hatte ich mit Blumen ausgeschmückt, zwischendurch nach dem Essen gesehen und kaum hatte ich Zeit, mich in höchste Eleganz zu stürzen, als unsere Gäste auch schon eintrafen.

Es war ein fröhliches Mahl, und zum Schluß wurde der Christbaum angezündet. Da hat wohl jeder von uns seiner Lieben gedacht. Nach einer feierlichen Stille, die von der vorhergegangenen Lustigkeit abstach, stimmte einer der Herren „Stille Nacht, heilige Nacht“ an, das wir alle mitsangen. Weiß Gott, es war ergreifend, wie das heilige Lied von den Lippen der jungen Offiziere erklang; es dauerte ein Weilchen, ehe wir uns wieder in die Wirklichkeit zurückgefunden hatten; dann waren wir wieder vergnügt und lustig beisammen. Mit Champagner wurde das Wohl aller unserer Lieben ausgebracht; unter Gläserklingen folgte noch manch lustiges Lied.

Als das letzte Licht am Baum erloschen, setzten wir uns auf die Veranda, wo Kaffee, Kognak usw., der Marzipan und der Ringkuchen verzehrt wurden. Ich hatte in einen großen Napfkuchen einen Ring eingebacken, der Anlaß zu viel Scherz und Heiterkeit gab. Das Essen war gut geraten, und auch der mit allerhand Schwierigkeiten bereitete Marzipan fand Beifall; ich sah mit dem Stolze, der jeder Hausfrau verständlich sein wird, daß mein eigenhändig gebackener Marzipan bis aufs letzte Krümelchen aufgegessen wurde. Erst nach zwei Uhr nachts trennten wir uns.

Den Abend des 25. Dezember verbrachten wir im Kasino bei Illumination und „italienischer Nacht“ — wir wurden sogar

mit Musik empfangen. Am 26. früh verabschiedeten sich die Offiziere, Pater Alphons und ich machten noch einige Gruppenaufnahmen, dann ein letztes Händeschütteln, die Abteilungen traten an, die Herren übernahmen ihre Kommandos, und jeder rückte nach seiner Garnison ab. — Der Abschied ging uns nahe, es waren alles so liebe prächtige Menschen, die uns da verließen. Gott gebe, daß uns allen ein frohes Wiedersehen beschieden!

Mein Mann hatte nun viel zu tun, besonders Berichte zu schreiben, und ich versuchte, meinen Haushalt wieder ins gewohnte Gleis zu bringen.

Den Silvesterabend verlebten wir mit Herrn v. Stocki und den Missionaren, die am 29. noch eingetroffen waren, nach deutscher Sitte. Am 2. Januar wurde Herr v. Stocki durch Graf Fugger abgelöst; auch die evangelischen und katholischen Missionare zogen wieder ab. Leutnant Stadlbaur schickte zwei Strauße; sie sind sehr zahm, spazieren in den Straßen herum und sind der Schrecken aller Weiber, die ihr Mehl zum Trocknen im Freien ausbreiten. Ein kleiner, etwa drei Tage alter Elefant konnte nicht am Leben erhalten werden; trotz der Unmengen von Milch, die wir ihm vermittelst eines aus Tuch hergestellten recht ansehnlichen „Lutschbeutels" beibrachten, ging er nach acht Tagen ein.

27. Januar 1897. Kaisers Geburtstag.

Frühmorgens kam ein Bote aus Iringa mit einer Alarmnachricht von den Patres: „Quawa sei in der Nähe!" Tom schickte ihnen sofort Askaris zur Verstärkung des Postens, der unter diesen Umständen bedroht erschien. — Dann feierten wir den Geburtstag Sr. Majestät mit Parade, Salut von Kanonenschüssen und Ansprache meines Mannes an die Askaris, die ihrem obersten Kriegsherrn drei kräftige Hurras ausbrachten.

Nach der Parade tranken die Herren bei uns Wein, und abends waren wir im Kasino. —

Ich vergaß zu erwähnen, daß auch an unserem Hochzeitstage, am 4. Januar 1897, ein Alarmbrief kam. Leutnant Fonck hatte wieder ein Gefecht in Uhena gehabt! Überall gärt es

noch, das Land ist eben noch lange nicht in Ruhe. Die meisten Frauen und Kinder Quawas sind in der Gewalt der Station.

Trotzdem von allen Seiten schlimme Nachrichten kommen, welche die gefährliche Nähe von Quawa und seinem Anhange melden, bewahrt mein Mann, auf dem die ganze Verantwortlichkeit ruht, eine beneidenswerte Ruhe.

30. Januar 1897.

Die beiden letzten Nächte habe ich sehr unruhig geschlafen, denn der Gedanke, einer von Quawas Anhängern könnte Feuer an unsere Hütte legen, ist doch zu ungemütlich. Man könnte ja bei dem Stroh auch nichts retten.

Wenn ich Schritte in der Nacht dicht bei uns höre, überläuft's mich ganz kalt.

Gestern war der Pater da und hat von 5 bis 11 Uhr nachts uns von Quawa erzählt und mich eingegruselt. Mein Mann hatte darüber schon von anderer Seite gehört; also etwas Wahres muß daran sein. Er meinte, angreifen werde Quawa uns nicht, ohne daß es lange vorher bekannt würde. Aber Schabernack spielen, wie Feuer anlegen usw., das wäre schon möglich. Mpangire ist auch nicht ganz zu trauen, er kann sein echtes Waheheblut nicht verleugnen. Meinem Mann ist das gleichgültig, wenn Mpangire nur sonst treu ist und hier tüchtig das Regiment führt. Über Nacht sind jetzt viele Posten ausgestellt. Diese Nacht ging ich mit meinem Mann Wachen revidieren. Es war herrlich, der Himmel strahlte in seiner Sterne Pracht. Der südliche Himmel ist doch bei weitem schöner wie der zu Hause, es tat uns beinahe leid, als unser Rundgang zu Ende war; ich legte mich gleich nieder, aber mein Mann arbeitete die Nacht durch, denn er wird jetzt sehr von seiner Schlaflosigkeit geplagt.

Als unsere Gäste uns gestern verließen (wir hatten den Grafen Fugger angefeiert), machten wir noch einen Spaziergang. Plötzlich flammte Feuerschein im Dorfe auf, und als wir zurück-

eilten, fanden wir die Kompagnie bereits unterm Gewehr. Zum Glück brannte nur eine Tembe; Tom lief voraus, und als ich zur Feuerstelle kam, stand er bereits auf dem brennenden Dach und leitete mit Wort und Tat die Löscharbeit. So sehr ich um das Leben meines Mannes bangte, so war ich doch auch stolz, zu sehen, mit welcher Ruhe und Umsicht er und Graf Fugger immer da waren, wo die Gefahr am größten.

2. Februar 1897.

Heute morgen war Mpangire mit Gefolge da; wie immer wurde er reichlich bewirtet, aber etwas kühler behandelt wie sonst, denn es ist ihm durchaus nicht fest zu trauen. Unter anderem bekam er eine Zimtsauce zu essen; plötzlich fragte er, was alles in der Sauce sei. Als ich ihm alles aufzählte und von Eiern sprach, erschrak er und legte sofort den Löffel weg. Bei den Wahehes ist es nicht Sitte, Eier zu essen.

Mein Mann schreibt eben ein Gesuch an Herrn v. Schele. Er hat bei den Teilnehmern der letzten Wahehe-Expedition den Gedanken angeregt, den Gefallenen der Zelewskischen Expedition ein Denkmal hier zu setzen; es sollen nur die Herren daran teilnehmen, die 1891 und 1894 gegen die Wahehe gekämpft haben. Während er noch schrieb, kam wieder ein Alarmbericht von den Missionaren, sie hätten einen „Haufen Quawaleute" gefangen genommen und bäten um Verstärkung. Graf Fugger brach sofort auf, um nachzusehen.

11. Februar 1897.

Gestern abend, als wir vom Reiten kamen, schlichen sich dunkle Gestalten an meinen Mann heran. Es waren unsere Vertrauensmänner Farhenga, Lupambila (Sabalia fehlte), und um diese Zeit bedeutet das immer etwas Wichtiges. So war es denn auch: wieder Unruhen! Quawa hat einen Msagira, den mein Mann in Ubena eingesetzt hatte, getötet. Die Mageleute hielten zu Quawa und schickten ihm große Vorräte, die Ruahaleute seien alle weggelaufen.

Mein Mann wollte gleich nach Mage aufbrechen, doch da es schon zu spät war, um noch vor Sonnenaufgang dort anzukommen und sie zu überraschen, unterblieb es. Ich war sehr froh darüber, denn meinen Mann auf einem nächtlichen, zwölf Stunden langen strammen Marsch zu wissen, gehört nicht zu meinen Freuden. Morgen wird der Tschausch mit Askaris und Lupambila dahin gehen, das fällt weniger auf, als wenn ein Weißer kommt.

Unser zweiter Elefant ist gleichfalls trotz aller Mühe gestorben; wahrscheinlich verhungert, trotzdem er riesige Mengen Milch bekam. Die Kuhmilch mag wohl nicht genügend Nährkraft für einen Dickhäuterorganismus enthalten. Im „Brehm" steht nichts über Aufzucht der Elefanten!

12. Februar 1897.

Was für eine qualvolle Nacht liegt hinter mir! Gestern nachmittag kam plötzlich mein Mann hereingestürzt und rief mir zu: „Bitte mach schnell Essen und zwei Decken zurecht", dann war er auch schon verschwunden. Zwei Stunden zermarterte ich mein Gehirn, was bloß geschehen sein mochte! Jedenfalls wollte er irgendwohin abmarschieren.

Endlich kam er, und jetzt erfuhr ich, daß Quawa den Ruahaposten überfallen und die Askaris niedergemetzelt habe. Daraus kann man wohl auch schließen, daß Magdalenenhöhe und Perondo, so entsetzlich es auch ist, das gleiche erfahren haben. Tom wollte nun gleich nach Iringa, um Mpangires Nest auszuheben, während Graf Fugger nach den Etappen ging.

Alles wurde heimlich vorbereitet, damit die Wahehe hier nicht die Leute in Iringa benachrichtigen könnten. Als alles so ziemlich bereit war, wurde nach Quawas angesehenstem Halbbruder Gunkihaka geschickt, der vor ein paar Tagen angekommen war, um sich hier anzubauen. Mein Mann sagte gleich: „Dem muß ich tüchtig auf die Finger sehen." Nun war es schlimmer, als wir dachten: er wollte uns nicht bloß ausspionieren, sondern im

Rücken überfallen. Daß in der letzten Zeit etwa 30 Temben gebaut wurden, erschien uns jetzt auch in einem anderen Licht.

Graf Fugger aß mit uns, da das Essen in der Messe noch nicht fertig war und es so am wenigsten auffiel. Dann ging er, seine Sachen zu ordnen. Selbst mein Mann war diesmal des Ausgangs nicht gewiß! Dann kamen Gunkihaka und ein Msagira, der eben erst angekommen war. Mein Mann hatte das Gewehr vor sich hingelegt, fertig zum Schuß, wenn Gunkihaka entfliehen wollte. Einen Menschen so vor dem Gewehrlauf sitzen zu sehen, war — milde ausgedrückt — aufregend! Aber konnte nicht derselbe Mensch sich plötzlich auf meinen Mann stürzen, ehe er losdrücken konnte?

Jeder Nerv war in höchster Spannung. Alles war regungslos und totenstill, auf einer Seite des Zimmers saßen Farhenga und Sadalla, gegenüber die zwei Boys, die die Unglücksbotschaft gebracht hatten.

In der Veranda mein Mann, Gunkihaka und ich um einen Tisch, auf dem die Lampe brannte, an der Erde hockend der gefangene Msagira, dahinter zu den Seiten zwei Askaris.

Gunkihaka benahm sich musterhaft, aber trotz der zur Schau getragenen Ruhe vibrierte seine Stimme etwas, und über sein Gesicht ging hin und wieder ein leichtes Zucken. Er sollte über ihren Plan berichten und über das Geschehene, doch es war keine Silbe aus ihm heraus zu bekommen.

Da kommt der Effendi (schwarzer Offizier) mit einem Träger atemlos mit der schrecklichen Botschaft, die II. Etappe sei auch überfallen, nur ein Askari entkommen! Gleich wurden die zwei Wahehe gebunden und dem Grafen Fugger mitgegeben, sie sollten diesem die Quawafährte zeigen.

Wie sie so dastanden, ein Bild von Kraft. Gunkihaka einen Kopf größer als mein Mann, der Msagira ihn aber noch fast um einen Kopf überragend. Der eine jung mit dem großen Auge, das alle Quawaangehörigen haben, der andere mit kleinen listigen Augen! Sie wurden abgeführt.

Jetzt bricht auch mein Mann auf, die Askaris sind lautlos angetreten, und so ziehen sie ins Dunkle hinein.

Als sie ein Weilchen weg sind, wird Alarm geblasen, und die Askaris treten für Graf Fugger an. Während wir so dastehen, kommen verschiedene Nachrichten, daß am Fuß des Berges viele Leute zu sehen seien, die ein Kriegsgeheul ausstoßen! Übrigens hatte mein Mann auch schon so etwas verlauten hören und sagte mir, ich sollte die Koffer mit dem Wertvollsten auf die Veranda stellen, damit, wenn die Wahehe Feuer anlegten, wenigstens das Wertvollste gerettet werden könnte, aber er glaube nicht, daß sie die Station angreifen würden! Die Frage, ob wir uns alle wieder sehen würden, lag uns sehr nahe, ach, es war — nein, ich finde keine Worte für die Stimmung! Aber trotzdem sagte auch Graf Fugger: „Das ist doch Leben, hier weiß man, zu was der Soldat da ist.“ Als auch er weg war, ging ich beklommenen Herzens nach Hause. Schlafen konnte ich nicht!

Als der Tag hereinbrach, war es mir eine Erlösung. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als mein Mann kam. Ich hörte Lärm und lief ihm schleunigst entgegen.

Er konnte mich nur flüchtig begrüßen, es genügte mir aber; war er doch heil zurück und seine Aufgabe gelungen! Alle Leute Mpangires, dieser selbst, seine Weiber und Brüder gefangen. Inwieweit Mpangire an der Verschwörung teilgenommen hat, ist noch nicht klar. Wenn er seinen Bruder Quawa nicht ausliefert, kann er nicht Sultan bleiben und kommt zur Küste. Wie weit die Rebellion um sich gegriffen und warum die Leute am Ruaha weggelaufen sind, ist noch nicht festzustellen! Jetzt gilt es, des Hauptschuldigen, Quawas, habhaft zu werden, aber wie und wo in dem großen Reich?

Mein Mann ruhte nur einige Stunden, dann wurde alles zu einem neuen Abmarsch für den Nachmittag fertig gemacht. Das war schnell getan, denn er nimmt fast nichts mit (trotzdem er auf unbestimmte Zeit fort bleibt), um nicht am schnellen Marschieren durch die Träger aufgehalten zu werden. Kein Bett, kein Zelt, keine Kochkiste! Zwei Decken, ein Luftkissen, zwei

Kochtöpfe, Messer, Gabel, Löffel, Teller, Tassen, ein Stück Zeug für die Nacht zum Überspannen, einen Stuhl und eine Last Essen! Und da war er noch ungehalten und sagte: „Früher habe ich oft noch viel weniger mitgehabt!“

Ich begleitete Tom den Berg herunter, aber es war schon ganz dunkel, und ich mußte zurück. Wenn ich nur nicht so schrecklich allein wäre!! Das Dach von unserem Haus ist fertig. Natürlich stockt überall die Arbeit. Spiegel, infolge des Perniziösen fast dienstuntauglich, ist nach Iringa und Stephan meinem Mann nachgegangen. Der beklagenswerte arme Baumeister ist immer noch krank, ich besuche ihn täglich.

Jetzt sind überall die Posten verstärkt, es sind zwei Hauptwachen. Ich bin ganz von Soldaten umgeben, auf der Veranda sogar schläft einer. So ist eigentlich nachts mehr Leben als am Tage, nur die Fundis arbeiten. Auf der Straße sehe ich nur zwei kleine Jungen mit dem Kreisel spielen.

Jetzt, wo mein Mann unterwegs ist, regnet es nicht nur am Tage, sondern auch fast die ganze Nacht hindurch.

17. Februar 1897, 10 Uhr abends.

Jetzt fängt es aber doch an, ungemütlich zu werden, vor allen Dingen, wo mein Mann nicht hier ist. Wo man hinhört, Aufruhr, Empörung! Heute nachmittag brachte mir Dr. Stierling die Nachricht, daß von Mage bis hierher alles in Aufregung sei, der Schmied habe viele neue Speere geschmiedet, und Quawa sei mit einer großen Heeresmacht nur 12 Stunden von der Station entfernt. Heute abend 8 Uhr rückte Dr. Stierling dahin ab.

Das Dorf ist in großer Aufregung, und die Kriegsgoma wird geschlagen, viele sind betrunken.

Ich ritt heute nach einer Tembe des Msagira Kimali Mali, doch war alles ausgeflogen, also wahrscheinlich auch bei Quawa.

Ich werde jetzt schlafen gehen, mich aber nicht ausziehen, denn man kann nicht wissen, wie es kommt. Den Revolver habe ich stets bei mir. Übrigens, noch eins! Die Karawane eines Arabers nach hierher ist bei Mage geplündert, der Araber

getötet worden, gewiß auch der kleine Jumbe Mangatua mit seinem Anhang. Die Weiber, die er hier bekommen hatte, sollen in Quawas Hände gefallen sein.

20. Februar 1897.

Gestern nachmittag kam Tom zurück, er hat die Landschaft anscheinend ruhig gefunden, einen neuen Jumben eingesetzt und Stephan mit der Anlage eines Sicherungs-Postens beauftragt. Jetzt läßt er hier eine Dornenboma und Stacheldrahtzäune anlegen, als ersten Schutz gegen einen plötzlichen Überfall der Wahehe; derartige Hindernisse geben unseren Askaris bei nächtlichem Angriff genügend Zeit, ihre Verteidigungsstellungen einzunehmen und sich zum Ausfall zu sammeln. Am Abend kam Dr. Stierling zurück; er hat den Eisenfundi, den Speerschmied, gefangen. Leider sind aber sieben Kettengefangene entsprungen — das bedeutet für unseren Feind Quawa einen Zuwachs von ebensovielen Kriegern.

21. Februar 1897.

Die Post mit vielen Briefen und Berichten meines Mannes ging gestern abend ab, ehe ich etwas mitgeben konnte, und es ist dies ganz günstig. So denken sie daheim alle, wir sind ganz ruhig und sicher hier, und brauchen sich nicht zu ängstigen.

Der Pater Superior kam sehr elend gestern an, er soll sich hier etwas erholen. Mein Mann würde gern die Mission einziehen, doch würde er damit zu erkennen geben, daß er einen Überfall befürchtet, und um dies zu vermeiden, wird der Posten auf zehn Askaris verstärkt.

Gerade als wir fertig mit dem Abendbrot waren, kam Graf Fugger und brachte ausführliche Berichte. Von allen drei Etappen sind die Askaris hingemordet worden. Zu dem einen Askari sind drei Kerle gekommen, die ihm Essen zum Kauf anboten, sie haben ihn dann überfallen, gebunden und mit Stöcken totgeschlagen! Seine Frau mit Kind führten sie mit sich, doch

ist die Frau wieder entflohen, und Graf Fugger, dem sie auf der Flucht begegnete, hat sie mit hergebracht. Von Magdalenenhöhe hat man noch nichts Näheres erfahren.

Bei Ruaha sollen die Leute von zwei Seiten gekommen sein, d. h. von den Ltschungubergen und von Iringa! Inwieweit Mpangire beteiligt ist, kann man nicht ergründen, trotz Drohungen ist nichts aus diesem harten Waheheschädel heraus zu bekommen. Nur soviel steht fest, daß er und seine Brüder alles gewußt haben!

Jedenfalls hat Mpangire mit Quawa im Einverständnis gehandelt. Viele behaupten, er habe die Station auf Quawa hetzen wollen, um sie selbst dann leichter einzunehmen und die Europäer und Askaris niederzumetzeln.

Morgen wird Kriegsgericht gehalten, auch über Mpangires Brüder und zwei Msagiras. Sie haben hochverräterisch gehandelt und werden es wohl mit dem Leben büßen müssen. Sie haben ihr Quawablut nicht verleugnen können!

Daß sie bedeutende und befähigte Neger sind, beweist auch ihr jetziges Verhalten. Sie haben an Verstellung das Menschenmöglichste geleistet.

Natürlich ist die Spannung groß, wie die Wahehe es aufnehmen werden, wenn einer ihrer Größten aus der Quawafamilie den Tod als Verräter sterben muß.

Jenseit des Ruaha ist ein Teil der Bevölkerung zu Quawa gegangen, ein anderer aus Angst vor der Station in die Berge geflüchtet.

21. Februar 1897, 4 Uhr mittags.

Den ganzen Morgen habe ich mich zu nichts aufschwingen können; Tom ist auch ganz verstört. Während des Kriegsgerichts hielt ich es nicht mehr aus und ging ins Gefängnis zu den Mpangirefrauen. Sie saßen dicht zusammen, das Gesicht der Wand zugekehrt! Ich rief Mgumditemi zu mir. Sie war kaum wieder zu erkennen, so abgemagert und abgehärmt sah sie aus, die Tränen standen ihr in den Augen, sie litt wirklich mit Mpangire,

während die andern, Sadangombe ausgenommen, nur ihr eigenes Schickſal zu betrauern ſchienen, ſie bettelten auch gleich um beſſeres Eſſen. So ſehr mich die Mgumbitemi gerührt hat, ſo ſtießen mich die andern ab.

Stadt Zringa, 23. Februar 1897, abends.

Jetzt ſitze ich mit meinem Mann um 7½ Uhr abends im Zelt in der früheren Sultanſtadt. Vor ungefähr acht Wochen waren wir auch hier im Begriffe, den künftigen Sultan abzuholen. Jetzt iſt es mit der Sultansherrlichkeit für immer vorbei. Mein Mann hatte gehofft, die Quawabrüder ſo zu verpflichten, daß ſie der Station ergeben wären, aber der Quawatrieb, allein zu herrſchen, war zu mächtig in ihnen, und ſo mußten ſie es mit dem Leben büßen. — Sie wurden verurteilt, und als ihnen die Ketten abgenommen und ſie zum Galgen geführt wurden, hat Mpangire einen noch recht menſchlichen Zug gezeigt. Er hat gefragt, was wohl aus ſeinen Kindern werden würde! Das verſöhnt einigermaßen wieder mit dem Verräter. Alle Europäer waren für ihn eingenommen, auch mich hatte das hübſche Geſicht, der freie Blick, das große Auge, das manierliche und nette Weſen, der chevalereske Ton, ſein ſchnelles, kluges Auffaſſen ſo geblendet, daß mir ſein jähes Ende ſehr nahe ging; ich habe bitterlich geweint, und noch jetzt traure ich um den ſchwarzen Gentleman, trotzdem meine Vernunft ſich dagegen ſträubt.

Mein Mann iſt jetzt zu einem Schauri in die Tembe eines Großen der Wahehe gegangen. Ich ängſtigte mich um ihn! Wie leicht kann ein fanatiſcher Kerl ihm etwas antun. Die Askaris ſind auch von Leuten, die ſchon 5 bis 6 Monate mit ihnen freundſchaftlichſt verkehrten, auf den Befehl von Quawa ermordet worden.

An der Küſte müſſen ſie uns ganz in Frieden denken; ein Herr Kaufmann hat die Erlaubnis bekommen, meinen Mann um 20 Wahehe zu der Oſtafrikaniſchen Ausſtellung in Leipzig zu bitten — und wir ſind froh und dankbar, wenn wir mit den Leuten zu einem friedlichen Verhältnis kommen!! — Schöne

Exemplare ſind es ſchon; es würde lohnen, ſie auszuſtellen, freilich würden ſie das als eine harte Beſtrafung anſehen.

Die Weiber und Kinder der Quawafamilie und die Quawaanhänger, ſo auch der Eiſenfundi, werden des Landes verwieſen und an die Küſte geſchickt.

Selbſt auf unſrer Safari haben wir Gäſte. Zum Abendeſſen war Pater Alphons, der uns ſchon entgegengekommen war. Pater Superior hatte auch am Kriegsgericht teilgenommen.

Viertes Kapitel.

Der Wahehe-Aufſtand.

Iringa, 27. Februar 1897.

Am 27. Februar abends kehrten wir von der Safari zurück, und mein Mann atmete erleichtert auf, daß nichts Ungünſtiges in unſrer Abweſenheit vorgefallen war. Wir beſchloſſen daher, am 28. wieder aufzubrechen. Tom will das Land rekognoszieren und Jumben in den verſchiedenen Teilen einſetzen. Abends waren wir mit Graf Fugger gemütlich bei uns.

Des Morgens früh wurde alles für die Safari zurecht gemacht. Gerade als wir aufbrechen wollten, kamen zwei Wahehe mit ſchlimmer Kunde. Quawa hat wirklich ſo viele Leute geſammelt, daß es ihm möglich geweſen iſt, an einer Stelle 500 Stück, an einer anderen Stelle 60 Stück Rindvieh von den Mſagiras, dene n das Vieh zum Hüten gegeben war, wegzunehmen. Gerade der Teil der Landſchaft, nach welchem unſer Zug beſtimmt war, ſei zu Quawa übergegangen. So mußte die Safari unterbleiben, dafür rückten Graf Fugger und mein Mann, jeder mit einer Expedition, nach den gefährdeten Gebieten ab. Alle wünſchen ſehnlichſt, daß es zum entſcheidenden Kampfe kommen möge, doch Quawa weiß dem immer geſchickt auszuweichen. Gott weiß, ich bin in derſelben verzehrenden Angſt wie damals in Perondo. Nur bin ich meinem Manne viel näher; Gott ſei Dank. Wenn ihm ein Unglück zuſtößt, dann iſt es auch mit uns in der Station vorbei.

Wie ſchnell ändern ſich alle Pläne. Um 10 Uhr wollten mein Mann und ich abmarſchieren und Graf Fugger ſollte hier bleiben, ſtatt deſſen marſchiert Graf Fugger um 12 Uhr ab, ich bleibe hier, und um 2 Uhr ging mein Mann, der noch vieles anzuordnen hatte.

Dieſelbe böſe Nachricht wurde, eine halbe Stunde ſpäter wie die Wahehe es meldeten, auch von Farhenga und Sadalla gebracht, alſo iſt es unumſtößliche Wahrheit.

Ein Revolver von der 1891 niedergemetzelten Zelewski-Expedition iſt in meinem Beſitze, er wurde in einer Tembe gefunden. Wie man von den Wahehe hört, hat ſich die unglückliche Expedition tapfer verteidigt, 200 Wahehe fielen damals!

4. März 1897.

Wie die Ertrinkenden ſind wir mit unſeren Hoffnungen bald oben, bald unten, kaum haben wir uns auf die Oberfläche gearbeitet, reißt eine Welle uns wieder in die Tiefe. Gott gebe, daß wir nicht untergehen! — Ich war mit dem Pater ſpazieren gegangen; als ich zurückkam, waren von Leutnant Fonck wieder ſchlimme Nachrichten eingetroffen. Auch in Madibiro ſind Unruhen, es wird Vieh geſtohlen, ja es ſind ſogar mehrere Leute vor den Wahehe geflohen. Die Wahehe haben wieder neuen Mut geſchöpft, und es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſie ſich an mehr wagen. Ich kann's nicht ſagen, wie leid mir Tom tut, auf den es von allen Seiten Unglücksbotſchaften regnet.

Die Schwarzen hier in der Stadt müſſen doch ein unbegrenztes Vertrauen zu uns haben. Die Bautätigkeit läßt trotz der unſicheren Zuſtände nicht nach, die Händler bauen weiter an ihren Hütten und Lagerhäuſern, es entſteht Straße um Straße, daß es eine wahre Freude iſt. — Ich bin tüchtig erkältet, wahrſcheinlich Nachwehen von dem Ruahabade am Schluß der letzten Safari (Reiſe). Unſer neues Haus ſteht unter Dach, es ſchreitet ſehr langſam vorwärts unter den ungünſtigen Verhältniſſen. Kein Bauleiter, und jetzt kaum ein Europäer zur Aufſicht, Feldwebel Spiegel hat es aber ſehr hübſch gemacht, trotz ſeines Augenleidens.

An der Befeſtigung der Boma wird fleißig gearbeitet, es wird alles dazu herangezogen.

Von Tom ſind ſchon ein Ruga-Ruga und ein Askari zurück, die nicht ſchnell genug mitkonnten. Von Feldwebel Langenkemper, mit dem Tom zuſammentraf, mußten mehrere Laſten zurück. Tom ſcheint alſo vorwärts zu ſtürmen. Mir iſt ſehr ernſt! Ich hätte gewünſcht, beſſere Nachricht nach Haus ſenden zu können! Aber ſo launenhaft iſt das Schickſal. Vor drei Wochen war es hier wunderſchön friedlich, und jetzt ſpukt es allerorten. Ein Segen, daß Tom den Aufſtand ſchon im Entſtehen erkannte und ihn im Keime erſticken kann. Quawas Freunde haben ſich jetzt noch enger zuſammengeſchloſſen und treten offen auf, die fein eingefädelte Überraſchung des Überfalls iſt ihnen nicht gelungen; wie weit die Funken reichen, was ſie noch alles entflammen werden, iſt unabſehbar. Doch ich weiß, Tom wird trotz alledem ihrer Herr, früher oder ſpäter, obgleich er in Quawa einen Gegner gefunden, der in Deutſch-Oſtafrika kaum ſeinesgleichen hat.

Sonnabend, 6. März 1897.

Ich habe feſt zu Bett gelegen, aber heute mußte ich doch aufſtehen, um meine gratulierenden Sudaneſen-Damen zu empfangen. Wir ſind nämlich mitten im Ramaſſan, dem großen Feſte der Mohammedaner. Des Schießens iſt kein Ende, der Beginn der Feſtzeit wurde ſogar mit Kanonenſchüſſen eingeleitet; der Neger beurteilt nun einmal aus ſeiner kindlichen Anſchauung heraus jede Feier und jedes Vergnügen nach dem Lärm, den er dabei machen darf.

Meine Damen erſcheinen bei mir zum Gratulieren, ich bewirte ſie mit Bonbons und allerlei Süßem, der Frau des Effendi (farbigen Offiziers) laſſe ich Kaffee und Wein reichen. Ein intereſſanter Anblick, meine acht Beſucherinnen: von der nach hieſigen Begriffen gebildeten Effendi-Frau mit feingeſchnittenem Geſicht, lebhaften, hübſchen Zügen, bis zur kugelrunden, gutmütig ausſchauenden und zufrieden lächelnden Rentiersgattin, auf deren dickem Geſicht das behagliche Lächeln angenehmen Geſättigtſeins

glänzt. Ich hätte früher nie geglaubt, wie viele Abſtufungen innerhalb der ſchwarzen Raſſe möglich ſind; man lernt im täglichen Umgang raſch die Geſichter individualiſieren, ſie in die beiden, überall auf der Welt und in allen Ständen gebräuchlichen Hauptklaſſen einzuteilen: in ſympathiſche und unſympathiſche Geſichter. Meine Sudaneſinnen ſind in mancher Beziehung zugleich meine Schickſalsgenoſſinnen; auch ſie ſind Fremde hier, die ihre Heimat verließen, um dem Gatten nach einem unbekannten Lande zu folgen; augenblicklich ſind auch ſie Strohwitwen, denn die Sudaneſen ſind unſere beſten Askaris und werden zu jeder Expedition mitgenommen. Die Sudaneſenfrau hält treu zu ihrem Manne, Ausnahmen kommen kaum öfter vor wie bei uns Weißen. Meine Kaffeegeſellſchaft bot einen wundervollen Anblick: Gelb und Weiß ſind die bevorzugten Farben, und in dieſer Auswahl bekunden die ſchwarzen Damen wirklich Geſchmack, denn ſie bringen die dunkle Hautfarbe zu maleriſcher Wirkung. Lang herabwallendes, weißes Krepptuch, je nach dem Stande der Trägerin von feinerem oder gröberem Gewebe, verhüllt die Geſtalt vom Scheitel bis zu den Sohlen, darunter wird ein mit bunter Seidenborte oder mit feinen Klöppelſpitzen verziertes Gewand getragen; ein weißſeidenes Tuch bedeckt die Stirn bis an die Augenbrauen; dazu reicher Silberſchmuck an Hals und Armen: lange ſchwere Silberketten mit in Silber gefaßten Löwenklauen, ſilbernen Doſen jeden Formates, Ringen und Talismanen. An den Fingern möglichſt viele ſilberne Reifen, zum Teil in der Form unſerer Siegelringe, mit Steinen beſetzt. Man ſieht unter dieſen Schmuckſachen zuweilen Stücke von ganz eigenartig ſchöner Ziſelierung und Prägung. Nur eine der Frauen hatte Kinder, und dieſe hatte in berechtigtem Mutterſtolze ihr Jüngſtes mitgebracht. Den anderen Frauen waren die Kinder infolge der Strapazen und Entbehrungen auf den Safaris, auf denen ſie ihre Männer begleiten mußten, ſchon im zarteſten Alter geſtorben.

Auch bei uns in Uhehe ſpielt die „Frauenfrage“ eine große Rolle: infolge der vielen Kriegszüge herrſcht Mangel an jungen Männern, dagegen Überfluß an Frauen; dazu kommen noch die

vielen geraubten Weiber aus anderen Stämmen. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die schwarzen „Herren der Schöpfung“ verwöhnt sind — die Weiber reißen sich geradezu um die Männer. So hat denn ein jeder hier mehrere Frauen, denen nach dem einfachen Grundsatze: „je älter und häßlicher — um so härter die Arbeit und karger der Lohn“ die ganze Last der Haus- und Feldarbeit zufällt. So haben z. B. alle jungen hübschen Frauen bei den Wahehe Überfluß an weißen und bunten Tüchern, mit denen sie ihre schlanken Glieder verhüllen. Nur der meist prächtig geformte Hals mit dem tadellosen Büstenansatz, die vollen Schultern und die kräftigen Arme bleiben frei. Mit zunehmendem Alter und dem Schwinden der körperlichen Reize schwinden auch diese sichtbaren Zeichen sowohl eheherrlicher Gunst wie eifersüchtigen Verhüllens — der Rest ist Schweigen.

Am 8. März 1897.

Heute kam Tom zurück; ich war gerade im Garten und konnte ihm schon von weitem zuwinken. In die Freude des Wiedersehens mischte sich die Sorge um Graf Fugger, von dem noch keine Meldung gekommen ist. Auch Dr. Stierling bringt eine Hiobspost: wieder sind 16 Kettengefangene ausgebrochen; eine neue Verstärkung für Quawa!

9. März 1897.

Unsere Sorge um Graf Fugger war, Gott sei Dank, umsonst; heute nachmittag kam er unerwartet an. Er hat die verdächtige Gegend gesäubert und bringt erbeutetes Vieh mit. Kaum sind wir dieser Sorge enthoben, kommt eine neue Unglücksbotschaft: ein von Tom eingesetzter Msagira, Schabruma, ist von einem früher ausgebrochenen Kettengefangenen Jumba-Jumba, einem Halbbruder Quawas, ermordet worden. Quawa sichert sich seinen Einfluß auf die Großen seines Landes mit Energie: er schickt ihnen nachts einige ihm treu ergebene Anhänger zu, die ihnen die Wahl lassen zwischen Tod oder Gefolgschaft. Nichts zeigt übrigens so deutlich, daß wir es bei

den Wahehe mit einem einigen, von einem Willen gelenkten Volke zu tun haben und nicht bloß mit einzelnen verbündeten Stämmen, als die Tatsache, daß es hier allerorten gleichzeitig im Lande spukt: Quawas mächtige Hand macht sich überall fühlbar, und all unser Denken und Sorgen, fast wie das einer Braut, die stets nur den Geliebten im Sinne trägt, beschäftigt sich mit „Ihm".

10. März 1897.

Mein Mann hat heute alle von ihm selbst eingesetzten Jumben aufgeboten und hält ihnen eine sehr eindringliche Rede. Sie und ihre Leute sollen sich alle mit ihm vereinigen und gemeinsam gegen Quawa ziehen. Es ist unglaublich, welche Furcht und unausrottbarer Respekt vor der früheren Sultansgestalt selbst bei uns ganz ergebenen Leuten herrscht. Ich hörte zu. Mein Mann entwickelte eine Beredsamkeit, die ich ihm nie zugetraut hätte. Endlich waren sie alle sämtlich überredet und wollten alles tun, was Tom anordnet, — wie weit die guten Vorsätze gehen, wird sich bald zeigen.

Wir waren nun wirklich sehr aufgeregt, ob die Wahehe kommen würden. Fortwährend wurde die Frage: „Kommen sie, kommen sie nicht?" erörtert. Gestern abend traf nämlich noch die Nachricht ein, in Ubena sei Mawala von 4 bis 6 Quawaleuten ermordet worden. Für meinen Mann ein schwerer Verlust, da er von Anfang an treu zu ihm hielt; Mawalas Vater ist nämlich von Quawa gehängt worden. Sein Bruder Sadamenda ist in Iringa-Bagamoyo als Sultan eingesetzt worden. Sofort wurden Boten an alle Jumben geschickt, die sie zu heute entbieten mußten. Unsere Sorge war, daß die Jumben dem Heerbann nicht alle folgen und daß die Angst, das Schicksal Mawalas zu teilen, sie ins Pori treiben würde: dann stünde Tom ohne Leute da.

Als wir nun einen Jumben nach dem andern ankommen sahen, wurden wir etwas ruhiger, aber die Sorge wurde wieder rege, als Sadamenda nicht kam; wir glaubten ihn schon entflohen, als sich beim Schauri herausstellte, daß er einen Stell-

vertreter geſchickt habe, da er ſelbſt „weinen“ müſſe! Eine Art offizieller Trauerdienſt um ſeinen Bruder!

Dann kam die Nachricht, daß Sagamaganga, der Bruder von Kiwanga, ermordet ſei, alſo ſo weit dehnt ſich Quawas Macht aus. Ferner ſind drei Händler auf dem Wege erſtochen, dann traf ein Askari von Kiwanga ein, der zum Schutz des Viehs dort war (das Vieh, 200 Stück, iſt weggetrieben). Er hat ſich vier Wochen durchs Pori heimlich hierher geſchlichen und kam halb verhungert hier an.

Außerdem kamen Meldungen von Leutnant Fonck, daß Kiwanga, Mbeyera, Lupembe abgefallen ſeien. Ebenſo die Wangoni, die ſich alle zum Kampf gegen uns rüſteten!

Solche Nachrichten wirken gerade nicht beruhigend, obwohl mein Mann es nicht für möglich hält, daß Kiwanga abgefallen ſei, ſelbſt auch von den anderen ſcheint es ihm zweifelhaft.

Es herrſchte auch Ungewißheit, ob Merere dem Aufgebot hierher folgen und wieviel Leute er mitbringen würde; denn Leutnant Fonck hatte auch geſchrieben, daß Merere große Angſt vor Quawa habe. Gegen 4 Uhr traf aber Leutnant Braun ein und mit ihm Merere und 140 Mann. Nun muß er hier bleiben und noch mehr Waſſangus kommen laſſen.

Es iſt ihm ein Teil einer Straße eingeräumt worden, in der er mit ſeinen Leuten wohnt. Jeden Tag wird ein Ochſe für ihn geſchlachtet, er bekommt noch Zucker, Salz, Pombe (Bier) und er und ſein Bruder je 1 Rupie, ſeine Leute je 10 Peſa. Die Leute, die ihm ihre Temben überlaſſen mußten, bekommen 1 Rupie per Tag Entſchädigung. Sie wollten nicht ſo recht, da hieß es aber, das ſei eben Einquartierung, und in Ulleia (Europa) wär's auch nicht anders.

Für uns iſt Merere ein billiger Gaſt, da er Kognak, Wein und Zigaretten verſchmäht, weil er dann betrunken wird, wie er ſagt. Dafür ißt er deſto mehr Zucker. Des Nachmittags wieſen wir ihm ſein Quartier an. Er geht ſtets mit dem Säbel, den mein Mann 1893 ſeinem Vater ſchenkte, oder läßt ihn von einem

dazu bestimmten Boy hinter sich hertragen, desgleichen hat er einen besonderen Stuhlträger.

Er ist sich sehr seiner Würde bewußt, bemüht sich aber nicht, bessere Manieren sich anzugewöhnen, ebenso wie er nichts Europäisches essen mag. Betteln tut er großartig, mit unglaublicher Zähigkeit.

Einen Sultan Mpangire gibt es eben nur einmal — um den schönen Kerl tut mir's jetzt noch herzlich leid.

Merere hat kein dummes Gesicht; er ist mittelgroß, etwa 36 Jahre alt. Sein Blick ist freundlich, und ich habe den Eindruck, als wenn er gegen seine Untertanen gütig und gerecht wäre und auch auf den Rat seiner Großen höre. Seine Askaris sind teils mit Gewehren, teils mit Speer und Schild bewaffnet, er hat Chargen unter ihnen.

11. März 1897.

Gestern abend waren die Herren bei uns zu Tisch. Tom ist so angegriffen und hat so viel zu arbeiten. Ich machte als Speise einen Servietten-Pudding, den ich seit Weißenrode nicht gegessen hatte, er fand großen Anklang. Ein friedlicher Zug kam in unsere kriegerische Stimmung hinein, und doch wäre beinahe das ganze Fest verdorben gewesen, wenn Tom sich nicht beherrscht hätte. Auf seinen Schultern liegt doch alles, die anderen konnten schon eher lustig sein.

Kurz bevor die Herren zum Essen kamen, war die Nachricht gekommen, daß einer unserer Askaris den Anführer der noch treugebliebenen Wahehe (der Wadongwe) erschossen habe, weil derselbe eine Frau zurück haben wollte, die der Askari gestohlen hatte. Werden nun die Leute jetzt, nachdem ihr Führer ermordet, zu Quawa gehen? Für meinen Mann ist dieser Semulikanbe gar nicht zu ersetzen. Noch bei der Jumbenversammlung fiel mir seine große Gestalt mit dem eisernen Kopf voll Energie und Tatkraft auf. Er hatte Tom überall hin begleitet und ihm die treuesten Dienste geleistet. Dr. Stierling ging sofort hin, um den Askari zu verhaften und die Sache zu untersuchen.

Farhenga ging als Stellvertreter von Tom den Verwandten des Ermordeten sein Beileid sagen.

Alle verfügbaren Unteroffiziere hat mein Mann jetzt verteilt. Hammermeister nach Iringa, Prinage nach Mage, Langenkemper nach Luhalali und Stephan nach Irandi, morgen geht Graf Fugger nach Ukalinga, und Sadalla ist mit dem Elefantenjäger Nenge und 25 seiner Leute, die 15 Mauser-Gewehre bekommen haben, ausgeschickt. Wenn das nur nicht einen Zuzug für Quawa bedeutet, es wäre zu schrecklich! Unsere Gäste blieben bis 1 Uhr, ein Zeichen, daß wir uns trotz aller kriegerischen Sorgen gut unterhielten.

12. März 1897.

Eine Aufregung folgt der andern, Dr. Stierling nicht zurück, trotzdem der Askari schon eingebracht wurde! Leutnant Braun wurde sofort auf die Suche geschickt. — Ich habe Merere auf seinem Ochsen photographiert, er reitet denselben nämlich auf Safari; es ist ein prachtvoller rabenschwarzer Reitochse, der dem Merere beinahe heilig ist, er ist auch durch Zauber gegen Unheil geschützt, ebenso drei schöne graue Kühe.

13. März 1897.

Bei Toms Schauri des Morgens fielen mir zwei Prachtkerle auf, beide Brüder aus Bueni, der eine ein Jumbe, der Tom um seine offizielle Einsetzung bat. Eine Freude, den hübschen Kerl zu sehen, er erinnerte mich etwas an Mpangire. Des Nachmittags mußte er festgenommen werden, denn sein Vater ist zu Quawa übergegangen, und er soll auch nicht ganz sicher sein. Man muß geradezu mißtrauisch gegen die hübschen Kerle werden! Ich war bei dem Verhör zugegen. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Brust hob und senkte sich schneller, sonst war ihm nichts anzumerken! Sein Obermsagira war dabei, damit er seinen Leuten die Botschaft bringen konnte, daß, wenn sie sich nicht ganz ruhig verhielten, ihr Jumbe es mit dem Leben büßen würde! Andernfalls solle ihnen aber ihr Jumbe bleiben.

Von der Miſſion wieder beruhigende Nachrichten, aber alles ſo wenig klar, daß nichts damit anzufangen war. Abends kam der Pater, brachte aber nichts Neues.

Ferner kam die ſchlimme Nachricht von Leutnant Fonck, daß Mtitima, der Jumbe von Idunda, mit ſeinem Beſitz und Leuten entflohen ſei. Es ſcheint ihm nicht genug auf die Finger geſehen worden zu ſein, trotzdem er als unſicher und unzuverläſſig galt.

14. März 1897.

Gott ſei Dank: eben kommt die Nachricht, daß Dr. Stierling ſich nur verirrt hatte. Es iſt unglaublich, wie die Unruhen ſelbſt auf unſere Boys wirken, nichts geht ſeinen gewohnten Gang. Sie ſind ganz außer Rand und Band und machen mir viel Wirtſchaft.

Merere beſucht uns alle Tage; er iſt doch der richtige „Mchenſi“. Geſtern hat Tom ihm drei Quawaweiber gegeben, heute wollte er noch mehr herauspreſſen.

15. März 1897.

Dr. Stierling und Leutnant Braun kamen heute wieder zurück. Morgen ſoll Kriegsgericht über den Askari zuſammentreten. Tom hatte den Verwandten des Ermordeten reiche Geſchenke angeboten; ſie weigerten ſich jedoch, ſie als Sühne gelten zu laſſen, und verlangen den Tod des Askari. Für Tom ein ſchweres Dilemma! Erhalten ſie nicht volle Sühne für den Tod ihres Verwandten, ſo muß man befürchten, daß ſie ſich weigern werden, mit gegen Quawa zu ziehen — und es ſind gerade die treueſten und ſchneidigſten von unſeren Wahehes.

Geſtern abend brannten einige Askarihütten ab. Es war ein mächtiges Feuer. Tom war natürlich wieder der Erſte auf dem Platze, eine Stange fiel ihm aufs Bein und verurſachte ihm große Schmerzen, er ließ ſich aber nicht in ſeiner Feuerwehrtätigkeit ſtören.

In den brennenden Hütten platzten die Patronen, die die

Askaris hatten liegen lassen, das machte die Sache gefährlich. Ein paar Ziegen und Schafe waren nicht mehr zu retten, ihr Geschrei klang schauerlich. Ein Schaf, dem schon die Wolle abgesengt war, konnte ich noch glücklich retten. Plötzlich hieß es, ein Fundi sei durch eine Patrone am Gesicht verwundet worden; da weder Arzt noch Lazarettgehilfe zugegen (beide waren abkommandiert), ließ ich mir den Mann holen und hatte die Freude, ihn tüchtig auslachen zu können, er hatte nur eine ganz geringfügige Schmarre, die wohl kaum von einer Patrone herrührte.

Nach dem Brande wurde gemeldet, ein Askari sei von der Tembe gefallen und habe ein Bein gebrochen. Ich ging hin, fand aber auch das nicht so schlimm. Ich hielt den Schaden für eine starke Sehnenzerrung oder Verstauchung und legte Verband an. Heute überzeugte ich mich, daß es nicht schlimm geworden war. Auch Dr. Stierling konstatierte später nur eine Verstauchung. Jetzt wird von den Leuten im Händlerdorf eine große Boma gebaut. Man kann und darf eigentlich schon „Stadt" sagen bei ungefähr 3000 Einwohnern, und das alles in einer Zeit von sechs Monaten! Vor der Zeit war hier alles Pori (Wüste), und keine Menschenseele, weder weiß noch schwarz, hier in der ganzen Gegend. Die Dornenboma wird verstärkt und Bastionen werden angelegt. Jetzt sind schon solche Vorsichtsmaßregeln notwendig, während wir vor zwei Monaten ohne jeden Schutz hier lebten. Schnapsel amüsiert sich jetzt den ganzen Tag bis spät zur Nacht, bis er eben gesucht wird, auf eigene Faust; da er uns aber zu leicht weggefressen werden kann, besonders jetzt, wo außer den wilden Tieren auch unsere Wassangus Hundefleisch lieben, muß er die ganze Zeit angebunden sein und wird nur spazieren geführt. Merere behauptet, er und seine Leute äßen Hunde nicht mehr, aber sein Vater hat sie noch sehr geliebt, und da derselbe erst 1893 gestorben ist, halte ich Mereres Zivilisation noch nicht für so wurzelecht, als daß ich sie durch den täglichen Anblick Schnapsels ins Wanken bringen möchte.

Eine Gerichtssitzung in Iringa.

Sultan Merere auf seinem Reitstier.

(Zu S. 86.)

16. März 1897.

Ein fortwährendes Gehen und Kommen von fremden Menſchen bei uns. Man fürchtet ſich vor jeder neuen Nachricht. So Tag für Tag auf der Lauer liegen, geduldig abwarten und nichts tun können, iſt für Tom die größte Energieprobe; gar zu gern möchte er losſchlagen. Es geht aber auch unglaublich auf die Nerven, an Schlafen iſt kaum noch zu denken. Tom ſieht ſchon ganz elend aus, und ich ängſtige mich ſehr um ſeine Geſundheit, um ſo mehr, als das große Schreckgeſpenſt einer langen Trennung vor mir ſteht. Tom erwartet nur mehr Waſſangus und Kiwangaleute, um loszuſchlagen. Es iſt eben keine leichte Zeit. Natürlich kann ich gar nicht alle Meldungen und Nachrichten hier einſchreiben. Heute iſt nur 20 Schritt von der Boma der Unteroffiziere ein Soldatenboy erſtochen worden. Zwei Soldaten kamen gleich mit der Meldung. Alſo ſelbſt auf ganz ſicherem Gebiete ein Meuchelmord.

Geſtern kam Kerſten, um die gefangenen Weiber, Kinder, Anhänger von Quawa und Mpangire nach der Küſte zu bringen. Der verurteilte Askari geht mit, das Kriegsgericht hat auf fünf Jahre Zuchthaus erkannt.

Das weiße Schwein wurde plötzlich ſo krank, daß wir glaubten, es würde eingehen. Hammermeiſter als gelernter Fleiſcher konſtatierte aber nur Unmengen von Sandflöhen, Sohle und Knieſcheibenhaut mußten abgeſchnitten werden. Jetzt wird es fleißig gepflegt und verbunden werden, desgleichen das ſchwarze Schwein.

Abends ritten wir zu Merere hinüber; der ſollte auf ſeinem Ochſen mitkommen, das gab natürlich viel Spaß, beſonders, als er plötzlich von demſelben herunterſegelte. Einmal ritt er als Dame, das andere Mal als Herr. Er verſuchte ſich auf dem Maultier, Tom führte es, als es aber leicht antrabte, ſtrebte Merere mit allen Kräften hinunter. — Heute morgen hatte ich Mgumditemi bei mir, um ſie zu fragen, ob ſie bleiben oder mit den andern an die Küſte und dann weiter zu ihrer Mutter gehen oder ob ſie bei uns abwarten wolle, bis Quawa dingfeſt gemacht

sei. Sie zog letzteres vor und war ganz selig darüber. Auf ihren Wunsch wirkte ich bei Tom aus, daß auch ihre kleine etwa neunjährige Schwester bei uns bleiben kann. Ich freue mich, daß Mgumditemi hier bleibt. Sie ist eine nette, kluge Frau. Jetzt ist sie ganz abgehärmt und kaum wiederzuerkennen. Das kleine Mädel ist auch nett.

Gestern abend kam der Bruder Mauritius, früher Tischler hier, von der Küste an, von Mage hatte er Begleitkommando bekommen. — Früher war bei der hiesigen katholischen Mission die Regel, möglichst einfach zu leben, da aber zu viele Brüder an Entkräftung starben, wurde die Maßnahme aufgehoben. Für die Mission ist noch ein zweiter Bruder bestimmt, der gut kochen soll. Einen deutschen Koch hier zu haben und sich um die Küche nicht zu kümmern brauchen, daß müssen geradezu ideale Zustände sein! Heute frühstückte er bei uns, ich gab ihm Gemüse, und dann zog er zu seiner Mission.

Vom Lazarettgehilfen Prinage kam die Meldung, daß alle Karawanenstraßen von Quawas Wahehe besetzt werden sollen; jede Post, jede Karawane, jeder Händler soll niedergemacht werden. Das stimmt mit der Aussage des Bruders, der den Mörder des Boy beherbergt hatte: Quawa habe den Wahehe sagen lassen, sie sollten alles niedermachen, was ihnen in den Weg kommt, Karawanen, Post, Händlern usw. auflauern, alle den Weißen freundlich gesinnten Wahehe totschlagen, dann ins Pori verschwinden, das würde den Europäern so langweilig werden, daß sie wieder abzögen. Auf diese Art will er uns aus dem Lande treiben. Nun, erschrecken kann er uns, das beweist er täglich — aber wir bleiben doch! das Schlimme ist nur bei der Sache, daß Tom so wenig dagegen tun kann. Wenn man zu Hause in Deutschland ist, so denkt man, mit den Negern sei doch leicht fertig zu werden, sie seien ja solche untergeordneten Geschöpfe, daß es eine Kleinigkeit sei, sie zu regieren. Nun, ich wünschte, daß alle, die dieser Ansicht sind (ich war es früher nämlich auch), einmal hier zusehen könnten, dann würden sie sich überzeugen, daß die Leute auch ohne Schulbildung sehr schlau

sind. Heute kam ein Ruga-Ruga an mit einer Speerwunde, seine zwei Begleiter sind erstochen worden. Die Täter konnten nicht ergriffen werden, denn sie flohen ins Pori. Tom weiß aber, wer sie sind. Kersten mit seinen Gefangenen wurden sofort Boten nachgeschickt, um ihn zu größter Vorsicht auf dem Marsche zu mahnen.

19. März 1897.

Der Abend schließt mit der Nachricht eines Überfalls und der Morgen beginnt damit. Zur Nervenberuhigung spielten wir gestern vor dem Schlafengehen noch Skat, als plötzlich ein schwarzes Gesicht und ein Gewehr sich am offenen Fenster zeigten; ich erschrak nicht wenig, aber der Soldatenkopf, der gleich darauf erschien, beruhigte mich über des Negers Absicht. Er war der traurige Rest von den Postleuten, die aus Langenburg am Nyassa-See die Post brachten, die andern waren von einem Trupp Wahehe erschlagen worden. Die Bestätigung also der gestrigen Nachricht Prinages war handgreiflich da; wir hatten schon unsere Verwunderung geäußert, warum Quawa die Karawanenstraße nicht beunruhige. Lasten von Langenburg sind hierher unterwegs; sie haben Askaribegleitkommando bekommen und dürfen nicht weiter (desgleichen Träger der Mission nach der Küste), da die nötigen Askaris zu den Begleitkommandos fehlen. Es wird jetzt schon schwer, Träger und Boten zu bekommen, sie wollen schon immer nicht mehr ohne Askaris gehen.

Heute morgen kam Nachricht, daß in der Tembe, dicht hinter der Mission 2 Stunden von hier, wo ich mit Tom auf Safari war und Tom einen Jumben eingesetzt hatte, das Vieh weggetrieben und zwei Leute dabei erschlagen worden seien. Der Jumbe ist gleich mit zwei Askaris und der Hälfte seiner Leute dem Vieh nachgegangen; die andere Hälfte ist zu Quawa übergelaufen. Mittags kam die Nachricht, daß drei Mann von Leuten Quawas angeschossen seien. Dr. Stierling ging gleich herunter, auch nur 1 Stunde von hier, und hat sie verbunden, morgen sollen sie auf die Station gebracht werden. Als Dr. Stier-

ling etwas lange ausblieb, wieder große Sorge! Also bis dicht vor unsere Tür wagt sich Quawa! Das Schlimme bei der Sache ist, daß die gutgesinnten Wahehe das Vertrauen zu uns verlieren, wenn unsere Anhänger so vor der Nase weggeschlachtet werden.

20. März 1897.

Tom wird wahrscheinlich Merere hier als Sultan einsetzen, um ihn mit zu dem großen Schlag benutzen zu können. Seine Leute sollen sich hier in der Nähe ansiedeln, damit sie an der Station einen Halt haben. Den ganzen Tag starker Regen.

Vorgestern waren wir im Garten und freuten uns, wie hier alles gedeiht, Weizen, Kartoffeln, alle Gemüsearten, sogar Rosenkohl, Salate, Radieschen, Rettich haben angesetzt. Auch die von der katholischen Missionsstation in Mrogoro geschenkten Apfelsinen-, Zitronen- und Mangobäumchen setzen Triebe an. Mapera, Papayen und Bananen selbstverständlich, auch das von Kisaki von uns mitgebrachte Gras und der Kaktus.

Ein vorzüglicher Boden ist hier: als Fata Morgana sehe ich schon alles mit Weißen besiedelt. So hatten wir im Garten einen Kohlkopf von 15 Pfund Gewicht. Rosen- und Kaffeebäumchen hat uns die Mission später auch geschickt.

Heute kam die Nachricht, daß zwei Soldaten und sieben Träger totgeschlagen seien auf dem Wege zu Kiwanga. Es ist furchtbar! Aber wenn ich bedenke, wie uns die erste Mordtat aufregte, kann ich uns beinahe gleichgültig der Nachricht gegenüber nennen. Nur ein Gedanke steht jetzt im Vordergrund: wie ist dem Zustand abzuhelfen? Was wird der nächste Tag bringen? Die Wahehe fördern immer neue Überraschungen zutage!

21. März 1897.

Wieder sitze ich abends allein und bete für meinen Mann, ob ich ihn gesund wiedersehen werde? Der Mensch kann doch viel ertragen, wenn es heißt: seine Pflicht erfüllen.

Tom hörte von einem Ort, an welchem Quawa stecken sollte,

ließ nachforschen und fand es heute einigermaßen bestätigt; daraufhin ist er, als es dunkel war, heimlich aufgebrochen.

Immer und immer wieder ihn weggehen zu sehen und nicht zu wissen, ob er gesund wiederkommt, ist doch schrecklich.

23. März 1897.

Vorgestern konnte ich nicht mehr schreiben. Sadallaleute waren nach den verschiedenen Mördern ausgeschickt, die ziemlich erfolglos zurückkamen, sie brachten nur die Brüder und Weiber der Schuldigen an. Wir stehen hier wirklich im Kampf ums Dasein.

Die Wahehe haben ihre Vernichtung gewollt, sie haben den Kampf abermals durch Mordtaten begonnen. Jetzt heißt es, mit Strenge vorgehen, denn Toms Menschenfreundlichkeit halten sie, an Quawas Grausamkeit gewöhnt, für Schwäche. Die Nächte sind gräßlich. Heute konnte ich überhaupt nicht schlafen, der Anruf der Patrouillen dröhnt laut durch die Nacht und hält mich munter. Übrigens geht es nicht bloß mir so. Auch Winkler und Stierling schlafen schlecht und träumen von Wahehe, Mord und Totschlag, trotz ihrer eisenfesten Nerven.

Gestern habe ich Mgumbitemi den ersten Schreibunterricht erteilt, es scheint sie aber so angestrengt zu haben, daß sie heute nicht kommen konnte, weil sie krank sei. Das hat mir nun sehr den Mut zum Weiterlehren genommen.

Beim heutigen Spazierengehen war ganz herrliche Beleuchtung, doch das ewige Revolverschleppen beeinträchtigt den Naturgenuß, und doch bin ich jetzt ziemlich ängstlich, so daß ich stets Sublimat bei mir trage; sollte es, was Gott verhüten möge, zum äußersten kommen und sich das Märchen von meiner Gefangennahme verwirklichen, so wäre mir wenigstens beim schlimmsten ein Ausweg möglich.

Tom mußte ich versprechen, nie ohne Begleitung zu gehen, deshalb nahm ich einen Ombascha mit. Heute habe ich meinen Schmuck und unser Silber aus dem Silberkasten alles in einen Koffer gepackt, um bei Feuer oder einer anderen Gefahr alles

Wertvollere rasch bei der Hand zu haben. Dann habe ich Wein abgefüllt.

24. März 1897.

Gestern abend (ich entwickelte gerade Bilder) hatte ich noch die Freude, Tom gesund wieder zu sehen. Es kam mir ganz unerwartet. Tom war riesig vergnügt und erzählte seine Erlebnisse sehr amüsant. Bis 5 Uhr morgens durchmarschiert, im Walde versteckt gelagert, Brot und Wurst gegessen, dann in der nächsten Nacht zu der Höhle und den Temben geschlichen. Dort bis zur Morgendämmerung gelauert. Der Boy hatte vergessen, während der Nacht etwas Tee zu kochen, also wieder nichts Warmes, und dann auf dem Bauch zu den verschiedenen Temben gekrochen. Sie sind so leise herangeschlichen, daß sie die Leute drinnen sprechen hörten; endlich sind alle Temben umstellt, und Tom gibt das Zeichen, daß jeder die Tür seiner Tembe öffnen lassen sollte. Er selbst war bei der Haupttembe, wo sich folgende Szene abgespielt hat. Toms Leute haben an die Türe geklopft und zunächst in der Wahehesprache gefordert, sie möchten die Tür aufmachen, „sie seien Leute von Quawa" — keine Antwort, darauf auf Kissangu, „sie seien Leute von Merere", — keine Antwort, nun auf Suaheli, „sie seien Leute von bwana mkubwa", worauf sofort die Tür aufgemacht wurde. Es waren friedliche Menschen, die uns treu gesinnt sind und Quawa fürchten. Tom ist sich ganz dumm vorgekommen; soviel Anstrengung, um unschuldige Leute aus dem Schlaf zu stören. Wäre Quawa darin gewesen, er hätte nicht entwischen können. Hoffentlich gelingt es mit Quawa ein andermal. Tom ist aber sehr froh, doch dageweſen zu sein, da er jetzt weiß, daß dort sichere Leute sitzen.

25. März 1897.

Gestern abend hätte uns beinahe das Schicksal ereilt. Tom und ich gingen zur Viehtembe, wo von dem jungen Sikki Rinder ausgeteilt wurden, ich wollte nun dieselbe Straße gehen, die Sikki später auch kommen mußte. Tom hielt das für langweilig

und schlug einen anderen Weg durchs Dorf vor, und welch ein Glück war es, denn ein paar Minuten später zog Sikki seines Weges, und ein Wahehe schoß auf ihn und ergriff dann schleunigst die Flucht. Wir wären für ihn ein Ziel gewesen, das er vielleicht besser getroffen hätte. Wir hörten den Schuß fallen, glaubten aber, man habe einen Ochsen für die Mereleute geschossen. Hier werden die Ochsen nicht wie zu Hause geschlachtet, sondern erschossen. Wir gingen also ruhig weiter, als wir auf dem Rückwege waren, kam uns ein Mann mit Flinte und Revolver entgegen, es sei Alarm. Tom sagte, daß dies nicht möglich sei, da er wohl schon früher davon benachrichtigt worden wäre. Wir gingen aber doch schneller und hörten schon von weitem lauten Lärm im Dorfe; dort fanden wir alles in großem Aufruhr und mit allem möglichen bewaffnet. Die Ursache war der gefallene Schuß. Tom beruhigte die Bevölkerung, und jeder ging friedlich heim.

Tom erzählte, in Kilossa wäre es so ähnlich gewesen. Die Offiziere hätten im Kasino gesessen und gesehen, wie die Bevölkerung des ganzen Tales plötzlich in hellster Flucht davon gelaufen sei. Die Ursache sei ein halbverhungerter Mhehe gewesen, der krank von dem Kondoaüberfall zurückgeblieben sei und sich im Gras verborgen durch Kräuter usw. ernährt habe.

Des Abends waren wir ganz besonders fröhlich, daß nichts passiert war. Es wurden gleich Nachforschungen angestellt und heute hieß es, Quawa wäre bei Farhenga versteckt, wo noch außerdem ein Msagira mit Anhang gesehen worden sei, auf den Tom auch fahndete. Tom und ich hatten noch nicht gefrühstückt, bei der Nachricht verging uns aber doch der Appetit zum Essen. Also Farhenga auch Verräter? Tom überlegte sich die Sache noch. Da — was sehen unsere Augen — kommt Farhenga an und mit ihm der Msagira mit Brüdern. Nun, freudiger ist er wohl nie von uns begrüßt worden, wir gaben ihm auch gleich eine Flasche Gin, die er mit verständnisvollem Schmunzeln einsteckte. Es stellte sich auch heraus, daß der Mhehe, der geschossen, nie

bei ihm gewesen ist. Er brachte gleich die gesuchten Leute mit, die nun an die Kette kamen.

Von Goritz kam Nachricht, daß er 28 Wahehe gefangen, an der Stelle, wo die Postboten überfallen wurden. Winkler marschierte ab, um sie hierher zu bringen. — Die Wahehe werden durch Boten aufgefordert, gegen Quawa mitzuziehen. Auf das Ergebnis, ob sie mitkommen werden, sind wir äußerst gespannt, davon hängt sehr viel ab.

Meine Puten machen mir noch viel Arbeit, da sie krank sind, sich erkältet und Fieber haben, ich behandle sie mit Chinin, Aloepillen usw.

26. März 1897.

Heute kamen die Wahehe an. Wieviel mitziehen werden, ist schwer zu sagen, da Tom noch unterwegs eine ganze Menge antrifft, jedenfalls von hier an 200. Es ist dies für Tom sehr schön. Gott gebe, daß sich kein Schurke darunter befindet, der nur so in Toms Nähe kommen will. Viel Schauri. Des Abends kam noch Dr. Stierling.

27. März 1897.

Noch des Morgens setzte Tom Stationsbefehl auf, gestern hatte er alle Befehle an die Kommandos geschrieben. Tom hat jetzt außerhalb elf Posten mit Europäern, dazu sieben Posten mit schwarzen Chargen besetzt. Die Leute müssen für alle nur denkbaren Eventualitäten mit sorgfältigsten Instruktionen versehen werden. Die Europäer müssen an den Bomen in Zelten schlafen; an jeder Bastion einer, auch Askaris schlafen dort, damit, wenn ein Angriff stattfindet, alles bereit ist; auch am Tage müssen 20 Soldaten immer zugegen sein. — Ehe die ganze Safari versammelt war, wurde es 9 Uhr. Tom nahm noch ein paar nachgekommene Wassangus mit. Wie stechen die kleinen Kerle in Ausdruck und Gestalt von den stattlichen Wahehe ab, ihrer Gesinnung nach sind sie mir aber lieber. Tom hat nur vier Soldaten mit sowie einige Sadalla- und vier Sikkileute. Ein malerischer

Anblick, dieſe phantaſtiſch gekleidete und bewaffnete Kriegerſchar, die meiſten Waffangus hatten allerdings wenig Stoff an ſich. Ich begleitete Tom noch ein Stück Weges den Berg hinunter und bis zum Ruheka. Gegen Mittag kam ich erſt nach Hauſe. Nun bin ich wieder ganz allein. Wie lange iſt unbeſtimmt. Mir wäre lieber, Tom hätte die Wahehe nicht mit.

28. März 1897.

Heute kamen die Gefangenen mit Hammermeiſter aus Bueni (Goritz) hier an, aber nur 17 Mann, auch wieder große kräftige Kerls, vor denen man ſich fürchten konnte. So wild und wüſt im Ausſehen, wie man ſich die Räuber vorſtellt. Von den 25 Gefangenen waren ſechs ſchon bei Goritz ausgebrochen, dann noch zwei bei Winkler; ſie ſtecken natürlich hier in unſerer Nähe im Pori.

Eine Freude! Von Tom Nachricht; er iſt geſtern bis zu Stephan, alſo zehn Stunden, durchmarſchiert. Meinen Spaziergang machte ich durch die Stadt. Die verſchiedenſten Gomas (Spiele, Tänze) geſehen, denn Leute von Kilimatinde tanzen anders wie die von Tabora, an der Küſte uſw., auch die Weiber und Männer tanzen wiederum verſchieden. Die beginnende Dunkelheit begünſtigte mein Inkognito, war ich aber doch erkannt, dann beeilten ſich die Tänzer, mir ihre ſchönſten Touren zu zeigen und mir zu huldigen, was mich natürlich möglichſt ſchnell vertrieb. So in der Dunkelheit durch die breit angelegten Straßen zu wandern, die ſehr ſauber gehalten werden, iſt recht intereſſant. Das ganze Leben ſpielt ſich auf der Straße ab. Alles luſtwandelt, tanzt oder ſitzt auf der Veranda, denn die Wohnung dient nur zum Schlafen oder als Zuflucht bei Kälte. Die Türe ſteht ſtets offen, und da es auf der Straße dunkel iſt (zu Laternen haben wir es noch nicht gebracht), heben ſich die um das Feuer hockenden Geſtalten wunderſchön ab. Auf der Veranda ſitzen ſie auch bei einem kleinen Licht.

29. März 1897.

Rettich, Zwiebeln, Radieschen, Möhren, Gurken geſät.

30. März 1897.

Heute morgen kam Leutnant Braun. Ist gestern schon hier angekommen. Boten an meinen Mann geschickt, erfuhr es erst heute. Braun hatte mich nicht wenig erschreckt. Ich hatte gerade im Hühnerhaus usw. recht herumgewirtschaftet, eine große Schürze dazu umgebunden, als ich mich plötzlich Leutnant Braun gegenüber sah. So wie zu Hause sich extra zum Wirtschaften etwas Schlechtes anziehen, gibt es hier nicht, hier muß man immer „tajari" sein, denn wie gesagt, man ist hier nicht abgeschlossen und kann immer jemandem begegnen. Nun, die Waschkleider sind eben sehr schön, wenn sauber, und auch leidlich hübsch, man kann wenigstens immer gesehen werden. Des Nachmittags empfing ich Merere, der mit seinem Gefolge angezogen kam, letzteres mußte vor der Tür auf seinen Herrscher warten; nur ihm und seinem ersten „Minister" wurden die heiligen Pforten geöffnet. Jetzt sitzt er schon ganz schön auf einem Stuhl, er fordert wieder Tabak (er raucht schon Zigaretten), Streichhölzer, Zucker, Salz usw. Ich gab ihm von allem etwas. Ich zeigte ihm seine Bilder, die ich aufgenommen hatte, er war ganz aufgeregt darüber, und ich mußte ihm einige geben, damit er sie seinen Leuten zeigen könne; besonders imponierte es ihm, daß auch sein Reitochse mit auf dem Bilde war.

An der Weckuhr hatte er viel Vergnügen — ich mußte sie immer wieder wecken lassen, daß mir die Ohren gellten — aber noch mehr an einem großen Stammbuchbild, zwei stehende Negerkinder darstellend, das muß ich ihm jedesmal zeigen. Nach $1^1/_2$ Stunde entließ ich ihn in Gnaden. Heute ist Merere mit 500 seiner Leute und 15 Askaris ohne Herrn Braun, der erkrankt ist, ausgezogen.

Eins will ich noch klarlegen. Als Mpangire noch lebte, war alles so schön; war seine Hinrichtung nicht voreilig? Ja, in der Tat, es war alles in schönster Ruhe, — aber es war die Ruhe vor dem Sturm. Er oder wir — sein Tod war die dringendste Notwendigkeit, sonst wäre unser Schicksal besiegelt gewesen. Das

Quawageſchlecht übt eine unglaubliche Gewalt auf das Volk aus, und ſolange Quawa lebt, werden wir nicht zur Ruhe kommen.

Heute hatte ich zu Bett gelegen, infolgedeſſen glaubten meine Damen, ich würde den Hühnerſtall nicht revidieren: ſtatt 31 Hühner fand ich nur 20 dort. Jetzt müſſen ſie die fehlenden noch ſuchen. Auch hier heißt es: „Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, tanzen die Mäuſe auf Tiſch und Bänken.“ Der Mpiſchi ließ das Eſſen von den kleinen Boys machen, und ich bekam erſt um 4 Uhr Mittagbrot; Mabruki ſchlug ſich mit der Wache, ſo daß er an die Kette gekommen iſt; das ſind eben die kleinen afrikaniſchen Dienſtbotenleiden. Meine drei Mädels machen es noch am beſten, die habe ich ſchon ſo weit, daß ſie ganz unglücklich ſind und weinen, wenn ſie etwas ſchlecht gemacht haben. Wenn ich ſie ſchelte, ſind ſie ſchon ſehr betrübt. Muhigu fängt ſogar ſchon an die Empfindliche zu ſpielen, wenn ich ſie ſchelte, früher machte nur Koſi (Ohrfeige) einigen Eindruck. Auf dieſen Erfolg bin ich ſehr ſtolz. Natürlich treten mir dadurch die Kinder viel näher, denn ſie ſind im Weſen ebenſo wie die Kinder zu Hauſe. Auch ſpielen ſie jetzt ſchon verſchiedene Spiele, die ich ihnen gezeigt.

3. April 1897.

Ich war eben auf unſer Haus geklettert, das ſich jetzt zwar in das Kleid der Hoffnung zu hüllen anfängt, ja es hofft wohl ſelbſt bald fertig zu werden, aber das iſt leichtſinnig, denn die Arbeiter denken anders darüber. Ich glaube, die haben anſcheinend die Abſicht, es erſt zur nächſten Regenszeit fertig zu ſtellen, ſicher aber nicht vor Juni. Ein kleines Küken iſt darüber lebensmüde geworden und hat ſich in einen Farbentopf geſtürzt. Ich wollte es noch retten, aber trotz aller Wiederbelebungsverſuche war es verloren. Ich fürchte, die Puten gehen auch ein, trotz Aloepillen, Kur und Doktorei. Das weiße Schwein überlegt ſich, wo es den beſten Speck anſetzen will; daß es fleißig gemäſtet wird, ſcheint ihm ſehr zu gefallen. Sobald Tom kommt, muß es daran glauben. Es hat Reißen oder Gicht in den Hinterpfoten und kann nicht mehr gehen.

Nun bin ich schon ein halbes Jahr hier und gottlob! trotz all der Aufregung habe ich kein Fieber mehr gehabt, nachdem die Fieberbazillen, die ich unten in so reichem Maße hineingeschluckt, abgewirtschaftet hatten. Daß es hier so gesund ist, mag neben der Höhe auch an der gleichmäßigen Temperatur liegen, die des Morgens zwischen 12 bis 16°, mittags zwischen 20 bis 25°, abends zwischen 13 bis 15° schwankt; durch Regen ist es manchmal mittags kühler.

4. April 1897.

Eben komme ich aus dem Garten, wo ich die aufgegangenen Kartoffelpflänzchen zählte. In acht Wochen haben wir Ernte, dann besteht die Station ein halbes Jahr, und wir haben schon Kartoffeln. Ich bin jetzt so nervös, wahrscheinlich auch vom schlechten Schlafen, daß ich mir einbildete, der Teufel sehe über meine Schulter; ich schrie so fürchterlich auf, daß Boy und die Totos hereingestürzt kamen; trotzdem ich sie sah, konnte ich mich eine ganze Weile nicht beruhigen. Um zur Vernunft zu kommen, ging ich mit den Totos spazieren. Ich nahm unseren Gartenaskari mit, der die Zelewski-Expedition mitgemacht hatte und davon erzählte. — Die Totos sind jetzt meine ganze Freude, wenn die drei schwarzen Krausköpfchen mit ihren hellen Leinwandkleidchen, mit rot garniert und roter Schürze, mit nackten Beinen so vor mir her zappeln und krabbeln. Früher gingen sie wie die Alten, jetzt springen und tanzen sie, klettern auf Bäume und necken mich. Ich bin den Kindern wirklich Mutter; wenn sie ganz besonders glücklich sind, nennen sie mich auch „Mama“. Die Sklavenbanden haben schwer auf ihnen gelastet, jetzt haben sie die Freiheit, ihre Kindheit zu genießen.

6. April 1897.

Gestern nacht wurde ich durch Allarm aus dem Schlafe geweckt. Ombascha Achmed kam schon, während ich mich ankleidete, mit der Nachricht, eine Menge Wahehe seien mit Gewehren in Sicht. Von weitem hörte man auch Schnellfeuer. Ich weckte die

Totos und zog nun mit zwei Revolvern bewaffnet zur Wache, wo alle Europäer versammelt waren. Die Herren beschlossen einen Tschausch mit Askaris abzuschicken, um zu sehen, was los sei; wir wollten uns inzwischen schlafen legen und so der Dinge harren. Um die Mission und den Europäerposten in Iringa waren wir sehr in Sorge. Des Morgens stellte es sich heraus, daß Askaris geglaubt hatten, von Wahehe überfallen zu sein, und Schnellfeuer abgegeben hatten; die Wahehe schossen wieder, und erst am Morgen merkten wir, daß es uns freundlich gesinnte Wahehe waren. Dr. Stierling war gleich selbst des Morgens nachsehen gegangen. Es ist zu schwer hier, Freund und Feind voneinander zu kennen.

7. April 1897.

Heute kamen zwei Brüder für die Mission an, der eine hatte Fieber und zog sich bald zurück, dem andern zeigte ich unser Haus, den Garten und die Stadt. Er war einfach perplex, und trotzdem ich ihm versichert hatte, vor einem halben Jahr habe nur unsere Hütte gestanden und vor sieben Monaten sei noch alles Pori gewesen und keine Menschenseele hätte auf dem Bergrücken existiert, fragte er doch noch, ob hier nicht wenigstens schon Negerhütten gestanden hätten. Für so unglaublich hielt er das schnelle Entstehen der Stadt. Man braucht aber auch schon reichlich eine halbe Stunde, um durch die Stadt allein zu gehen, so viel Straßen sind schon entstanden. Es ist erstaunlich, wie der Name Sakkarani die Leute angezogen hat; wir fürchten nur, daß die Stadt zurückgehen wird, denn so viel Menschen können hier wohl kaum ihr Brot, d. h. ihren Mais verdienen. Dann gingen wir durch die Station zurück in das Dorf der Eingeborenen, welches sich hinter unserem Hause anschließt. Es ist schon bedenklich gewachsen und hat schon an 300 Mann; die Temben müssen allerdings noch zum Teil gebaut werden. Aus dem Erstaunen kam der Bruder gar nicht heraus.

Über unsern Garten war er auch sehr erfreut, denn alles gedeiht prachtvoll. Jede Rübenart, jede Kohlart, sogar Rosenkohl,

Tomaten, Erbſen, Bohnen, Zwiebeln, Schnittlauch, Peterſilie, Majoran, Sellerie, Dill, Pfeffermünzkraut, Salat, Rettich, Radieschen ſtehen ſchön. Mohn und Artiſchoken ſcheinen auch zu gedeihen, nur mit Gurken und Melonen hapert es, und wahrſcheinlich nur, weil wir ſie nicht zu ziehen verſtehen. Kartoffeln ſtehen gleichfalls ſehr ſchön. Die Brüder waren über unſern Garten ſchon ſo entzückt, was würden ſie erſt zu dem unten am Ruaha geſagt haben, wo alles noch beſſer gedeiht; dort ſtehen Apfelſinenbäumchen, Feigen, Mango, Zitronen, zwei kleine Weinreben. Hoffentlich gedeihen ſie weiter ſo. Bananen, Ananas und auch eine Kokosnuß ſind aufgegangen. Der Weizen ſteht niedrig, iſt aber gleichmäßig gereift, was vielfach im Innern nicht der Fall ſein ſoll, und Stroh brauchen wir nicht; es iſt hier ein herrliches Anſiedelungsgebiet, und der Bauer würde ſein ſchönes Auskommen haben, denn zu alledem kommen noch das ſchöne Vieh und Weideland. Auch iſt die Gegend hier geſund, alſo alles „tajari“, nur die eine Frage iſt nicht gelöſt: Wie kommt der Bauer hierher?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Heute kamen ein Feldwebel und ein Bootsunteroffizier für Langenburg an, die einen Ruhetag hier machen und dann weiter marſchieren, dann nehmen ſie natürlich die 100 Laſten mit. Reichlich zwei Monate haben die Laſten hier liegen müſſen, die Sachen werden alſo fünf Monate unterwegs ſein. Wie ſchmerzlich werden ſie von den Europäern erwartet werden? Meine Nähmaſchine hatte ich geſtern mit Mühe und Not zum Nähen gebracht, geſtern ging ſie ſehr gut, doch plötzlich verſagte ſie. Da der Bootsunteroffizier in ſeinem Zivilverhältnis Uhrmacher war, glaubte ich, er würde ſie mir wieder zurecht machen können. Der brave Mann hat ſich auch ſo lange geplagt, bis er ſie wieder in Gang hatte. Wegen meiner Maſchine habe ich ſchon einmal einen fremden Unteroffizier zu Rate ziehen müſſen. Wir erhielten auch die Beſtätigung, daß Toms Breitenbeſtimmungen richtig ſind; kein falſcher Stern iſt beobachtet. Hoffentlich gelingt es uns immer ſo.

8. April 1897.

Glückstrahlend kam Tom heute zurück: auf dem Rückmarsch hat er plötzlich dicht am Wege drei starke Elefantenbullen gesehen. Obwohl er seine Elefantenbüchse nicht mit hatte, pirschte er sich doch an und hatte das Glück, sie alle drei zur Strecke zu bringen. Eine Kugel, Modell 88, hatte sich an der Wurzel des großen Stoßzahnes plattgedrückt. Der größte Elefant ist 9 Meter lang, bei $3^1/_2$ Meter Höhe; in seinem Wanst badeten acht Neger zu gleicher Zeit in dem Blute des Tieres — nach Negerglaube ein besondere Kräfte verleihendes Mittel. Den schwarzen Siegfrieden fiel kein Lindenblatt aufs Kreuz, Rücken und Rippen des kolossalen Tieres bildeten eine gut gedeckte Badezelle. Hinter dem Riesenkopf desselben konnte Tom sich decken, als er den zweiten Elefanten schoß. Der dritte rannte dicht an Tom vorbei; es war eine fatale Situation, mein Mann war allein, das dichte Farnkrautgestrüpp verhinderte ein Ausweichen — und doch kommt es darauf an, dem angeschossenen Riesen so rasch als möglich aus dem Gesicht zu kommen. Das Herz haben die Neger als große Delikatesse verspeist. Von einem Stück Rüssel machte ich Suppe; sie schmeckte etwa wie recht kräftige, mit Gelatine verdickte Rindfleischsuppe mit etwas leimigem Beigeschmack; das Fleisch war nach 24 stündigem Kochen zäh wie Leder.

9. April 1897.

Heute wurde die Jagdbeute eingebracht, mit Jubel und Geschrei natürlich. Vorneweg die Sikkileute mit Tanz und Gesang. Hundert Mann hatten an dem Transport der drei Kolosse zu tun. Leider hat das größte Tier nur einen Zahn; dieser wog allerdings 106 Pfund. Den Kopf des kleineren mit den beiden Stoßzähnen (45 Pfünder) habe ich photographiert.

12. April 1897.

Großes Schlachtfest! Unser Hofschlächter, Unteroffizier Hammermeister, besorgte die Sache nach allen Regeln der Kunst. Unsere Schwarzen staunten nicht wenig, daß unter seinen Händen

ein schwarzes Schwein so weiß werden konnte! Aber von dem Fleische zu essen, weigerten sie sich voll Abscheu. Nur unser Juma, der in Deutschland Schweinefleisch essen lernte, aß auch hier davon, dafür wurde er aber auch von den anderen Boys verächtlich „Sklave" geschimpft. Das Wellfleisch schmeckte prächtig. Da Pater Alfons die neu angekommenen Brüder bei uns vorzustellen kam, konnten sie an unserem Schlachtfest teilnehmen. Bis auf das bißchen Unterschied in der geographischen Länge und Breite ging's bei uns ganz so zu wie beim Schweineschlachten in Weißenrode — mir war ganz heimatlich zu Mute, und wenn sich so etwas wie Heimweh zeigen wollte, dann wurde es flugs mit ins Wurstfleisch verhackt. Es war aber auch ein Staatstier, eigentlich viel zu schade, um seine Laufbahn in den nunmehr historischen Pökelfässern der Familie Prince zu beschließen. Unser Sachverständiger Hammermeister taxierte es nach deutschen Viehverhältnissen auf 180 Mark „unter Brüdern".

13. April 1897.

Nach dem Schlachtfest heute „Pökelfest" und großes Wurststopfen und dazu noch frische Kartoffeln! Tom, Winkler und ich hatten schon vor einigen Tagen Kartoffelernte gehalten: an manchen Stauden fanden wir bis zu 58 Knollen, darunter 22 große, von denen 10 aufs Pfund gehen; durchschnittlich kamen auf jede Pflanze 25 Kartoffeln. Es wurde alles genau gezählt, gewogen und an die Europäer verteilt, denn unsere erste Kartoffelernte ist ein Ereignis. Wir kochen nie mehr als sechs Stück, so sparsam gehen wir mit dieser Delikatesse um.

Aus Mage melden Wahehe, daß sie zwei Wahehewassagira, die zu den treuesten Anhängern Quawas gehörten, im Waldlager überfallen und niedergemacht hätten. Der eine der Erschlagenen ist Farhengas rechter Bruder. Dieser Bruderzwist, dessen Strömung Tom nach der alten Diplomatenregel „divide et impera" geschickt in die für uns günstigste Richtung abgelenkt hatte, kommt uns nun in der Tat zu nutze.

Von den Sudanesenfrauen zeigte mir eine heute einen feinen, goldgelben, aber sehr festen Faden von seidenartigem Glanze, das Gespinst einer großen Spinne, welches man, wie die Frau erzählte, im Sudan zu feinen Stoffen verwebt. Ob sich das nicht auch hier erzielen ließe? In die Boma Prinages schlug der Blitz ein. Prinage selbst kam mit dem Schrecken davon, aber einer der besten Sudanesensoldaten wurde tödlich getroffen, drei andere leicht verletzt.

Karfreitag, 16. April 1897.

Den Karfreitag mußten wir heute durch kriegerische Schaustellung feiern, der wir uns nicht entziehen durften: die Kriegsspiele unserer Farhenga- und Sikkileute. Das Ganze war wie eine Pantomime im Zirkus Renz, freilich durch die Darsteller und die ganze lebenswahre Umgebung, in der die Spiele vor sich gingen, weit interessanter. Sikkis Oheim, ein stattlicher 1.90 m hoher Mann mit besonders ausdrucksvollem Kopfe, zeichnete sich als Haupt- und Vortänzer in diesem kriegerischen Schauspiele durch unglaublich hohe Luftsprünge aus; Sikki selbst tanzte, wie es seiner Jugend zukam, bei der Gruppe der jüngeren Leute; er ist nämlich noch nicht in dem Alter, in welchem ihm die Stammessitte erlaubt, Schmuck an Armen und Hals anzulegen. Der Kriegstanz unserer Wahehe bot ein wildbewegtes Bild ihrer Kriegführung, wie sie hinter ihren Schilden gedeckt den Feind beschleichen und überfallen. Den Hauptdarstellern lohnten wir ihre Anstrengungen mit einem Kognak, für den sie großes Verständnis zeigten.

Gestern, zum Gründonnerstag, hatte ich bunte Ostereier mit allerlei scherzhaften Zeichnungen darauf (ein Kater, Jüngling auf Bierfaß reitend) nach den Messen geschickt, für Tom hatte ich bei uns welche versteckt; wir hatten beim Eiersuchen dann noch viel Vergnügen.

Am 1. Osterfeiertag, 18. April 1897.

Keine Glocke läutet zum Ostertage — aber wir feiern das hohe Fest, obwohl ich fast immer liegen muß, mit inniger Dank-

barkeit gegen den allgütigen Gott, der uns bis hierher in seinen Schutz genommen.

Während Tom seine Berichte schreibt, erhebt sich draußen ein Heidenlärm: die für die Expedition aufgebotenen Wahehe rücken an. Vergessen sind Krankheit und Osterheimweh — ich gehe mit Tom hinaus, um das buntbewegte Bild dieses für uns so äußerst wichtigen Zuzuges anzusehen. Die Jumben traten ein jeder mit seinem Trupp zusammen, die Leute wurden aufgerufen, und jeder Gezählte kauerte in Reih und Glied mit seinen Kameraden, ein komisches Bild eines großen Appells. Die Zählung ergab 500 Wahehekrieger — ein großer Erfolg von Toms Politik, denn beim ersten Aufrufe hatten sich nur 200 gestellt. Der Weg zum Herzen dieses streitbaren Volkes heißt Krieg. Wer sie für sich gewinnen will, muß ihnen Gelegenheit geben zu Kämpfen und Raubzügen; ihren wilden Drang nach kriegerischer Betätigung auf die richtigen, unseren Zwecken günstigen Ziele abzulenken, war Toms hauptsächlichstes Bestreben, dazu kommt noch ein anderes bedeutsames Moment, welches uns die ansehnliche Schar dieser tüchtigen, im Kampfe erprobten Wahehekrieger noch wertvoller macht: in unserem Vernichtungskampf gegen Quawa bedeutet jeder einzelne Mann, der sich Toms Expedition anschließt, einen dauernden Verlust für unseren Feind, denn wer von seinen Leuten einmal auf unserer Seite gekämpft hat, dem ist qualvoller Tod sicher, sobald er in Quawas Gewalt kommt. Es war doch anfangs etwas beängstigend für uns, mitten unter diesen 500 wilden Kerlen sich zu bewegen, von denen jeder noch vor kurzem unsere Ermordung sich als besonderes Verdienst angerechnet hätte. Tom hatte auch alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um etwaiger Überlistung gewachsen zu sein, das Maxim stand schußbereit, und die Wachen waren verstärkt. Unsere Befürchtung war jedoch grundlos, die Wahehe kamen in der Tat mit der ehrlichen Absicht, unter Tom zu kämpfen. Auf Toms Frage, warum so viele von ihnen ohne Schilde wären, erklärten sie, die Schilde hätten sie zerbrochen, denn Tom habe bekannt gemacht, daß er jeden als Feind erkläre, der mit Speer und Schild gesehen werde. Von Farhenga hätte ich

gern einen ſchönen Speer gekauft, aber der geforderte Preis von 15 Rupien war mir doch zu unverſchämt, 8 Rupien hätte ich ihm dafür gegeben.

Feldwebel Langenkemper traf hier ein, er hat krankheitshalber um Ablöſung gebeten. Wir ritten den nächſten Tag nach, da Meldung von Leutnant Braun gekommen war.

Auch Merere iſt wegen Krankheit ſchon lange zurück, er beehrt uns alle Minuten mit ſeinem Beſuche, und der arme Tom muß ihm Tag für Tag dasſelbe ſagen; er tut das mit einer unbegreiflichen Geduld und Freundlichkeit; mir wäre ſchon längſt die Geduld geriſſen. Solch' Schauri mit unſerm langweiligen Gaſtfreund und Bundesbruder hat aber auch ſeine angenehmen Seiten. Hinter einer Tembe, 20 Schritt von uns, eine Viehherde, auf der anderen Seite eine Eſelherde, aus allen Türen neugierige ſchwarze Geſichter hervorlugend; zu dem Schauri muß ſich nämlich alles reſpektvoll entfernen. Merere hockt auf einem Fell, Tom und ich ihm zur Seite auf etwa ſechs Zoll hohen Negerſtühlchen, Merere furchtbar geheimnisvoll, als ging's um ein Königreich; für ihn freilich war die Sache wichtig genug. Hoffte er doch, nach dieſer Expedition auch in Iringa, alſo für ganz Uhehe, als Sultan eingeſetzt zu werden. In Wirklichkeit ſaß ſich's bei dieſer Haupt- und Staatsaktion gar nicht übel; abgeſehen von der ſpaßigen Seite, bot das Ganze ein eigenartig ſchönes Bild. Vor uns der waldige Bergabhang, über den Bäumen die aufragenden Gipfel der Berge, zuerſt in rotgoldener Sonnenglut, dann ſich dunkler färbend, bis die untergehende Sonne zuletzt alles mit flammender Abendröte übergoß.

Fünftes Kapitel.

Expeditionen gegen Quawa. Gouverneur Oberſt Liebert.

21. April 1897.

Heute mittag ging Tom fort, ich konnte ihn nicht einmal begleiten, da ich feſt liege. Für Tom auch ſchrecklich, mich hier ſo allein zurückzulaſſen. Da heißt's eben: Kopf hoch! — Vorher noch großes Schauri mit Merere und Winkler. Merere will durchaus zu dem Grabe ſeines Vaters, um dort zu beten und Dawa zu machen. Er glaubt nämlich, ſein Vater habe ihm die Krankheit zur Strafe geſchickt, weil er ſo lange nicht am Grabe gebetet habe. Winkler ſoll ihn begleiten. Ein Sultan wird nach ſeinem Tode von ſeiner Familie als Gott verehrt; alſo der richtige ausgeſprochene Ahnenkultus wie bei den Chineſen. Sein Grab wird mit beſonderer Sorgfalt gepflegt. So ſind z. B. auf dem des alten Quawa prachtvolle Elfenbeinzähne aufgeſtellt. Auch die erſte Frau des Sultans wird in gleicher Weiſe geehrt. An den Gräbern beten dann der Sohn und die richtigen Brüder, alſo Söhne desſelben Vaters und derſelben Mutter. Die Halbbrüder und Großen des Landes dürfen bei dieſer Feier zugegen ſein. Ein Sultan geht nie ohne ſein Gefolge zu dieſer Andacht, an der nur die Söhne teilnehmen. Die Töchter, wie überhaupt alle Frauen, ſind ausgeſchloſſen. Die andern Frauen des Sultans werden im Pori, alſo im Urwaldgebüſch, nur ganz oberflächlich verſcharrt und zum Schutz gegen wilde Tiere mit Baumſtämmen bedeckt. Dasſelbe

geſchieht mit den Leichen der Halbbrüder; deren Weiber werden überhaupt nicht begraben, ſondern in der Wildnis auf einem Stapel zuſammengeſchichteter Baumſtämme ausgeſetzt; ebenſo die Großen des Landes nach einer ſehr einfachen Rangabſtufung: je kleiner der Mann, deſto niedriger der Stapel. Die Sklavenleichen wirft man einfach ins Pori. Eine große Menge Leute geht mit, die Weiber weinen und machen großes Geſchrei, ebenſo weinen die Männer und die Verwandten. Haben ſie die Leiche weggeworfen, dann baden die Verwandten und nächſten Freunde im nächſten Fluß. Im Trauerhauſe kommen dann die weiblichen Verwandten und Freundinnen zuſammen, unter Faſten weinen, ſchreien ſie drei bis vier Tage lang, die Mutter fünf Tage. Das Geſicht zur Wand gekehrt und in die Hände geſtützt, kauern ſie die ganze Trauerzeit über.

23. April 1897.

Seit 5 Wochen keine Poſt! Mein Schammy fand heute das Abzeichen eines Askari-Tſchauſch's, ſofort kam er damit an und meldete ſich bei mir als „tschausch ya kuku“ (Hühnerſergeant). Das Soldatenſpielen ſteckt doch nun einmal allen Jungens im Blut, in Afrika ſo gut wie bei uns Deutſchen. Alle unſere Leute ſind ſehr zutraulich und bringen ihre kleinen Sorgen und Freuden bei mir an. Meine kleinen Mädels ſpielen jetzt ſehr hübſch.

Heute Nachricht von Tom; als Morgengruß ſchickte er eine Giraffe mit wundervollem Fell, die ihm auf dem Marſch vor die Flinte gekommen war. Die Soldaten haben das Fell ausgeſpannt und gereinigt. Wie ſchwer es mir wird, jetzt zu liegen! Garten und Hühnerzucht den Schwarzen ſo ganz überlaſſen zu müſſen, iſt ſo ſchwer. Es war ſchon alles hübſch im Gange, nun geht es wieder zu Grunde. Der Neger bedarf doch einer ganz anderen und ſchärferen Aufſicht als die Leute zu Hauſe. Die geſamten Vorräte für Monate müſſen nun wenigſtens für die Boys zugänglich bleiben, und was die im Stehlen und Naſchen leiſten, das wird ſich ſchon noch fühlbar machen. In dieſem ungewohnten

Zuſtande abſoluter Freiheit in Haus und Garten vergeſſen meine ſchwarzen Dienſtboten, daß ſie überhaupt eine Herrin haben. Eines Tages waren ſie ſamt und ſonders am Morgen bereits verſchwunden und kamen erſt abends wieder. So lag ich denn den ganzen Tag über mutterſeelenallein im Hauſe, zu ſchwach, um mich erheben zu können, ohne eine Menſchenſeele auch nur in erreichbarer Nähe zu haben. Der Tag gehört zu dem Schlimmſten, was ich hier durchgemacht habe.

26. April 1897.

Nun ſind es noch neun Tage bis zu Toms Rückkehr! Ich ſtreiche jeden Tag im Kalender mit einem dicken roten Strich durch, wie wir's einſt in der Penſion taten, wenn die Ferien herankamen. Aus Iringa wieder böſe Nachricht: ein Boy und ein Träger erſtochen. Auch an häuslicher Unruhe fehlt es nicht. Der Mpiſchi (Koch) legt mir ſeine ehelichen Sorgen vor; ſeine Frau treibt ſich ſeit ſechs Tagen herum; da ſie ihm ſeine Tücher und Hemden mitgenommen, laſſe ich ſie, nach genauer Feſtſtellung des Tatbeſtandes, zur Wache bringen, damit ſie beim nächſten Schauri beſtraft wird. Heute ließ ich mir Mgunditemi holen; das arme Ding iſt krank. Ich gab ihr Fleiſch und Reis; ſie iſt übrigens eine ſchlanke, hübſche Frau.

Ich war heute einen Augenblick im Garten, die Kartoffeln ſind ſchon ganz braun, wenn Tom zurück, müſſen ſie gleich herausgenommen werden, allein mag ich es nicht tun. Dann machen wir wieder Kartoffelfeuer, röſten Kartoffeln, das gibt uns viel Spaß, wie neulich unten im Garten. Leutnant Braun iſt ſeit geſtern zurück. Er ſagte auch, daß ſich die Wahehe ganz anders gezeigt hätten als die übrigen Neger. Er hat eine ganze Ortſchaft zerſtört und die Temben eingeriſſen; kaum war er zwei Stunden fort, ſo ſah er, wie die Wahehe zurückkamen und ihre Temben wieder aufbauten, ſo daß er nochmals zurück mußte. Drei Träger ſind an Überanſtrengung geſtorben, der eine davon iſt unter ſeiner Laſt zuſammengebrochen.

6. Mai 1897.

Ich habe vom 27. April an sehr schlechte Tage hinter mir. Am 29. war mir der Gedanke schrecklich, in Toms Abwesenheit operiert zu werden, es konnte doch auch schlecht ablaufen, und Tom wäre nicht zu erreichen gewesen. Aber Gott sei Dank, spät abends kam Tom wieder an. Er hatte so viele Gefangene, etwa 500 Leute und 200 Stück Vieh, daß er deswegen umkehren mußte, denn es waren jetzt mehr Gefangene, als Tom selbst Leute in seinem Zuge hatte; gefallen sind dabei 40 feindliche Krieger. Die Leute bei Iringa sind jetzt so beruhigt, daß sie mit Tom selbst gegen ihre Stammesbrüder ziehen; das ist ein großer Erfolg. Quawa ist jetzt in eine andere Wildnis übergesiedelt, in der alten Gegend fühlt er sich nicht mehr sicher. Er hält sich an einem Platz nie länger als zwei Tage auf, wie der ewige Jude wandert er von Ort zu Ort. Seine Anhänger setzen sich jetzt verzweifelt zur Wehr, immer noch erscheinen Trupps (Tom hat vier solche zu je 40 bis 60 Wahehekriegern angetroffen, die auf dem Zuge gegen uns begriffen waren, und sie zurückgejagt). Auf ihr Konto müssen wir die vielen Meuchelmorde setzen. — Tom hat sehr viel zu tun. Jetzt, wo ich elend bin, sehne ich mich doch sehr nach unserm Hause, ich werde dann auf der schönen Veranda liegen können. Das Liegen ist zu unangenehm, da man dabei kaum schreiben kann. Am 3. Mai sind der neue Feldwebel und der Bauleiter angekommen. Trotzdem er die Dielen der Hinterzimmer aufreißen läßt, weil sie zu schlecht gebaut sind, will er schon in 14 Tagen mit dem ganzen Haus fertig sein. Wahrscheinlich gehen Spiegel und Wilkins (Feldwebel und Bauleiter), beide wegen Krankheit abgelöst, morgen zur Küste. Eben bringt Tom mir wunderschönen Weizen, der auf ungedüngtem Boden gewachsen ist, überhaupt ist der Garten unten nicht gedüngt.

Gestern abend kam endlich die Post. Wie wir uns über die Schreiben und Zeitungsausschnitte freuten! Heute kam Leutnant Kuhlmann mit einem Unteroffizier und 30 Askaris hier an, um sich Tom zur Verfügung zu stellen. Es verlautet, daß der

Gouverneur im Juni eine Reiſe in das Innere antreten und auch hierher kommen will, und daß Herr v. Eberſtein krank ſei.

Weizen geerntet, auf waſſerdichten Decken ſtatt Tenne ausgedroſchen; der Ertrag ergab das 24fache der Ausſaat, alſo das 24. Korn. Auch der Weizen iſt ebenſowenig wie der Garten weder gegoſſen noch gedüngt. Heute kam auch die Karawane für uns an. Wir hatten wieder allein fünf Träger für Poſtſachen — und der Trägerlohn iſt jetzt auf 21 Rupien (Rp. = 1.40 Mk.) erhöht! Für ein kleines leichtes Weinfäßchen waren zwei Träger nötig, desgleichen zu einer kleinen Frachtkiſte aus Liegnitz; der fünfte Träger brachte ein Poſtpaket. Wie groß, unendlich groß würde die Freude über alles ſein, wenn es nicht den abſcheulichen Beigeſchmack der Trägerkoſten hätte.

Nach Perondo bekamen wir die Zehnpfundpakete umſonſt geſchickt; dies iſt jetzt nicht mehr der Fall, da aber nur drei ſolcher Pakete auf eine Laſt gehen, müſſen wir dieſe Packungsweiſe vermeiden. Es empfiehlt ſich vielmehr, alle Sendungen in Deutſchland anſammeln zu laſſen, bis ſie zuſammen, einſchließlich Verpackung, etwa 60 Pfund wiegen — aber nicht mehr, ſonſt geht es uns wie mit dem Weinfaß, das nur 70 Pfund wog und zwei Träger brauchte. Bei allem muß man eben ſein Lehrgeld zahlen, aber wir bleiben ja lange genug hier, um noch die Früchte davon zu ernten.

15. Mai 1897.

Leutnant Kuhlmann war ganz erſtaunt über unſere große Stadt. An der Küſte hätte man keine Ahnung davon. Man könnte ſich ein ſo ſchnelles Wachſen einer Stadt nicht vorſtellen. — Nun, ich freue mich, wenn der Gouverneur ſich ſelbſt von Toms Erfolgen überzeugen kann. Auch das kann man als „echt afrikaniſch“ bezeichnen, in Deutſchland wenigſtens ſoll es nicht gerade üblich ſein, daß die Offiziere ſich nach den Beſichtigungen durch ihre Vorgeſetzten ſehnen. — Übrigens hieß es plötzlich, der Gouverneur ſei nur noch einen Tagesmarſch von hier; ich machte gleich Makronen, Schokoladenplätzchen, Räderkuchen, Waffeln, alles

Das Stationshaus in Iringa.
(Zu S. 114)

Das Arbeitszimmer.
(Zu S. 115.)

gelang ſchön. Da ich gerade Honig bekam, ſetzte ich auch noch Teig zu Honigkuchen an. — Mein ſpezielles Departement, das des Innern und der Haus- und Landwirtſchaft, iſt für den hohen Beſuch ebenfalls in beſter Verfaſſung.

Von der Taktik der Wahehe, die Wege ungangbar zu machen, konnte auch Leutnant Kuhlmann erzählen. Sie ſtecken giftige Bambusſpitzen in den Weg, verlegen denſelben mit rieſigen Hinderniſſen, die großen Aufenthalt verurſachen, oder legen kleinere Hemmniſſe an, ſo daß die Leute fallen oder mindeſtens ſtolpern; ferner machen ſie in die Urwälder und Pori große Sackſtraßen, ſo daß man falſch geht; auch Graf Fugger weiß davon ein Liedchen zu ſingen.

23. Mai 1897.

Tom zog mit 1000 Wahehe aus, Leuten, die früher alle gegen uns ſtanden. Kaum war er fort, ſo wurde in der Nacht Luhota von Quawa ſelbſt und ſeinen Wahehe abgebrannt, 600 Stück Vieh und 700 bis 800 Weiber geraubt, die Männer niedergemacht. Quawa hat in der Nacht die Temben alle umſtellt und, als die Männer herauskamen, ſie einfach alle niedergemacht. Noch am Morgen ſahen wir die Temben rauchen, es war ja nur eine halbe Stunde von der Station! Bei dem hügeligen Terrain und dem ausgedehnten Pori ſind ſie ohne Weg und Steg, von dem langen Graſe verdeckt, herangeſchlichen. Der Feldwebel wurde gleich nachgeſchickt, da er aber nur ſehr wenige Askaris hatte und die Leute gleich verteilen mußte, konnte er nur 90 Weiber und 40 Stück Vieh wiederbringen. Vieh, welches die Wahehe nicht mitnehmen konnten, haben ſie niedergeſtochen; Merkel iſt wohl an 80 Stück totem Vieh vorbeigekommen. Unter den fortgeführten Weibern iſt auch eine von Farhenga, die unten gerade Chakula kaufte, und alle von dem Jumben Satima, dieſe hat Quawa direkt in ſein Gefolge genommen. Eine von den Frauen des Satima hat ſich bei der Verfolgung hinter einem Buſch verſteckt und ſich ſo wieder zu uns retten können, ſie erzählte, daß Quawa ſelbſt bei dem Überfall im Hintergrunde

geweſen ſei und alles von dort dirigiert habe. Nachdem der Überfall geglückt, habe er ſich in eine Tembe geſetzt und dort Pombe getrunken, die gefangenen Weiber um ihn. Von dort habe er auch ſeine Befehle im Fall einer Verfolgung gegeben. Parole: „Wenn ein Europäer verfolgt, ausreißen; verfolgen nur Askaris und Wahehe, dann angreifen!“ Die Furcht vor einem direkten Kampfe mit den Europäern iſt gottlob groß. Die Wahehe wiſſen ſehr wohl, daß ſie ihre Zahl ſchonen müſſen. Quawa ſelbſt iſt dann an der Spitze mit ein paar Getreuen und den genannten Weibern abgezogen. Seine Leute haben ſich auch zerſtreut. Tom ſchickt jetzt jede Nacht Patrouillen aus, um eine etwaige Annäherung des Feindes zu verhindern. — Ohne Bedeckung kann man jetzt nicht aus der Boma gehen, denn 5 Minuten von unſerem Hauſe entfernt ſind eine Frau und ein Fundi niedergeſtochen worden. Die letzten Tage hatte ich immer Angſt, daß auch die Strohbude mit unſeren Vorräten angezündet würde. Nun gottlob, Quawa hat die Gelegenheit verpaßt.

Die Nacht zum 1. Juni ſchlief ich zum erſten Male in unſerem neuen Hauſe. Gerade ein Jahr, daß ich kein feſtes Dach, ſondern immer nur Strohwände oder Zelt über mir hatte. Seit einem Jahr wieder einmal auf Holzdielen zu gehen, wenn auch noch ſo primitiven, iſt ein Genuß! Jeder Schritt machte mir Vergnügen! Wenn mir nicht das Treppenſteigen verboten wäre, würde ich aus Freude fortwährend herauf und hinunter gegangen ſein. Wie ich ſtolz auf meine Treppe bin. Die Seligkeit, hoch zu wohnen! mit welcher Freude ſchließe ich Türen und Fenſter; es iſt mir alles noch ſo neu, ich möchte immer am Fenſter ſtehen. Auch dieſe Freude iſt afrikaniſch! Ich freue mich ſchon auf Tom und ſeine Freude über unſer ſtattliches Haus. Die Salzbäder, die ich nehmen ſoll, muß ich natürlich ausſetzen. Der Doktor ſchilt; aber freilich, wenn es nach ihm ginge, ſo müßte ich ſtets liegen, und aus dem Umzug kann dann werden, was will. So haben die Boys wohl auch gedacht, denn nicht nur Mpiſchi, der ſchon ſeit Oſtern liegt, ſondern auch Mabruk iſt ſchleunigſt ſo krank geworden, daß er fort mußte, er bekommt aber natürlich

ſeinen Lohn weiter, nun habe ich zum Umzuge nur einen Boy. Schammy, der kleine zehnjährige Bengel, iſt mein Koch, ſeine Leiſtungen ſind auch danach. Die kleinen Mädels müſſen jetzt auch ſo helfen, daß ſie ganz blaß ausſehen, ſie ſind mir jetzt eine große Hilfe. Die drei Weiber, die ich noch habe, müſſen buttern, Hühner beſorgen, Geſchirre waſchen, ſind ſonſt aber kaum zu gebrauchen. Denn ſie verſtehen kein Suaheli und vor allen Dingen wiſſen ſie von keinem Gegenſtande, wozu man ihn gebraucht, und dieſe Frauen habe ich jetzt ſchon vier Monate. Die ſchweren Sachen haben mir Träger herübergetragen, doch das iſt ja das wenigſte. Freilich klappt noch längſt nicht alles, die Türen beſonders bedürfen noch mancherlei Nachhilfe, ehe ſie richtig ſchließen, ein Fenſter hatte noch keinen Haken, ſo daß der Wind es gleich zerbrach uſw.; überall ſind noch Fundis tätig. Die Wohnung war zuerſt hoffnungsgrün geſtrichen; damit meine Vorhänge, Portieren uſw. mit dem Anſtrich harmonieren, habe ich ſie jetzt noch einmal anſtreichen laſſen, und zwar roſa, — eine andere Farbe hatten wir nämlich nicht, es wird jetzt aber ſehr niedlich. Nur kann ich mir Tom mit ſeinem Rauchen nicht ſo recht in dieſem zarten Milieu vorſtellen. Nun ſind noch Gardinen zu nähen und aufzuſtecken, denn am 1. Juli kommt der Gouverneur nun wirklich; er hat ſich ſchon angemeldet, und da möchte ich doch mit allem fertig ſein. Wenn wenigſtens der Mpiſchi bis dahin geſund würde.

Der Gouverneur will ſich den Boden und die Anſiedlungsverhältniſſe hier anſehen.

2. Juni 1897.

Heute ſah ich mich nach meinen kleinen Schützlingen um, zwei kleine Askarikinder, denen die Mutter geſtorben und deren Vater auf einer Expedition geblieben iſt. Das eine Kind iſt erſt ein halbes Jahr alt und bekommt jetzt von meiner Kuhmilch, das andere iſt ſchon zwei Jahre alt; ſehr niedliche Kleine ſind es, leider haben ſie Angſt vor mir. Von dort ging ich zum Griechen, um Petroleum zu kaufen, er wird aber erſt in ſechs Wochen

welches erhalten; hoffentlich reicht mein Vorrat noch ſo lange. Dann ging ich zur Bibi (Frau) Effendi, um mich für Eier und ein ſeidenes Taſchentuch zu bedanken; letzteres wollte ich nicht annehmen und ſchickte es zurück, aber ſie ſchickte es abermals wieder, und um ſie nicht zu beleidigen, behielt ich's, werde ihr wohl eine Uhr dafür zurückgeben, aber erſt nach ein paar Tagen, denn ſonſt nimmt ſie es übel.

Wenn ich doch wenigſtens ganz geſund wäre. Alle Tiſche für die Küche müſſen auch erſt gemacht werden, denn die ich bis jetzt in der Strohhütte hatte, ſind in dem Boden feſtgemacht und beim Herausnehmen ſind ſie entzweigegangen; es waren allerdings nur Kiſtendeckel. Nun ſoll ich mich wieder ſchonen und Salzbäder nehmen, aber wann? In Kürze kommt der Gouverneur, und in ſolcher Zeit geht alles drunter und drüber. Dann bin ich Köchin, Dienerin und Hausfrau, d. h. ich repräſentiere deutſche Küche, Keller, Speiſeſaal und Salon hier alles in höchſteigener Perſon, ſo gut das eben hier, fern jeder Kultur, unter den ſchwarzen Menſchenkindern ſich tun läßt.

25. Juli 1897.

Nach langer Pauſe komme ich wieder einmal zum Schreiben. Eine Zeit voll Mühe und Arbeit liegt hinter mir, in die auch der Tod ſeine düſteren Schatten warf. Aus der Heimat kam eine mich bewegende Todesnachricht — und hier ſtand ich an der Bahre eines treuen Mitarbeiters, der auch mir ſo oft in ſchwerer Zeit mit Rat und Tat beigeſtanden: Zahlmeiſter Winkler ſtarb am Abend des 7. Juni, des Pfingſtmontags. Als Graf Fugger mir am 8. früh die Nachricht brachte, war ich tief erſchüttert — zum erſtenmal trat der Tod hier in Afrika in ſo ergreifender Weiſe in mein Leben.

Graf Fugger hatte das Zimmer mit Palmen geſchmückt, und ich brachte, was ich an Blumen auftreiben konnte, ſo daß wir unſerem entſchlafenen Landsmann die letzte Ruheſtätte wenigſtens nach heimatlicher Sitte würdig ſchmücken konnten. Das Fieber hatte den ſtattlichen, blühenden Mann in wenigen Tagen furcht-

bar mitgenommen, elend und verfallen, aber mit dem Ausdruck friedlicher Ruhe lag er auf seinem Bette. In Perondo hatte er einst den Wunsch ausgesprochen, — wir sprachen gerade über das Sterben — dereinst ohne Bewußtsein ins Jenseits hinüberzuschlummern — wie bald hat sich dieser Wunsch erfüllt! Ohne Bewußtsein ist er aus dem irdischen Leben in die Ewigkeit eingegangen.

Um 3 Uhr setzte sich der Leichenzug in Bewegung, voran die Kompagnie mit der Musik, dann der von zwölf Askaris getragene Sarg und der Boy des Verstorbenen mit einem schwarzen Kreuz, welchem wir wenigen Europäer folgten. Am Grabe bildete die Kompagnie Spalier, der Sarg wurde heruntergelassen und mit Blumen und Palmenzweigen bedeckt. Graf Fugger[1]) widmete dem jungen Landsmann und treuen Kameraden, der nun fern der deutschen Heimat sein Grab gefunden, herzliche Worte, darauf sprach Pater Ambrosius ein Gebet — und die Trauerfeier war zu Ende. Die Kompagnie rückte nach soldatischer Art unter fröhlichen Marschweisen ab, und wir gingen schweren Herzens still nach Hause. „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! . . . .“ Feldwebel Merkel beaufsichtigte die Arbeiter, die den Grabhügel aufhöhen und einzäunen. Winkler, der erst vor einigen Tagen von einer Expedition zurückgekehrt war, hatte sich

[1]) Auch dieser tapfere Offizier und liebenswürdige Kamerad nahm im Kolonialdienst ein tragisches Ende: am 5. Februar 1903 wurde er bei Marrua in Kamerun als Oberleutnant der Kaiserlichen Schutztruppe während einer Expedition ins Innere des Schutzgebietes, vor seinem Zelte sitzend, von einem Neger überfallen, der zwei vergiftete Pfeile auf ihn abschoß; der zweite Schuß traf in den rechten Oberschenkel; der Pfeil wurde zwar sofort entfernt, aber schon binnen fünfzehn Minuten erlag Graf Fugger der tödlichen Wirkung des Pfeilgiftes. Bis zu seinem letzten Atemzug bei vollem Bewußtsein, hat er noch an seine Braut geschrieben. Seine letzten Worte sind würdig, der Erinnerung erhalten zu werden: „Nehmt nicht Rache an diesen Schwarzen, sie wissen nicht, was sie taten. — —“ Man hat so vieles Schlechte von Afrika in die Welt posaunt, aber von solchem Adel der Gesinnung erfährt man nichts.

den Keim zu dieſem Fieber auf dem Rückmarſche mit Merere von Uſafua an derſelben Stelle am großen Ruaha geholt, an welcher früher einmal auch Tom und Graf Fugger daran erkrankt waren.

Noch nie hat mich Schwermut und Sehnſucht ſo gepackt wie an dieſem Begräbnistage. Ich hielt es zu Hauſe nicht aus, die Einſamkeit trieb mich hinaus auf die Straßen; wie beneidete ich die Schwarzen, die in ihrem harmloſen Frohſinn ſo vergnügt in den Hütten herumhockten, wie ſehnte ich mich in dieſer traurigen Stimmung nach meinem Mann, ſchon die ſchlichte Frage eines Askari-Wachtpoſtens nach des bana mkubwa („großen Herrn") und meinem Befinden, klang mir in meiner Einſamkeitsſtimmung wie ein verheißungsvoller Gruß. Als ich von meinem Rundgang nach Hauſe zurückkam, fand ich einen Boten vor mit einem Briefe von Tom! In welcher Gefahr hatte mein Mann in dieſer Zeit geſchwebt. Der Brief berichtet ausführlich über ſeine Expedition; ich werde Toms eigene Worte hierher ſetzen:

(Aus Toms Brief vom 5. Juni 1897, zwei Stunden vom Muaſſi-See.)

„ . . . Schlafloſigkeit und Erkältung behindern zwar ſehr den fröhlichen Gedankenfluß, und meine Sitzgelegenheit — der Stuhl iſt beinahe ſo hoch wie der Tiſch — trägt auch nicht zur Bequemlichkeit bei, aber die komiſche Geſchichte muß ich Dir doch noch erzählen:

Am 3. Juni ſtellte ich feſt, daß die Bewohner einiger dicht bei Leutnant Foncks Lager gelegenen Temben ſich in den Felſenhöhlen verſteckt hielten. Dort hielten ſie ſich für ſicher, denn weder andere Wahehe, noch viel weniger irgend ein anderer Neger würde ihnen in ihre Höhlenverſtecke folgen. Die Gelegenheit war mir gerade recht, den Wahehe einmal zu zeigen, daß wir ſie auch aus dieſen, ihnen für abſolut uneinnehmbar geltenden Felshöhlen herausholen. Ich nahm alſo Unteroffizier Schubert mit einigen Askaris ſowie eine Anzahl Wahehe mit, letztere als Zuſchauer und Augenzeugen. Nach ſechsſtündigem Marſche kamen wir an eine Felſenſchlucht, in deren Klüften die Flüchtigen ſich

verborgen hielten. Sofort kam Leben in die ganze Sache, wie vor einem Kaninchenbau huſchten die ſchwarzen Geſtalten hin und her, zu ſchnell, um in der kurzen Zeit des Sichtbarſeins von unſeren Leuten ſcharf genug aufs Korn genommen zu werden. Eine der Höhlen, in welcher ich einen Mann verſchwinden ſah, beſchloß ich, genau zu unterſuchen. Sie war, wie ſich bei näherer Beſichtigung ergab, am Eingang etwa einen halben Meter weit und zweigte ſich in etwa zwei Meter Tiefe nach rechts und links ab. Ich ſtellte einen Poſten an den Eingang und ſuchte weiter. Aus dem nächſten Felſenloche, welches einen etwas bequemeren Eingang hatte, ſtöberte ich mit einigen Askaris gegen 30 Weiber und Kinder auf, die ſich in den einzelnen Gängen verſteckt gehalten. Das Geſchrei der Aufgeſchreckten und das Gebrüll meiner Leute in dem dunkeln Labyrinthe von Gängen da unten hatte übrigens doch etwas Unheimliches. In die nächſte Höhle, die wir abſuchten, trauten ſich meine Askaris nicht hinein, es war ihnen zu dunkel — auch hatten wir ſichere Zeichen, daß hier Weiber und Kinder verſteckt lagen. Kaum war ich in den Eingang getreten, als mir von links her ein Speer ſcharf an der Bruſt vorbeiſauſte und klirrend an die Felswand ſchlug, zugleich bohrte ſich zwiſchen meinen Füßen hindurch ein zweiter Speer in den Moderboden. Der Hausherr war alſo bereit, uns zu empfangen. Etwas oberhalb hinter mir ſtand ein Händler aus der Stadt, der ſich freiwillig angeſchloſſen hatte — ein dritter Speer, der direkt von vorn kam und mir den Helm abriß, traf ihn in die Seite. Mit einem Satze war mein „Freiwilliger“ raus aus dem Loch. An ſeiner Stelle erſchien nun aber oben mein Boy Juma, der mir voll Angſt zuſchrie, ich möchte mich doch ja recht gut decken. So vernünftig war er aber doch, daß er mir ein Gewehr herunter warf. Wie aber in der pechſchwarzen Finſternis zielen? Zunächſt deckte ich mich hinter einem Felsblock, damit meine Silhouette den im ſichern, dunkeln Hintergrunde ſtehenden Speerſchützen nicht allzudeutlich gegen die vom Eingange aus durchs Tageslicht beleuchtete Felswand ſichtbar würde. Dicht hinter meinem Verſtecke höre ich ein gleichförmiges Schaben und

Knirſchen — Tſchirr! Tſchirr! — da ſitzt ein Kerl und ſchärft ſeine Speere. Ich ſchoß nach der Richtung hin, freilich ohne zu treffen, zugleich bemerkte ich aber dicht hinter mir ein tiefes Loch, deſſen Boden ich mit einem Speere nicht erreichen konnte. Ein Speerwurf von da unten hätte vorausſichtlich die Folge gehabt, daß ich auf meinem bereits geſchilderten hochbeinigen Schreibſeſſel jetzt noch unbequemer ſitzen müßte, und da aus der Finſternis vor mir wieder ein Speer über den Kopf weg gegen die Felswand klirrte, konzentrierte ich mich für diesmal mit erheblicher Geſchwindigkeit nach rückwärts, nachdem ich noch durch einen Schuß ins Dunkle über den warmen Empfang quittiert hatte. So kam ich nicht zum Ziel. Ich ließ alſo Grasfackeln binden, hieß einige Askaris Schild und Speer nehmen, ebenſo den ſchneidigſten meiner Wahehe, und drang mit ihnen wieder in die Höhle — ſofort ſaß dem Wahehe ein Speer in der als Deckung vorgehaltenen Matte. Nun ließ ich zum Angriff blaſen, die brennenden Grasfackeln wurden in die Gänge geworfen, und ich trieb meine Askaris, die wie die Wilden brüllten, vorwärts. Auf dieſe Weiſe ſäuberten wir eine ganze Anzahl dieſer „uneinnehmbaren“ Schlupflöcher und förderten eine Menge Weiber und Kinder ans Tageslicht. In der erſten Höhle wurde ein Mann getötet, vier gefangen, zwei entkamen.“

Ich muß offen geſtehen, daß mich beim Leſen ſolcher Geſchichten doch ein Grauſen ankam, wenn ich mir die näheren Umſtände dieſes kleinen Scherzes ausmalte.

Der 9. Juli war ein Glückstag! Ich war gerade dabei, im Wohnzimmer die letzten Gardinen aufzuſtecken, als meine Muhigu angerannt kommt: „Bana mkubwa!“ Ich dachte, es käme irgend ein Europäer, die die Muhigu uns wie üblich als „großer Herr“ anmeldete, und wollte eiligſt ins Schlafzimmer, um mir die Haare aufzuſtecken, die ich heftiger Kopfſchmerzen wegen offen trug, da lag ich aber ſchon in den Armen Toms, der der Muhigu auf dem Fuße gefolgt war! Vor freudigem Schreck ſchrie ich laut auf.

Und als ob es für einen Tag nicht Glücks genug wäre, kam am Nachmittage auch noch die langerſehnte Poſt. Einige Tage

konnte Tom sich erholen, die Strapazen der letzten Expedition hatten ihn doch sehr mitgenommen, und auch ich ließ alle Arbeit ruhen, um seiner Pflege mich ausschließlich widmen und mich seiner Gegenwart wieder einmal ungestört erfreuen zu können. Als Reiseerinnerung brachte er mir die Felle und Köpfe zweier prächtiger Giraffen und eines Zebras mit, die er unterwegs geschossen hatte, eine Anzahl eigenartig roter Perlen, die die Weiber hier als Schmuck tragen, und ein schönes Leopardenfell, aus dem ein Wahehekrieger sich einen „Kriegsmantel" zurechtgeschneidert hatte — alles Gegenstände, die sich als malerischer und vor allem stilechter Wandschmuck verwerten lassen.

Nach einigen Tagen der notwendigsten Erholung begann wieder „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" ihr regelmäßiges Tick-Tack — Schauris von morgens bis abends. Nur eine Stunde, vom Abendsignal bis zum Abendbrot, wurde dem Krocketspiel gewidmet, an dem Graf Fugger wieder eifrig teilnahm; während Toms Expedition hatte er täglich, soweit es sein Dienst erlaubte, mir Gesellschaft geleistet und mich zu Spaziergängen abgeholt. Und wie jede gute Tat ihren Lohn erhält, so auch hier; denn der Auftrag, dem Gouverneur entgegenzuziehen und ihn an der Grenze von Uhehe zu begrüßen, erfüllte den lebenslustigen jungen Offizier mit heller Freude; hatte er doch nach langer Zeit einmal wieder Gelegenheit, deutsche Kameraden zu begrüßen.

Bei uns brachte währenddessen jeder Tag seine besondere Abwechselung. Zuerst wurde Farhenga krank, und zwar so plötzlich, daß man auf eine Vergiftung schließen mußte; dieser Verdacht liegt hier sehr nahe, denn Gift und Selbstmord sind bei unseren schwarzen „Großen" an der Tagesordnung. Dann aber brachte sich Quawa wieder in Erinnerung: als Tom eines Tages vom Schauri nach Hause kam, erzählte er mir, — so ganz nebenbei, es schien ihm nicht besonders nahe zu gehen — es sei ihm gemeldet worden, Quawa habe zwei Wanyamwesi-Leute von der etwa eine Stunde von uns entfernten und uns freundlich gesinnten Ansiedelung gegen hohe Belohnung gedungen, Tom bei nächster Gelegenheit zu ermorden. Mein Mann schickte natürlich eine

Patrouille, die die beiden Biedermänner nach ein paar Tagen auch richtig einlieferte. Mein Haushalt erhielt einen Zuwachs in Geſtalt eines etwa vier Tage alten kleinen Zebras, es ging aber trotz aller Pflege ſchon nach drei Tagen ein; nicht einmal photographieren konnte ich das niedliche Tierchen, denn ich lag gerade an jenen Tagen wieder mal feſt. Eine Sendung Apfelſinen kam mir damals gerade recht gelegen. Sie hatten nur den bittern Nachgeſchmack, daß jede einzelne Frucht durch den Trägerlohn auf eine halbe Rupie (70 bis 90 Pfennig) zu ſtehen kommt. Wie gute Dienſte würde mir jetzt die Eismaſchine leiſten, aber gerade jetzt verſagt ſie, die Gummiringe ſchließen nicht feſt genug. Auch eine unſerer großen Demijeon-Flaſchen kam zerbrochen an, von denen je zwei von einem Träger getragen werden. Das läuft ins Geld: ſeitdem wir hier ſind, haben wir ſchon 247 Träger gehabt, pro Mann 21 Rupien!

Da ich gerade von unſeren Landplagen ſchreibe, darf ich auch Mereres Freund, den Araber Jemadari, nicht vergeſſen. Er gehört zu den „Großen", alſo koſtet mich die Ehre ſeines Beſuches täglich das ortsübliche Gaſtgeſchenk, das jeder bekommt, der ſich perſönlich nach dem Befinden ſeines Sultans erkundigt — und das iſt Tom für ſie. Zum Glück geht dieſer teure Gaſtfreund nach Iringa, wo er als Wali eingeſetzt werden ſoll; auf die Dauer hätten meine Fruchtſaft-, Öl- und andere Vorräte dieſe täglichen Opfer auf dem Altar der Gaſtfreundſchaft nicht mehr leiſten können.

Die hohen Trägerkoſten ſind das ſchwierigſte Hindernis, das einer regelrechten Koloniſierung im Wege ſteht: wie ſollen ſich unſere deutſchen Unteroffiziere, auf die man doch in erſter Linie mit rechnen könnte, hier eine eigene Familie begründen: die einfachſten Lebensbedürfniſſe, ohne die man einer deutſchen Frau den Aufenthalt nicht zumuten kann — von irgendwelchem, auch dem allerbeſcheidenſten Luxus ganz abgeſehen — würden an Trägerlohn mehr erfordern, als ein Unteroffizier von ſeinem Gehalt aufwenden kann. Es iſt ein Jammer, daß ſich für dieſes herrliche, fruchtbare Gebirgsland von Uhehe kein deutſcher Unternehmungsgeiſt mobil machen läßt. Deutſche Bauern, die ſelbſt Hand anlegen, fänden

hier Gelegenheit, ein reiches Gebiet dauernd der Kultur zu gewinnen. Wir haben in Iringa Versuche mit europäischen Feld- und Gartenfrüchten gemacht, die zu den besten Hoffnungen berechtigen. Bedingung für das Gedeihen einer Kolonisation im größeren Maßstabe ist natürlich die Erschließung der natürlichen Zugangsstraßen nach der Küste, zunächst also der wasserreichen Flüsse Kihansi und Ulanga, ferner die Anlage einer festen Straße zur Umgehung der die Bootsfahrten hindernden Stromschnellen — doch halt! die Phantasie „beflügelt meinen Kiel" — sie erhebt ihre Schwingen sogar bis zu dem kühnen Bilde einer — Schmalspurbahn, die von Ngahoma am Ulanga aus diesen Fluß mit dem Rufidji verbinden müßte!

Wie dicht übrigens unsere Leute an Quawa heran waren, erzählte der Sohn des Jumben Chetamaruru, der von dem Sultan bei Luhota gefangen, ihm aber später im Pori glücklich entkommen war. Diesem Berichte nach sei Dr. Stierling ganz nahe an dem Busche vorbeigezogen, in welchem Quawa mit seinen Gefangenen sich versteckt hatte. Um die Verfolger auf falsche Fährte zu locken, hatte der alte Fuchs seine Weiber nach einer andern Richtung abziehen lassen und freute sich nun im Busche über das Gelingen seiner Kriegslist. Er hätte aber sicherlich keine Freude erlebt, wenn er mit dem schneidigen Doktor zusammengetroffen wäre.

Mit meinen Leuten hatte ich erst recht viel Ärger. Die Frauen, die sich bis jetzt bei mir tüchtig herausgefuttert hatten, sollten nun beim Umzug helfen; das war nun nicht nach ihrem Geschmack — sie drückten sich einfach. Schammy rauchte Haschisch und versuchte in seinem Delirium, seinen Kollegen Humadi zu erschießen; der schlug aber zum Glück noch den Gewehrlauf nach oben, so daß der Schuß in die Decke ging. Auf diese Weise kann man noch einmal vom eigenen Hausboy über den Haufen geschossen werden. Als er gefesselt werden sollte, entwickelte der Bengel Riesenkräfte, zerschlug alles, was ihm unter die Fäuste kam, und verschwand schließlich im Pori. Dort fanden ihn nach zwei Tagen einige Askaris zwischen den Steinen hockend, hungrig, zitternd — mit einem Mordskater! Natürlich war er sehr ge-

knickt, als ſie ihn mir anbrachten, und bat de- und wehmütig um Verzeihung. Die Unglückspfeife habe ich vor ſeinen Augen zerſchlagen und verbrannt. Unter dieſen Umſtänden hatte ich bei der großen Arbeit nur noch Humadi und die Totos (Kinder), da ich auch Sitamira auf Knall und Fall entlaſſen mußte — ſie war zu hübſch — leider aber auch ebenſo leichtſinnig. Der einzige Lichtblick in dieſer Zeit voll allerlei Verdruß war die Rückkehr meines Koches, der gerade noch kurz vor Ankunft des Gouverneurs aus dem Lazarett entlaſſen wurde. Ich mußte ihn zunächſt mit Wein und Milch aufpäppeln, da er noch ſehr klapperig war, er hat mir aber doch nach beſten Kräften geholfen; wußte ich doch wirklich manchmal nicht, wo mir der Kopf ſtand, bei all den tauſenderlei Vorbereitungen — die Herren ſollen nach ihren anſtrengenden Märſchen einmal wieder die Empfindung haben, in ein deutſches Haus zu kommen.

Der Gouverneur hatte ſich für den 11. Juli angemeldet. Tom wollte ihm einen Tagemarſch entgegenziehen und brach am 10. auf. Ich war eben dabei, unſere Schlafzimmer für den Gouverneur als Wohnung einzurichten, als Juma, den Tom mitgenommen hatte, atemlos angeſtürzt kam: „In einer Stunde iſt der Gouverneur da!“ Er hatte den Marſch über Mage genommen und traf nun einen Tag früher ein, als wir ihn erwarteten! Alſo reingefallen mit all meinen Vorbereitungen, und ich hatte mir doch alles ſo ſchön ausgedacht. Zunächſt weinte ich vor Ärger über das Mißlingen meiner ſchönen Küchen- und Tafelpläne — dann ging's aber um ſo flinker. Leberwurſt und Sülze konnte ich den Herren nun freilich nicht zum Frühſtück vorſetzen, und die Wildtauben, die es zu Mittag geben ſollte, flogen noch luſtig und lebendig umher, ſo mußte ich Gang für Gang von meinem kunſtvoll zuſammengebauten Menu ſtreichen. Zum Glück traf der Gouverneur erſt gegen 1 Uhr mittags ein, ſo daß er ſein Wohnzimmer fix und fertig vorfand.

Zum Frühſtück konnte ich unſeren Gäſten nur eine Kalbskeule vorſetzen, dazu allerlei kalte Speiſen und Konſerven, auch zu einer Bowle hatte ich noch Zeit gefunden. Abends tafelten wir nach

festlichem deutschen Zuschnitt; meine Fleischpastetchen fanden vielen Beifall, desgleichen der Plumpudding. Daß die Europäer „brennende Speise" essen, wurde von der schwarzen Bedienung und ihrem Anhang mit offensichtlichem Staunen beobachtet. Zu Ehren des Gouverneurs hatten wir ein großes Festprogramm aufgestellt. Fackelzug, Kostümfest und verschiedene andere Kurzweil, die Herren hatten aber so viel zu tun, daß es beim guten Willen bleiben mußte.

Der Gouverneur war erstaunt und erfreut über die militärische Haltung der Wahehe, die am 17. Juli hier für einen neuen Quawa-Zug unter Führung ihrer Jumben auf der Station antraten. Tom hatte, wie er vorausgesetzt hatte, wirklich 1300 Wahehe und 300 andere Neger für die Station zusammengebracht.

Nachmittags 4 Uhr brach der Zug auf, am 20. standen sie bereits dicht bei Quawas Kriegslager; leider war ihr Angriff ohne das gewünschte Ergebnis; als der Gouverneur und Tom mit der 6. Kompagnie den steilen Berg, ohne auf Widerstand zu treffen, erstiegen hatten, fanden sie das Negerdorf sowohl wie das Kriegslager verlassen, nur einige Nachzügler wurden noch abgefaßt, die über die Besetzung des Lagers durch Quawa Auskunft gaben — der Biedermann hatte, als er acht Europäer an der Spitze der Angreifenden zählte, die günstige Stellung aufgegeben und die sichere Deckung im Pori dem immerhin zweifelhaften Ausgange eines Verteidigungskampfes vorgezogen. Ich bin ihm persönlich dafür dankbar. Das Lager war auf der Spitze einer aus einem tiefen Talkessel terrassenförmig sich aufbauenden Kuppe angelegt, die dem Angreifer nicht die geringste Deckung gewährte, so daß die den Hang erklimmenden Truppen bequem Mann für Mann von der Höhe aus aufs Korn genommen werden konnten. Wer weiß, wer von den Herren nicht dort den Angriff mit dem Leben bezahlt hätte!

27. Juli 1897.

Gestern abend, kurz vor Schlafengehen, brachte mir ein Wachtposten noch einen langen Brief von Tom. Aber anstatt der erwarteten Nachricht seiner baldigen Rückkehr lese ich, daß die

Expedition ſich wohl über vier Wochen ausdehnen wird. Sie waren bereits dicht an Quawas Lager heran, und nun ſuchen ſie möglichſt auf ſeine weiteren Spuren zu kommen. Das ſind für mich recht böſe Ausſichten, denn nun iſt der glückliche Wahn gründlich zerſtört, daß dies unſere letzte längere Trennung geweſen ſei. Tom ſchreibt, der Gouverneur ſei ſehr erfreut über die gute Disziplin der Wahehe, über das Nachrichtenweſen und die gute Laune, die trotz des zwölfſtündigen Marſches in der ſchwierigen Gebirgsgegend bei den Leuten herrſcht. Der Gouverneur wird ſich dann von Tom trennen, um noch weiter die Bodenverhältniſſe auf ihre Anſiedelungsfähigkeit zu unterſuchen. Soweit bis jetzt zu überſehen iſt, eignet ſich das Land ganz hervorragend zur Beſiedelung, und Oberſt Liebert will die Koloniſation nach Kräften beſchleunigen.

Heute beehrte mich der Sultan von Mahenga, mein alter Freund Kiwanga aus Perondo, mit ſeinem Beſuch. Zu dieſer Antrittsviſite hatte er ſich 800 Leute aus Perondo mitgenommen, eine Vorſichtsmaßregel, die ich ihm eigentlich nicht verdenken kann; der ſchlaue Fuchs Quawa hatte ihm nämlich durch einen Mſaſſagira-Boten ſagen laſſen, er ſolle ſofort mit ſeinen Leuten ſich Quawa anſchließen, der Sakkarani (nämlich Tom) wolle ihn hängen laſſen. Kiwanga hatte jedoch Vertrauen zu Toms früherer Zuſage, er lieferte den Quawa-Boten an Leutnant Kuhlmann aus und machte ſich auf den Weg zu uns; ſo ganz ſicher ſchien er aber ſeiner Sache nicht zu ſein, wenigſtens mußte ich ihm immer und immer wieder verſichern, daß Tom ihn nicht zu dem Zwecke herbeſtellt habe, um ihn hier aufzuknüpfen, und es gelang mir auch, ſein Zutrauen vollſtändig zu feſtigen. Er bemühte ſich dann noch eifrigſt, mir den Hof zu machen; daß er dabei meinen Mann bis in den Himmel hinein lobte und pries, hielt er für das geeignetſte Mittel, ſeiner Huldigung beſonderen Nachdruck zu geben. Als Freund Kiwanga ſich endlich empfahl, kam Pater Alfons zum Abendbrot, mit dem ich dann noch ein gemütliches Plauderſtündchen hielt.

28. Juli 1897.

Pater Alfons kam heute zum Frühstück. Dann machte ich einige photographische Aufnahmen von Kiwangas Leuten. Ihn selbst photographierte ich vor seinem Zelt, mit seinem Tisch, Stuhl, Flasche, Glas und Teller; auf seine europäische Zelteinrichtung ist er nämlich sehr stolz. Beim Griechen hatte er sich soeben einen eleganten Anzug und neue Schuhe gekauft, da ihm seine Safari-Garderobe für die Station nicht mehr ansehnlich genug erschien. Als ich mein Bad genommen und die verordneten Umschläge gewissenhaft erledigt hatte, ließ ich mir von Kiwanga und seinen 800 Kriegern ihre ngoma (das Wort bedeutet sowohl „Trommel" und „Musik" wie auch „Tanz") vorführen, zuerst den Kriegstanz der Mafiti, dann den der Wahehe. Kiwanga ist reiner Mhehe, sein und Quawas Vater waren rechte Vettern, deren Feindschaft auch auf die Söhne forterbte.

Es war ein interessantes Schauspiel, die 800 wilden Kerle in der ganzen Eigenart ihrer heimischen Kampfweise diese Kriegsspiele, denn auf die Darstellung eines Angriffes läuft die ganze Sache hinaus, vor mir manövrieren zu sehen. Ich muß gestehen, daß es mir doch eine gewisse Verlegenheit bereitete, vor dieser ganzen Menschenmenge als die Bibi mkubwa, die „große Frau", gefeiert zu werden, besonders da Kiwanga an der Spitze seiner Leute mir seine Huldigung erwies. Der Sultan führte die ganze Sache selbst und tanzte und sprang mit einer Gewandtheit und einem feierlichen Ernst, der in den europäischen Kleidern etwas unsagbar Komisches hatte. Erst als die neuen Schuhe, die auf derartige Kriegsstrapazen nicht geeicht waren, ihm an den Füßen zerplatzten, und seine Leute von dem tollen Rennen und Brüllen erschöpft waren, ließ er mich durch den Effendi um die Erlaubnis bitten, das Kriegsspiel beenden zu dürfen. Ich ging nun zu ihm und bedankte mich für das schöne Schauspiel, worauf er mit seiner Kriegerschar sehr befriedigt abzog. Daß die ganze Stadt sowie unsere Askaris mit Weibern und Kindern als Zuschauer versammelt waren, versteht sich von selbst, eine „große Parade" wirkt immer und überall „aufs Zivil".

Als beſonders komiſchen Zwiſchenfall muß ich noch die Heldentat meiner beiden Hunde Schnapſel und Pombe erwähnen. Mit wütendem Gebell fuhren ſie einem der Maſiti, der ihnen etwas zu nahe gekommen war, in die Beine und verfolgten ihn unter dem Gelächter der Zuſchauer weit über den Plan. Es gelang mir nur ſchwer, ihren kriegeriſchen Sinn wieder ſoweit zu dämpfen, daß ſie von der Verfolgung abließen, dann ſetzten ſie ſich aber mitten auf den Platz, gleichſam als die Angriffsobjekte des ganzen Manövers, und beobachteten mit mißtrauiſchem Ohrenſpitzen jede Bewegung ihrer Feinde, entſchloſſen, nur der Übermacht zu weichen.

Abends kam Kiwanga, um Abſchied zu nehmen; er wird morgen in aller Frühe abmarſchieren, um ſich mit ſeinen Leuten Tom anzuſchließen. Er bat mich, ihm einen Brief an meinen Mann mitzugeben, was ich denn auch tat. Der ſchwarze Bundesbruder hat mir doch viel Zerſtreuung geboten, und das hat mir gerade in dieſen Tagen recht wohl getan, es blieb mir nur wenig Zeit, meinen trüben Gedanken nachhängen zu können. Beſonders erbaulich war nun freilich nicht alles, womit mein Gaſtfreund mich zu unterhalten ſuchte; ſo ſchilderte er mir recht anſchaulich, daß ſein Bruder Sagamaganga zehn von ſeinen jungen Weibern aufgehängt und ſich dann ſelbſt vergiftet hat. Beweggrund auch hier: Cherchez la femme. Ich habe dieſen Sagamaganga, der einer der mächtigſten Sultane zwiſchen Mahenga und Schabruma war, zuſammen mit ſeinem Bruder Kiwanga auf einer Photographie, er war ein auffallend ſtattlicher, hübſcher Neger.

29. Juli 1897.

Heute früh marſchierte Kiwanga mit ſeinen Leuten ab. Nachmittags kam Dr. Stierling aus Idunda zurück, er hat dort Leutnant Fonck behandelt, der an Malaria erkrankt war, ſowie einen augenleidenden Unteroffizier. Den Beſuch in Idunda hatte Dr. Stierling um 14 Tage verſchieben müſſen, da er hier den Bauleiter Hentrich, der krank von der Küſte ankam, nicht ohne ärztliche Behandlung laſſen konnte; jetzt hat ſich Herr Hentrich

Lagerleben: Askarizelte.
(Zu S. 131.)

Lagerleben: Die Safari- (Reise-) Küche.
(Zu S. 131.)

einigermaßen erholt; er sieht schon viel wohler aus wie bei seiner Ankunft von der Küste. Wie es in Idunda steht, werde ich wohl morgen von Dr. Stierling erfahren.

3. August 1897.

Am 1. August kam Oberst Liebert zur Station zurück, mit ihm Herr v. Bruchhausen und Graf Fugger, während Tom die Expedition weiter leitete. Wenn auch der Zweck nicht erreicht war und unser Todfeind Quawa auch diesesmal wieder entkam, so sprach der Gouverneur doch seine Freude aus, jetzt auch den „afrikanischen" Krieg praktisch kennen gelernt zu haben; wie Tom so hat auch er mit seinen Begleitern einen Höhlenkampf mitgemacht: er war an eine der Höhlen herangetreten, um die Insassen zum friedlichen Herauskommen zu bewegen, als ihm ein Schuß aus nächster Nähe entgegenkrachte. Der Geistesgegenwart seines Boys, der ihn zurückriß, hat der Gouverneur es zu verdanken, daß ihn die Kugel nicht traf. Eine solche unterirdische Kriegführung war ihm, wie er mir lachend erzählte, weder 1866 in Böhmen, noch 1870 in Frankreich vorgekommen.

In Tanangosi hatte sich unser Freund Kiwanga ihm angeschlossen und seine Krieger für den Quawafeldzug zur Verfügung gestellt. Jetzt war er wieder zurückgekehrt. Er schien sehr beglückt, daß der Gouverneur seine Leute gelobt habe, als er sie ihm truppweise „im Laufschritt" vorgeführt hatte und ließ es sich nicht nehmen, seine Scharen nun auch im Kriegstanze zu zeigen, von dem ich dem Gouverneur viel erzählt hatte. Dabei wurde ich durch die unbewußte Galanterie eines dieser schwarzen Helden etwas in Verlegenheit gesetzt: anstatt vor dem Gouverneur kniete einer der den Reigen anführenden Wahehekrieger vor mir nieder; auf meinen Wink verbesserte er aber sofort diesen Irrtum und brachte dem Gouverneur seine Huldigung. Natürlich tanzte dazu auch diesesmal der Sultan höchsteigenbeinig an der Spitze seiner Leute; es mag dem Gouverneur nicht leicht geworden sein, angesichts dieser grotesken Figur in weißer Uniform mit Tropenhelm, die mit geschwungenem Säbel die unglaublichsten Luftsprünge aus-

führte, den nötigen Ernſt zu bewahren. Dieſesmal waren Kiwangas Schuhe übrigens der anſtrengenden Übung gewachſen.

4. Auguſt 1897.

Heute verabſchiedete ſich der Gouverneur von uns, um den Rückmarſch nach der Küſte über das Utſchungwa-Gebirge anzutreten. Leutnant Paſſavant war nach Idunda gegangen, um dort die 3. Kompagnie zu übernehmen. Bezirksamtmann Zache blieb bei der 6. Kompagnie, die der Gouverneur nebſt der 2. Kompagnie zur Verſtärkung der Stationen in Uhehe für den Vernichtungskampf gegen Quawa hier gelaſſen hat. Nur Herr v. Bruchhauſen kehrte wieder mit an die Küſte zurück. Kiwanga und ſeine Krieger gaben ihnen das Geleite. Es waren ſchöne, frohbewegte Tage, die hinter uns liegen. Möchte dieſer Zug des Gouverneurs durch das Gebirgsland Uhehe bald ſegensreiche Früchte für unſere neue Heimat tragen. Der Abſchied war herzlich, Oberſt Liebert ſprach Tom ſeine Anerkennung aus für alles, was er hier geſchaffen, und auch ich kam nicht zu kurz dabei als „erſte deutſche Hausfrau im Innern von Deutſch-Oſtafrika“. Der Gouverneur legte mir beſonders dringend ans Herz, unter allen Umſtänden hier zu bleiben, wo wir unentbehrlich ſeien. Unentbehrlich?? . . . Qui vivra verra!

17. Auguſt 1897.

Von Leutnant Stadlbaur erhielt ich eine zierlich als Broſche in Gold gefaßte Löwenklaue, von einem Löwen, den er hier geſchoſſen hat; ich habe ihm für dieſes hübſche afrikaniſche Geſchenk heute ſchriftlich gedankt. Der Beſuch des Gouverneurs bietet unerſchöpflichen Geſprächsſtoff, wir ſitzen zuweilen bis ſpät in die Nacht hinein und leben die bewegten, ereignisreichen Tage noch einmal in der Erinnerung durch. Auch Graf Fugger leiſtet uns oft Geſellſchaft. Geſtern abend haben wir den neuen Zahlmeiſter und den neuen Pater „angefeiert“. Die Stimmung war deshalb beſonders froh, weil aus Bueni gute Nachrichten eintrafen; die Bewohner kehren allmählich wieder in ihre Temben zurück.

Sechſtes Kapitel.

Auf Safari. Beendigung des Wahehe-Aufſtandes und Quawas Tod.

Am 11. November 1897.

Schwere Wochen liegen hinter uns, ich war ſehr krank — am 18. Auguſt traten die erſten Anzeichen einer ſchweren ſchmerzhaften Leberentzündung auf, die mich wochenlang ans Bett feſſelte. Gott ſei Dank, es bildete ſich kein Leberabſzeß, ſo daß die gefürchtete Operation nicht nötig wurde. Allein die furchtbaren Schmerzen, die zeitweiſe kaum durch die vierzehn Tage lang regelmäßig angewandten Morphiumeinſpritzungen bewältigt werden konnten, hatten mich ſehr mitgenommen. Und mein armer Mann! Zu allen Sorgen und Laſten des Tageslaufs nun noch der einzige Pfleger ſeiner ſchwer kranken Frau! — Als ich wieder mich in Haus und Garten bewegen konnte, war Tom ſelbſt ſo gründlich herunter, daß er notgedrungen einmal ein paar Tage ausſpannen mußte.

Am 11. Oktober gingen wir auf Safari, d. h. wir zogen für drei Tage „auf Sommerfriſche“ in die Berge. Das waren drei herrliche Tage, in denen kein Schauri, kein Dienſt, kein Berichtſchreiben unſere Ruhe ſtörte. Unſere Askaris und Träger wurden ſtets nach dem jeweiligen Lagerplatz vorausgeſandt, und wenn Tom und ich dann nach kürzerer oder längerer Wanderung durch die herrliche Landſchaft ankamen, fanden wir Zelt und Kochplatz bereits fertig vor. Abends bot dann unſer Ruheplatz ein beſonders maleriſches Bild; wenn ſich die abenteuerlichen Geſtalten unſerer Begleitung um das hellodernde Wachtfeuer

drängten. Für dieſe drei Tage war die unausgeſprochene Loſung: „pole pole“, d. h. ruhig, mit Bedacht! — keine Überſtürzung — ganz im Gegenſatz zu unſeren ſonſtigen Safaris, wo meiſt alles Hals über Kopf gehen mußte. Aber ſo ein „take it easy“ hat doch ſeine großen Reize, man kommt erſt eigentlich zum Bewußtſein der herrlichen Gotteswelt, in der wir uns bewegen; welche Farbenpracht der Vegetation, welche Mannigfaltigkeit der Linien, in denen Berg und Tal ſich abheben, jeder Baum, jeder Felſen von anderer Form wie ſein Nachbar, oft grotesk und allem mir bisher Bekannten ſpottend — und doch: welche Harmonie liegt über dieſem Geſamtbild! Vor unſerem Zelte ein friſch dahinſtrömender Gebirgsfluß, deſſen Rauſchen unwiderſtehlich lockt, als Abſchluß des Bildes die dunkle Wand des Urwaldes. Und dazwiſchen wir munteren Menſchenkinder, die wir in dieſer grandioſen Natur Erholung ſuchen nach ſorgenvollen Tagen! Wahrlich, nirgends fühlt man ſich ſeinem Schöpfer näher, als inmitten ſeiner gewaltigen Werke. . . .

So großartig das Landſchaftsbild auch war, es konnte doch die Erinnerung an unſern deutſchen Wald nicht verdrängen. Ich habe vor Jahren einmal irgendwo in einer Reiſeſchilderung einen Vers geleſen: „Das ſtarre Laub am fremden Holz, es iſt zum Flüſtern viel zu ſtolz“. In der Tat, das geheimnisvolle Leben und Weben, das Flüſtern und Koſen der leicht beweglichen Blätter, das unſerem lieben deutſchen Laubwald eigen, iſt dem Tropenwald fremd. Oberon und Titania mit ihrer luftigen, luſtigen Elfenſchar kann ich mir nur im Rauſchen unſerer Eichen und Buchen oder auf dem Moosteppich unſerer dunkeln Tannenwälder vorſtellen.

Am zweiten Tage unſerer Safari fand ich Gelegenheit, in einem prächtig klaren Gebirgsfluß, der ausnahmsweiſe einmal kein felſiges, ſondern ſandiges Ufer hatte, ein erfriſchendes Bad zu nehmen. Da mir das Gewäſſer in Bezug auf Untiefen, Stromſchnellen und Wirbel unbekannt war, mußte ich meiner Luſt nach einer längeren Schwimmtour Zügel anlegen; daß man hier während des Badens auf das Auftauchen eines „Kiboko“ (Nilpferd) gefaßt ſein muß, erhöht den Reiz ganz weſentlich — unſere deutſche Schul-

jugend plätſchert ja bekanntlich auch mit Vorliebe an den Stellen im Fluß herum, die durch eine Tafel: „das Baden iſt an dieſer Stelle ſtreng verboten“ als beſonders geeignete Badeplätze kenntlich gemacht werden, und ob man ſich dabei ſchuldbewußt nach dem Flurſchützen und Gendarm oder nach einem Kiboko umſchaut, das iſt — ohne jede anzügliche Beziehung zwiſchen heimatlicher Obrigkeit und afrikaniſcher Zoologie — ſchließlich doch ganz egal! Selten hat mir im Leben ein Frühſtück ſo gut geſchmeckt wie der Spickaal, den ich mir nach dieſem Bade ſpendierte.

An demſelben Tage kamen wir auch an Höhlenwohnungen vorüber, wie ſie unſere Herren kürzlich aufgeſtöbert hatten; diesmal ging der Beſuch aber friedlich ab. Von der Bergſpitze aus bot ſich ein prachtvoller Anblick über die im ſaftigſten Grün und farbigem Blütenſchmuck prangenden Wieſenflächen im Tal, durchzogen von ſilberglänzenden Gebirgsbächen, dazu der friſche, erquickende Bergwind, der uns die Lungen weitete und das Blut friſcher durch die Adern pulſieren machte. Beim Anblick dieſer Landſchaft wurde das Geheimnis von Quawas unerſchöpflichen Hilfsquellen offenbar: das Land iſt ſo fruchtbar, daß an ein Aushungern nicht zu denken iſt. Die Felder und Wieſen ſind ſo reichlich bewäſſert, daß ſie ſelbſt im heißeſten Sommer nicht unter der hier ſonſt gewöhnlichen Dürre zu leiden haben; in jedem der vielen kleinen Seitentäler, die oft nur ſchluchtenartig vom Gebirgskamm ausgehen, finden ſich Bäche, deren Waſſerreichtum das ganze Jahr hindurch aushält. Auf dem Rückmarſch konnte ich es mir nicht verſagen, in eine jener Höhlen hineinzuklettern, die mir durch die Kämpfe im Juli beſonders intereſſant geworden waren. Wie ſah es da aus! Mir krampfte ſich das Herz zuſammen bei dem Gedanken, daß Tom unſere Feinde in ſolchen unterirdiſchen Gängen und Höhlen aufgeſucht hatte, und ich dankte Gott, daß er ihn in dieſer furchtbaren Gefahr beſchützt hatte. Tom ſprach freundlich zu den Bewohnern dieſer Höhlenniederlaſſung, er hielt ihnen vor, was für ein elendes Daſein ſie führten im Vergleich mit ihren Stammesgenoſſen, die unter dem Schutze der Deutſchen wieder ihre Felder bebauen, erzählte ihnen, wie ſie von dem gefürchteten

Quawa weder etwas zu fürchten noch zu erhoffen hätten, und bewog ſie, ſich in der Nähe von Prinages Boma wieder anzubauen.

Wir hatten die Karawane vorausgeſchickt und fanden unſer Zelt beim Eintreffen auf dem Ruheplatz fertig vor. Um für das Lager den nötigen Platz zu gewinnen, hatten die Träger das hohe verdorrte Gras angezündet; ſo ſaßen wir denn, angeſichts dieſes kleinen Steppenbrandes, vergnügt beim Frühſtück. Die Sache gefiel mir ungemein, es lag ein gut Teil Romantik in der Szene, ſo etwas wie „Lederſtrumpf“- und „Waldläufer“-Poeſie, unſere ſchwarzen Askaris und Träger an Stelle der Komanchen, Apachen oder Sioux, es gehörte wirklich wenig Phantaſie dazu, ſich die Lieblingslektüre aus der Jugendzeit hier in die Wirklichkeit zu übertragen. Lange konnten wir uns dem Zauber dieſes ſchönen Bildes nicht hingeben; der Wind hatte ſich gedreht, und der beizende, ſcharfe Rauch trieb uns die Tränen in die Augen. Zugleich nahm der Steppenbrand die Richtung direkt auf unſeren Lagerplatz. Schnell ließ Tom ſämtliche Askaris und Träger antreten und den Raum zwiſchen uns und dem Feuer von allem Brennbaren, wie Gras, Buſchwerk und ähnlichem ſäubern. Zuweilen ſuchte ſich eine Flamme aus der lodernden Steppe durch das von unſeren Leuten künſtlich iſolierte Gebiet zu drängen, da hieß es, gut aufpaſſen und ſie noch rechtzeitig ausſchlagen, damit ſie nicht bis zum Zelt kam. Aufregender wurde die Sache, als plötzlich der Feind uns im Rücken angriff! Raſch wurde auch auf dieſer Seite eine neutrale Zone hergeſtellt, ſo daß wir endlich richtig zwiſchen zwei Feuern ſaßen. Zum Glück war der Wind nicht ſtark, unſer Zelt mit all unſeren Vorräten wäre ſonſt verloren geweſen, ſo kamen wir mit einigen angeſengten Kleidern davon. Mit großem Intereſſe beobachtete ich das eigentümliche, ſozuſagen ſprungweiſe Vorgehen des Feuers, das ganz plötzlich, ohne ſichtbare Verbindung mit dem Hauptherde, an einzelnen entfernteren Stellen aufflammte, während ich andererſeits wieder, nachdem das Feuer niedergebrannt war, mehrfach einzelne lange, trockene Grashalme unverſehrt aus der Aſche hervorragen ſah, an denen Glut und Flamme vorbeigezogen waren. Am anderen

Morgen hatten wir anfangs einen böſen Weg durch all die Aſche zu machen, bevor wir wieder im grünen „Pori“ unſere Erholungs-Partie fortſetzen konnten.

An dieſem letzten Tage unſerer Safari (14. Auguſt) machten wir noch eine lange „pumsika“, d. h. Ruhepauſe; wir wollten den Tag noch recht auskoſten und erſt ſpät abends nach der Station zurückkehren. So zogen wir denn abends auch nicht auf der Hauptſtraße ein, ſondern ritten um die Boma herum nach unſerem Hauſe, um den Abend noch für uns allein zu haben. Mit dem Erfolge unſerer Safari konnten wir in jeder Beziehung zufrieden ſein — politiſch, weil es Tom gelungen war, die Leute zu überzeugen, daß ſie von Quawa hier in unſerer Nähe nichts zu fürchten haben, um wieder viele von den verſchüchterten Eingeborenen zur Anſiedelung in der Nähe der Station zu veranlaſſen, und geſundheitlich, weil dieſe abwechslungsreichen Tage uns beiden friſche Kraft, körperlich wie ſeeliſch, geſpendet hatten.

Für Tom, der nur drei Tage auf der Station bleiben konnte, begann nun wieder eine endloſe Reihe von Schauris; die Wahehe fingen an, des ewigen Kriegszuſtandes müde zu werden, und es koſtete Tom übermenſchliche Geduld, den Jumben immer und immer wieder in eindringlicher Rede klar zu machen, daß der Kampf bis zur Vernichtung fortgeſetzt werden müſſe, ehe ſie auf Ruhe und Frieden rechnen könnten. Das waren ſorgenvolle Stunden, als an dem zum Abmarſch beſtimmten Tage ſich keiner der verſprochenen Wahehe ſehen ließ! Endlich gegen Abend trafen ſie ein, und zwar noch in größerer Zahl, als Tom erwartet hatte. Am anderen Tage brach Tom auf, die 500 Wahehe, zum Teil ganz prächtige Kerle, ſchloſſen ſich ihm an. Diesmal nahm er auch unſeren Forſtmann, Herrn Ockel, mit, der an einer geeigneten Stelle eine Verſuchs-Landwirtſchaft anlegen ſoll. Bei dieſem Zuge durch unſer Gebirgsland hat er die beſte Gelegenheit, die Verhältniſſe kennen zu lernen. Herrn Dr. Fülleborn gelang es, eine Anzahl recht guter photographiſcher Aufnahmen von unſeren Wahehe zu machen; beſſer wie die meinigen, denn mein „Momentverſchluß“ funktionierte nicht raſch genug. Dr. Fülleborn arbeitet

allerdings auch mit einem Apparat, der ihm mit allem Zubehör 2000 Mark gekoſtet hat. Die Gelegenheit zu anthropologiſchen Studien und Schädelmeſſungen hat er hier mit fabelhaftem Fleiße und beſtem Erfolge ausgenutzt. Am 26. Auguſt marſchierte Dr. Fülleborn hier ab, um ſich der Expedition anzuſchließen. Wie gern hätte ich ihn begleitet, um wieder in Toms Nähe zu ſein. Auch Herr v. Kleiſt, der mir nach Toms Abmarſch ſtets treulich Geſellſchaft geleiſtet, hätte den Zug gern mitgemacht, aber am 28. Oktober traf mittags 1 Uhr die Poſt ein, die ihm den Befehl brachte, an Leutnant Engelhardts Stelle nach Songea abzugehen — zwei Stunden ſpäter war er ſchon unterwegs. Ein intereſſantes Jagdabenteuer des Leutnants Braun erfuhr ich von Dr. Stierling, der jetzt von Idunda zurück iſt. Auf einem Jagdausflug ſah Leutnant Braun ſich plötzlich einem Trupp von fünf Löwen gegenüber. Zwei davon brachte er zur Strecke, zwei andere entkamen, nur eine alte Löwin ſtürzte ſich auf ihn und ſchlug ihr Gebiß in ſeine linke Seite — ein Wunder, daß ſie nicht ein paar Rippen zermalmt hatte. Leutnant Braun verlor aber in dieſer gefährlichen Lage nicht die Beſonnenheit: er ſchob die Mündung der Büchſe mit der Rechten unter dem linken Arm durch und drückte ab, zum Glück traf die Kugel ſo ſicher, daß die Löwin tot zuſammenbrach. Als alles vorbei, erſchienen auch die Askaris und Träger, die gleich beim erſten Auftauchen der Löwen ſich im Pori verkrochen hatten, und trugen den ſchwerverwundeten Jäger nach der Station. Jetzt, nachdem die Bißwunden gut geheilt, freut Leutnant Braun ſich ſeines afrikaniſchen Abenteuers.

Tom ſchreibt recht zufrieden über den Verlauf ſeiner Expedition. Zunächſt iſt Quawas wichtigſter Mſagira und Ratgeber, Mkakao, gefallen, und vier Weiber von Mpangire nebſt deſſen fünf Kindern ſind gefangen. Bis jetzt hat Tom ſchon 400 Gefangene; das ſind Verluſte für Quawa, die er nicht mehr wieder gutmachen kann.

Um die Einſamkeit weniger fühlbar zu machen, ſuche ich täglich an Arbeit zuſammen, was irgend geht. Große Kleiderreviſion mit Nähen und Flicken, Küche und Speiſekammer werden gründlich kontrolliert und eine allgemeine Inventur gemacht, — letztere ſchien

Lagerleben: Wasserträger.
(Zu S. 131.)

Lagerleben im Urwald: Ruhepause.
(Zu S. 141.)

mir besonders nötig, denn es war mir bezüglich der Ehrlichkeit meiner schwarzen Hausbediensteten manches verdächtig vorgekommen. Richtig erwischte ich auch einen der Boys, wie er eine ihm vom Koch zugesteckte Flasche Wein in Sicherheit bringen wollte. Eine Revision unseres Weinvorrates hatte natürlich ein sehr betrübendes Ergebnis: die Kerle hatten gestohlen wie die Raben. Natürlich ließ ich sie, obschon es bereits 9 Uhr abends war, sofort zur Wache bringen. Den Koch freilich muß ich mir bei Toms Rückkehr wiederholen, denn dann ist er mir unentbehrlich — und das Schlimmste bei der Sache ist, daß die schwarzen Schlingel das selbst ganz genau wissen.

Auch das Photographieren betreibe ich eifrig, es gelingt mir aber nicht, auch nur halbwegs so gute Bilder zu erzielen wie Dr. Fülleborn. Am besten geriet noch eine Aufnahme, die ich von einer „mpepo“ machen konnte, der ich in der Hauptstraße begegnete. Mit grellbunten Tüchern, Perlenschnüren und Fellen behangen, das Gesicht rot und weiß bemalt und gepudert, durchzieht diese „Besessene“ (mpepo bedeutet eigentlich „Geist“, „Wind“, „Sturm“, dann in weiterem Sinne eine von einem Geist Besessene, Hexe, Zauberin) die Straßen, begleitet von einer ihr ergebenen Frau, die ihre Verzückungen und wirren Reden dem staunenden Volke ausdeutet. In diesem oft wochenlang anhaltenden Zustand darf der „mpepo“ kein Mann zu nahe kommen — im gewöhnlichen „nicht besessenen“ Zustande dagegen ist sie nichts weniger als Männerfeindin — an die von ihr gebrauten Liebestränke und andere „Dawa“ glauben die Schwarzen natürlich unerschütterlich fest. Leider konnte ich diese schwarze Miß Mabel Vaughan nicht während eines ihrer wilden Tänze photographieren, da der Momentverschluß meines Amerikaners wieder nicht klappte. Die Spekulation auf die Dummheit der lieben Mitmenschen macht sich übrigens auch hier bezahlt — diese „mpepo“ hat sich ein ganz ansehnliches Vermögen zusammengezaubert.

14. November 1897.

Ich nahm mir den Ombascha und zwei Ruga-Ruga heute mit, um Tom entgegenzugehen. Wahehekrieger, die uns begeg-

neten, erzählten, Tom ſei dicht hinter ihnen; alſo trotz der tropiſchen Sonnenglut munter vorwärts — da kommt nach dreiſtündigem Marſche eine ganz entgegengeſetzte Meldung: Tom habe einen anderen Weg nach der Station eingeſchlagen! Das war eine böſe Nachricht! Ich ſchickte ſofort den einen Ruga-Ruga quer durch den Wald nach der mutmaßlichen Übergangsſtelle am Ruaha, den Tom paſſieren mußte, den anderen ließ ich in der von mir zuerſt eingeſchlagenen Richtung weitergehen; ich ſelbſt ging mit dem Ombaſcha auf demſelben Wege zurück. Als wir am Ruaha anlangten, hörten wir den Lärm der Karawane ſeitwärts von uns: alſo den Ombaſcha (Gefreiten) im Laufſchritt fortgeſchickt, obwohl er behauptete, das ſei nicht desturi (Sitte, Gebrauch), und Tom werde ihn beſtrafen, wenn er mich allein im Walde gelaſſen habe; ich beſtand aber ſo feſt auf meinem Willen, daß er ſchließlich doch forttrabte. Kurz vor der Stadt erreichte er Tom und brachte mir in atemloſem Laufe dieſe Nachricht zurück; auch mein Ruga-Ruga fand ſich nach achtſtündigem Marſche wieder bei mir ein, ſo daß ich das letzte ſteile Stück Weg frohen Mutes zurücklegen konnte. Wir kamen gerade noch zurecht, um an dem feierlichen Einzuge in die Station teilnehmen zu können, wo die heimkehrende ſiegreiche Truppe mit Jubel und Freude von den Einwohnern begrüßt wurde.

Die Zählung der Gefangenen ergab die ſtattliche Zahl von 550 Köpfen. Mit Ausnahme der Kinder Mpangires und ſeiner Halbſchweſter Fulimanga, die wohl und gutgenährt ausſehen, befinden ſich die Frauen und Kinder in einem elenden Ernährungszuſtand; wurden doch mehrere dabei betroffen, als ſie Raupen und Käfer als Nahrung für ſich und ihre Kinder ſammelten! Mpangires Kinder, beſonders einen hübſchen vierjährigen Knaben mit großen ſchönen Augen, hätte ich gern bei mir behalten, die Politik gebietet aber, alle Mitglieder der ehemaligen Sultansfamilie aus unſerem Gebiete zu entfernen; Tom ſchickte ſie mit dem Lazarettgehilfen, der den kranken Bauleiter begleiten muß, zur Küſte. Auch Mgundimtemi kam, um die Kinder ihres Mannes und ſeine Halbſchweſter Fulimanga zu begrüßen. Die hellen

Tränen standen ihr in den Augen; sie trauert noch um ihren Mann, weder Schmuck noch bunte Tücher hat sie seit seinem Tode getragen.

Unser Garten am Ruahaufer steht in herrlichster Blüte, mit seinen Rosen, Nelken, Astern und Balsaminen macht er einen ganz heimatlichen Eindruck; jedenfalls ist er in seiner Art ein Unikum im tropischen Innern Ostafrikas.

Während Toms Abwesenheit beehrte mich auch Merere wieder mit seinem Besuch, ebenso seine Bibis; diese Huldigung, die nach afrikanischer Sitte stets mit einem Gegengeschenk erwidert werden muß, machte eine tüchtige Lücke in meine Vorratskammer. Für Tom brachte Merere ein ethnographisch sehr interessantes Stück mit: das aus einem mindestens zentnerschweren Stoßzahn geschnitzte Elfenbeinszepter des Sultans; diese Stücke sind schon recht selten geworden. Übrigens hat die Kultur, die alle Welt beleckt, sich auch auf unsern Freund Merere erstreckt: er hat sich für 500 Rupien einen Esel gekauft — zu meinem Bedauern; es sah ganz stattlich aus und paßte so ganz in das afrikanische Milieu, wenn Merere im goldgestickten schwarzen Rock und langen weißen Kanzu[1]) auf seinem großen schwarzen Reitochsen, einem Prachtexemplar seiner Gattung, langsam einhergezogen kam. Aber Sultan Kiwanga reitet auf einem Esel wie in Ulleia (Europa), und Farhenga, der jetzt in Uhehe der Mächtigste ist, hat sich ebenfalls einen Reiteſel zugelegt, da war er es natürlich seiner Würde schuldig, vom Ochsen gleichfalls auf den Esel zu kommen.

Auf dem Marsche nach Likininda.

Jetzt sind wir wieder mal unterwegs! Oberlazarettgehilfe Prinage sollte, wie ich schon schrieb, den kranken Bauleiter zur Küste bringen und zugleich seinen Urlaub antreten, ein anderer Europäer war für diesen vorgeschobenen Posten nicht verfügbar, so entschloß sich denn Tom, selbst nach Likininda zu gehen und die Station so einzurichten, daß sie einige Zeit hindurch dem sehr

[1]) Kanzu = langes weißes Negerhemd.

tüchtigen Betſchauſch überlaſſen werden kann. Es haben ſich bei der Boma dort bereits 40 Familien angeſiedelt, die zu Quawas Anhängern gehörten; unter ihnen ein früherer Mſagira Quawas, der ſeinem Herrn den Vorſchlag gemacht hatte, ſich den Deutſchen zu unterwerfen. Für dieſen gutgemeinten Rat hat Quawa ihm den Sohn erſchlagen; einem andern hat er aus der gleichen Veranlaſſung Vater und Bruder getötet! Alſo Krieg bis zur Vernichtung, jeder andere Ausweg iſt gänzlich ausgeſchloſſen.

Am 19. November brachen wir von Iringa auf, marſchierten aber an dieſem erſten Tage nur bis an den Ruaha. Am 20. ging es $4^1/_2$ Stunden weit über Berg und Tal, weniger hoch wie ſteil, und deshalb beſonders anſtrengend. Von dem Landſchaftsbilde iſt beſonders nördlich in der Ferne eine Felſengruppe bemerkenswert, die von den meiſt kuppenförmigen Bergen ſich durch ihre zerklüfteten Zacken auffallend abhob; der nicht ſehr hohe Gipfel erinnert mich lebhaft an den Dent du Midi. Beim Aufſuchen eines guten Zeltplatzes fanden wir in einer Felshöhle drei Trägerlaſten mit Chakula. Zwar behauptete Farhenga, er habe die Laſten in jener Höhle verſteckt, da er aber über den Inhalt keine Angaben machen konnte, wurde er tüchtig ausgelacht und die Lebensmittel an die Askaris und Träger verteilt. Da war die Freude groß. In dieſer menſchenleeren Gegend gibt es nirgends etwas zu kaufen oder zu — ſtehlen, ſo daß unſere Leute nur auf die von der Station mitgenommenen Vorräte angewieſen ſind, und da ſie dieſe auch noch ſelbſt ſchleppen müſſen, iſt es leicht erklärlich, daß nur ſehr knappe Rationen auf den Mann kommen. Ein Sack Mais, 60 Pfund, für zehn Träger auf vier Tage. Dieſer unerwartete Zuwachs zu unſerem Reiſevorrat hatte übrigens unſere Schwarzen hellſichtig gemacht, ſie krochen emſig in allen Winkeln der Höhle umher und förderten wirklich noch ein paar Laſten zu Tage. Tom verteilte gleich alles an die Träger, denen eine Extramahlzeit wohl zu gönnen war, und machte dabei aus der Not eine Tugend: hätten wir die Vorräte unberührt gelaſſen, ſo durften wir ſicher ſein, daß in der nächſten Nacht uns ſämtliche Träger ausgekniffen wären, um ſich an den

Lebensmitteln gütlich zu tun, deren Verſteck ihnen nun einmal bekannt geworden war. Am Nachmittag führt uns Farhenga an eine intereſſante Felſenformation, einen überhängenden Felsblock von gewaltigen Dimenſionen, unter deſſen Wölbung bequem zwei Zelte Platz gefunden hätten; ſchade, daß wir den ſchattigen kühlen Lagerplatz nicht früher kannten.

Dabagga, 21. November 1897.

Heute nur drei Stunden marſchiert, da ich nicht recht wohl. Im dichten Buſch, wo kaum ein Sonnenſtrahl durchdringt, ſchlägt Tom ſein Bureau auf und ſchreibt ſeine Berichte, während ich auf dem Feldbette mich geſund ſchlafe. Auf dem ganzen Marſche war ich wieder einmal ganz die gebietende Sultanin, ſo etwas wie „Königin von Saba“, die ja übrigens, wenn ich nicht irre, auch „aus hieſiger Gegend“ ſtammte. Toms aufmerkſame Fürſorge ebnete mir den Weg durch die Wildnis. Der Marſch führte durch fruchtbares, wenn auch nicht angebautes Bergland. Unſere Wahehe fühlten ſich in dem friſchen Bergklima nicht ſo wohl wie in den wärmeren Teilen Uhehes, da es ihnen zu kühl und feucht hier oben.

Eine Zeitlang folgten wir einer Elefantenſpur, ohne jedoch auf die Tiere ſelbſt zu ſtoßen — zu meinem Bedauern — ich hätte dieſe Rieſen, deren elementare Gewalt wir an den umgeriſſenen Bäumen und dem zerſtampften Boden erkennen konnten, gern einmal in Natur betrachtet. Der Wald bot wundervolle Bilder: mannshohe Farne, üppig wucherndes Unterholz und Bambus, dazwiſchen rankten ſich Schlinggewächſe von Baum zu Baum, und das alles überſpannt von dem dichten Blätterdach der Baumkronen, durch welches ſich nur verſtohlen hier und da ein Sonnenſtrahl verlor. Die einzelnen Stämme fielen weniger durch ihren Umfang wie durch ihre gewaltige Höhe auf, leider waren die Lichtungen zu gering, um den zum Photographieren nötigen Abſtand nehmen zu können; ich hätte gern einige Aufnahmen gemacht, um im Vergleich mit den Gruppen unſerer Begleiter die menſchliche Geſtalt als Maßſtab für die Baumrieſen

zu gewinnen. Im Laufe des Nachmittags paſſierten wir ein ſchönes, von einem hellen Gebirgsbach durchfloſſenes Tal, welches durch ſeine beſonders in die Augen fallende Fruchtbarkeit unſer Intereſſe erregte. Während wir uns über dieſe zur Anſiedelung einladende Stelle unterhielten, fiel es uns auf, daß unſere ganze Karawane, ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, ſich lautlos, ſchweigend weiter bewegte, Tom und mich mit ängſtlichen Blicken ſtreifend. Auf Befragen wurde uns die Erklärung, dies ſei das Tal des Muúngu (Gott), welches die Menſchen nur ſchweigend betreten dürften, — wer dies Gebot übertrete, über den habe der Sheitani (Teufel) Macht und werde ihm auf dem weiteren Marſche Übeles antun. Um uns von dem Verdachte zu reinigen, daß wir nunmehr dem Sheitani verfallen, ließ Tom zum Entſetzen der Karawane Signale blaſen, die das Echo der Berge weckten; als da kein Sheitani erſchien, beruhigten ſich die abergläubiſchen Schwarzen ſichtlich — der ſchwarze Teufel hat alſo augenſcheinlich keine Gewalt über Europäer. — Wir fanden dieſes ganze Berggebiet ſehr fruchtbar, Waſſer gab's überreichlich, Bergbäche mit kriſtallklarem Waſſer durchziehen die Täler, üppiger Farnwuchs deutet auf guten Boden. Zum Plantagenbau iſt die Gegend ſicher beſonders geeignet, ob für den Pflug, ſcheint mir fraglich; die Hänge ſind ſehr ſteil.

Kuifuiri, 23. November 1897.

Die Märſche ſind ſehr anſtrengend, beſonders die Lianen zwingen zu großer Vorſicht beim Reiten; einmal wäre ich faſt von meinem Maultiere herabgeriſſen worden, da ſich eine Ranke mir um den Hals geſchlungen; zum Glück hatte Tom es ſofort geſehen und konnte ſie durchſchneiden, aber der Hals iſt mir jetzt nach Tagen noch zerkratzt und zerſchunden. Die Marſchverpflegung beſteht für Tom früh in einem Teller Milch (von den Kühen, die wir für die Station mitführen); ich eſſe, meines Magenleidens wegen, Mehlbrei. Während wir an ſchattiger Stelle in dem köſtlichen klaren Waſſer ein Bad nehmen, wird das Schlafzelt abgebrochen, während des Frühſtücks auch das

Wohnzelt; dann ertönt Toms Signalpfeife, und die Karawane ordnet sich zum Aufbruch. Während des Marsches gibt es kalten Tee. Am Lagerplatz angelangt, werden zunächst Tisch und Stühle aufgestellt, dann die Zelte gerichtet. Zum Abendessen wie zum Frühstück Fleisch oder Wurst sowie Wasser mit Kognak. Als abendliche Lektüre haben wir diesmal Treitschkes Deutsche Geschichte mitgenommen, auch die alten Zeitungen kommen hier noch einmal zu Ehren. Um den Abend im Freien verbringen zu können, wird eine Blätterlaube errichtet, in der Tom seine schriftlichen Arbeiten, Berichte usw. erledigt, dann spielen wir gewöhnlich noch eine Partie Schach oder Halma, bis das Abendessen fertig. Suppe aus Knorrschen Suppentafeln, Schaf- oder Hühnerfleisch, Wild, Reis mit Curry, Pickles.

Uquega-Likininda, 2. Dezember 1897.

Die letzten Tage machten wir nur kurze Märsche von etwa je $3^1/_2$ bis 4 Stunden, allein die Flußübergänge machten sie recht beschwerlich: der Funsuku mit seinen steilen Ufern wird mir besonders in Erinnerung bleiben, zunächst rutschte ich auf einem Steine den steilen Abhang bis zum Flusse hinab, ein abgekürztes Verfahren, welches mir von den Treppengeländern aus der Kinderzeit im Elternhaus noch geläufig war und mich der halsbrecherischen Kletterei enthob. Durch den Fluß, den wir der Klippen wegen nicht durchreiten konnten, ging's dann in vorsichtigen Sprüngen von Stein zu Stein.

Den Lukossi konnten wir durchreiten. Der Strom ist leider für die Bootfahrt nicht zu benutzen, seine Stromschnellen und Wasserfälle sind zwar recht malerisch, verhindern aber den Verkehr zu Wasser mit dem großen Ruaha. Die Station Likininda liegt auf einer freien, weithin sichtbaren Höhe inmitten einer guten Gras-Landschaft. Förster Ockel kam uns am Fuße des Berges entgegen. Seinen Ansprüchen genügt die Gegend nicht zum Anlegen einer Musterfarm, auch hält er sie für zu steil, als daß man hier mit dem Pflug viel ausrichten könnte; ich fürchte übrigens, daß er auch auf dem weiteren Entdeckungszug in der

Nähe kaum ein Gelände finden wird, das seinen europäisch hochgestellten Anforderuugen entsprechen wird: eine viel größere ebene Fläche mit üppig wuchernden Farnen, dem Anzeichen fruchtbaren und kulturfähigen Mutterbodens, wird er kaum finden, und unter dem tut er's nicht. Er soll sich jetzt Herrn v. Prittwitz anschließen, um die Gegend nach Perondo zu sich anzusehen. Förster Ockel hat als tüchtiger Weidmann unseren Tisch reichlich mit Antilopenfleisch versorgt. Oberlazarettgehilfe Prinage war schon ganz nervös vor freudiger Aufregung: er möchte rechtzeitig zu dem am 5. Januar von Dar-es-Salaam abgehenden Dampfer kommen, um seinen Heimatsurlaub in Deutschland zu verleben. Tom entließ ihn denn auch gleich nachmittags, gleichzeitig entsandte er aber auch einige Züge Wahehe in die Berge, die richtig am 27. November 20 Weiber und Kinder einbrachten; von Quawas Kriegern waren drei gefallen. Dieses fortwährende Inatemhalten ist das einzige Mittel, unseren Todfeind nach und nach so zu isolieren, daß ihm weder Anhänger noch Lebensmittel bleiben. Deshalb bedeuten die gefangenen Weiber für uns insofern einen Erfolg, als nach Negerart den Frauen alle Feldarbeit obliegt.

Am 29. kam Herr v. Prittwitz an, der im Augenblick sich auch mit der Wegaufnahme beschäftigte. An einem großen Zuge, den Tom jetzt vorhat, wird er sich beteiligen; auch einigten sich die Herren darüber, wie die Leute in Muhanga zur Ansiedelung zu bewegen seien, in der Art, wie es seinerzeit bei uns in Iringa gelungen war; Tom überließ Herrn v. Prittwitz zur besseren Durchführung dieses Planes unseren bisherigen Begleiter Farhenga. Wir verlebten recht gemütliche Abende mit ihm, bis er am 2. Dezember abzog. Am Tage vor Herrn v. Prittwitz' und Ockels Abmarsch kam der zweite Zug Wahehe zurück, den Tom in die Berge geschickt hatte, er brachte 33 Weiber und Kinder ein, mehrere Quawa-Krieger waren gefallen.

Lukossi, 3. Dezember 1897.

Von 5 Uhr morgens bis 8 Uhr Verteilung der Gefangenen an die Wahehe, zum Zwecke schärferer Beaufsichtigung und Aus-

gabe von Chakula an Askaris und Träger. Um 8 Uhr Abmarsch nach dem Lukossi-Fluß, der Übergang nahm 1½ Stunde in Anspruch, besonders der steilen Ufer wegen. Mein kleiner Ombascha Achmed zeigte seine Schwimmkünste; er hat sicher früher zu den Jungen gehört, die in Aden vor den Dampferpassagieren ihre Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen produzieren, indem sie nach kleinen Geldstücken tauchen, die ihnen von Bord aus zugeworfen werden. Es wurde unerträglich heiß: nirgends ein Baum oder Strauch, nur der heiße ausgedörrte Boden, dazu kein Lufthauch — der Marsch über die steilen kahlen Berge in der glühenden Sonnenhitze ließ mich die Leiden einer Safari gleich en gros empfinden. So kamen wir nur 2½ Stunden weit. Auch das Lager mußten wir an einem gänzlich schattenlosen Bergabhang aufschlagen und den Tag über im Zelt bleiben. Das einzig Angenehme dieses Marschtages war ein hübscher Blick nach einem Wasserfall, deren der Lukossi hier eine ganze Anzahl bildet.

Manasanga, 4. Dezember 1897.

Viereinhalb Stunden marschiert, mit ½stündiger Pause, meist durch bewaldete Berge. Wir fanden einige gut versteckte Maisfelder von Quawas Leuten, die frischen Maiskörner schmeckten ganz gut; ich fing einen prächtigen grünen Schmetterling von einer mir ganz neuen Art. Während des Marsches plötzlich „Halt!“, alles kauert im Grase nieder: Feind in Sicht! Ich machte mich fertig, um in dem in Aussicht stehenden Gefecht nicht als müßige Zuschauerin beiseite zu stehen, aber der Feind, eine Anzahl schwarzer Gestalten, hielt nicht stand, sondern verschwand eiligst im Pori; unsere verfolgenden Askaris und Wahehe brachten richtig wieder fünf Weiber an, von denen die eine wieder zu ihren Leuten entlassen wurde, um sie zur Ansiedlung bei der Station zu bewegen. Abends stellten sich dann auch drei Männer, große, stattliche Gestalten mit offenen, klugen Gesichtern, jetzt aber erbärmlich abgehungert; sie hatten mit ihren Weibern die Felder bebaut, die wir heute passiert, und Quawa mit Mais versorgt. — Das Ge-

lände scheint günstiges Ansiedlungsgebiet, flache Hügel mit gutem Boden.

Landschaft Quihangana Mwakikongo, 8. Dezember 1897.

Vier anstrengende Marschtage mit allerhand Aventiuren und Fährlichkeiten. Zunächst verschwand am 5. Dezember morgens, als wir die Landschaft Majida (Mapalele) passierten, ein Träger mit der Last (es war die Kiste mit Schwämmen, Seife und anderem notwendigen Gerät). In 5¾stündigem Gewaltmarsch, ohne die übliche, längere Pause, kommen wir bis Kanugare. Hier hat jeder Berg, jedes Tal, jeder Fluß seinen besonderen Namen. Unterwegs hatte Tom das hier seltene Jagdglück, eine Elen-Antilope zu schießen, ein besonders stattliches Tier. Wir nahmen die Decke für uns, das Fleisch ließen wir den Trägern (der Rücken allein bildete eine Trägerlast), die sich tagelang daran labten. Am anderen Tag hatten wir ein tüchtiges Gewitter, das Lager also denkbar ungemütlich. Das Gebiet durchweg fruchtbar und für Ansiedler geeignet; hier wäre der Platz für Plantagen- und Ackerwirtschaft. Im Gegensatz zu den dürren Steppenflächen, in denen die trockenen, harten Grashalme büschelweise aus dem ausgedörrten Boden zwei bis drei Meter hoch emporschießen, hier in den Gebirgstälern herrliche Wiesen, reichliche Bewässerung durch klare, wasserreiche Bäche, deren sich oft mehrere in ein und demselben Tale finden. Selbst der Blumenschmuck fehlt nicht, die Rasenfläche ist bunt übersät mit den mannigfachsten Arten von Feldblumen — mein galanter Gatte pflückte mir heute einen prachtvollen Strauß, und was sonst den afrikanischen Blumen fehlte, fand ich hier: sie dufteten lieblich.

Am 7. Dezember wurden uns wieder Gefangene eingebracht, die das bestätigten, was Toms Patrouillen erkundet hatten: in der Nähe ein großes Feindeslager. Der Ombascha, der mit den Askaris sofort dahin aufbrach, fand aber die Vögel bereits ausgeflogen und mußte sich begnügen, das Lager zu zerstören. Am 8. Dezember wieder 5 Stunden marschiert, mit einem Umweg in die Landschaft Quihangana-Mwakikongo. Die Gegend scheint ihres

Grasreichtums am meiſten zur Viehzucht geeignet. Unterwegs wurden mit dem Feinde einige Schüſſe gewechſelt, auf feindlicher Seite ein Toter, dann großes Schauri mit den Gefangenen, kurzen, gedrungenen Geſtalten mit wahren Galgengeſichtern, während die Wahehe doch eigentlich durchweg ſtattliche, hübſche Leute ſind, ihre Weiber freilich ſind faſt ohne Ausnahme häßlich, ſo daß man ſich fragen muß, wie ſolche häßlichen Frauen meiſt ſo anſehnlichen Söhnen das Leben geben können. Bei uns iſt jetzt Schmalhans Küchenmeiſter; die nachbeſtellten Träger ſind nicht eingetroffen, Gott weiß, wo ſie ſtecken. Nun ſind Brot, Mehl, Zucker, Wein, Tee, Kaffee und Salz auf die Neige gegangen. Dagegen hilft nur ein Mittel, der Humor, und der iſt reichlich vorhanden. Während wir zum Frühſtück Yams und Bataten (die ſüßlichen Verwandten unſerer braven deutſchen Kartoffel) verſpeiſen, ſchwelgen Askaris und Träger in Elenbraten. Dem Geruch nach zu urteilen, der zuweilen zu uns herüber dringt, befindet ſich das Wildpret bereits in einem Zuſtand, für den „le plus haut-gôut“ nur eine ſchwache Andeutung iſt.

Station Iringa, 11. Dezember 1897.

Über Ugawiro (am 9.) und Himbu (am 10.) heute glücklich wieder eingerückt. Auch dieſe letzten Tage wurden wir durch feindliche Wahehes beläſtigt, ſo daß ich einmal ſchon glaubte, ſelbſt zum Revolver greifen zu müſſen. Sie ließen einen Toten am Platze, einen Verwundeten nahmen ſie mit. Eine Anzahl wurde gefangen eingebracht, andere ſtellten ſich freiwillig. Nachmittags hatte ich viel zu tun; ich verband die Wunden und freute mich, zu beobachten, wie dankbar und anhänglich die Leute für dieſe Hilfe waren. Die Gegend wurde etwas ſteiniger, der Boden war jedoch immer noch gut. Wir fanden viele Termitenhügel im Walde, während ſolche ſonſt meiſt nur auf baumloſen Flächen vorkommen. Ich machte eine gelungene Aufnahme von einigen unſerer Wahehe, die einen einzelnen rieſigen Felsblock erklettert hatten; ihre Wachſamkeit gleicht der der Gemſen, jeden erhöhten Punkt benutzen ſie zum Ausblick. — Kurz vor Himbu erreichten

uns Boten von der Station mit Briefen: auf der Station ſind einige leichte Pockenfälle vorgekommen. Wir mußten zweimal über den Mtitufluß, die Gegend ganz im Charakter wie bei Iringa. In Himbu ſchickte uns der Mſagira Tengulemembe durch ſeine Großen Kartoffeln und Pombe als Geſchenk, die ich mit einem bunten Tuche erwiderte. Bei der üblichen Poliklinik nachmittags großes Gedränge: jeder will zuerſt verbunden ſein. Am Wege wiederum Menſchenſchädel als Spuren früherer Überfälle. In Himbu inſpizierte Tom die von den Askaris geſchickt und mit einem gewiſſen Geſchmack errichtete Boma. Das Dorf machte einen vorteilhaften Eindruck, die Leute waren freundlich und zutraulich — noch vor wenigen Wochen würden ſie uns überfallen und ermordet haben. Während Tom Schauri hielt, ließ ich mir Tengulembes Kinder zeigen und ſchenkte der erſten ſeiner Frauen ein Tuch, das ſie mit großer Freude gleich anlegte. Da der Verwundeten ſo viele waren, konnte ich ſie nicht alle verbinden, ſondern mußte an die Jumben Verbandmittel für ihre Leute verteilen.

Die vermißten Laſten trafen ein, nun war wieder Vorrat von allem vorhanden. Wir aßen an dem Tage gleich ein ganzes Brot auf. Zugleich traf auch der Sudaneſen-Ombaſcha Muſa mit ſchlimmer Nachricht ein: Sergeant Richter von unſerer 2. Kompagnie iſt verwundet. Richter war mit acht Askaris einer feindlichen Spur gefolgt, als er ſich plötzlich Quawa gegenüber ſah, der mit etwa 100 Mann — davon die Hälfte mit Hinterladern bewaffnet — gleich Feuer auf den kleinen Trupp gab. Es gelang dem Sergeanten, obwohl verwundet, mit zwei Askaris in das Pori zu gelangen, wo er ſich vier Tage lang ohne Nahrungsmittel, ohne Waſſer, geſchwächt von Blutverluſt, verſteckt hielt, während der Ombaſcha zur Station weiter eilte. Dr. Stierling iſt gleich mit Verſtärkung zu Richter abgegangen, und die Station iſt zurzeit ohne ärztliche Hilfe — trotz der Pocken. Das iſt ein bedeutungsvoller Zwiſchenfall: Quawa ſtellt ſich alſo ſelbſt zum Kampf, dem er bisher immer auszuweichen wußte! Der Ort des Gefechtes liegt etwa 2 Stunden Wegs abſeits unſerer

letzten Safari-Route. Quawa und seine Anhänger nennen Tom den „Kapirimbu", d. h. „der alle Kraft an sich zieht". Noch immer ist die Furcht vor der Rache ihres ehemaligen Sultans groß: unser Freund Kiwanga hat sich aus Ukalinga zurückgezogen und Schutz vor einem Überfalle Quawas im Pori von Massalika gesucht, und gerade jetzt kommt es darauf an, daß Kiwanga bei uns stand hält. An Stelle des beurlaubten Grafen Fugger wird Leutnant Kuhlmann ihn aufsuchen und seinen Mut wieder etwas auffrischen. Bei der Rückkehr nach der Station Iringa empfing uns Leutnant Kuhlmann und zu unserer großen Überraschung auch Leutnant Braun, der auf dem Wege zu Hauptmann v. Prittwitz' Kompagnie ist. Abends 6 Uhr rückten wir ein, Leutnant Kuhlmann ließ es sich nicht nehmen, das Ende unserer Safari mit Sekt zu feiern. Mit dem Erfolge sind wir zufrieden; es war uns eine stolze Genugtuung, selbst beobachten zu können, wie meines Gatten kluges Verhalten den Wahehe gegenüber sich bewährt hat — möchte doch endlich auch der letzte Schlag gelingen, den bösen Geist der Auflehnung gegen die deutsche Oberhoheit für immer zu bannen. Auch körperlich ist die Safari uns gut bekommen, ich bin von der Sonne braun gebrannt, meine Hände haben die Farbe reifer Kastanien.

Sonntag, den 12. Dezember 1897.

Seit 6 Uhr Rundgang durch die Station, im Bureau alles in Ordnung, Feldwebel Merkl hat seine Sache wieder einmal gut gemacht. Dann Besuch von zwei Missionspatres, die sich verabschiedeten. Zu Ehren Leutnant Kuhlmanns, der, energisch wie immer, schon morgen abmarschiert, hatte ich die Herren zum Mittagessen eingeladen, da sich aber mein Koch und die Boys betrunken hatten, mußte ich mich auf belegte Brötchen mit Bowle beschränken, die ich ohne diese schwankenden „Stützen der Hausfrau" herstellte.

15. Dezember 1897.

Am 13. rückte Leutnant Kuhlmann ab. Ich beschäftigte mich viel mit Mpangires Kindern, sie tun mir sehr leid. Es

macht mir viel Spaß, unſere Sudaneſenweiber zu beobachten, mit welcher Energie trotz ihrer Häßlichkeit ſie die Männer unterm Pantoffel haben. Auch der Juma kauft ſich beim Griechen, dem „Rudolph Hertzog“ im Lande Uhehe, ſtets die teuerſten Hemden von leichtem Mullſtoff, die natürlich ſchnell zerreißen; auf meine Frage ſagte er: „Ja, ſonſt hat mich meine Frau nicht lieb.“

Mit den Händlern habe ich viel Ärger. Dieſer Tage boten ſie mir meine eigenen beiden Strauße, die mir abhanden gekommen waren, zum Kauf an, das Stück zu 12 Rupien! Obwohl es weit und breit in der Gegend nur mein Straußenpaar gibt, behaupteten ſie ganz frech, ſie ſeien ihr Eigentum.

Am 14. Poſt aus Europa mit Geburtstagsbriefen, Büchern und Wein! Ich lege alles beiſeite, um Tom am Weihnachtsabend zu überraſchen. Meine Küche iſt nun auch fertig. Der Gouverneur hat mir eine eiſerne Herdplatte geſchickt, nun hat die Negerwirtſchaft mit den Steinen ein Ende. Eine Küche mit eiſerner Herdplatte und einem wirklichen, echten Rauchfang — ſo etwas hat die afrikaniſche Sonne in dieſen Breiten ſicher noch nicht beſchienen. Nun macht das Kochen noch einmal ſo viel Freude.

Heute ſtellte ſich ein angeſehener Häuptling mit 30 Kriegern; einige davon waren aus Quawas Lager. Dieſer habe, wie ſie berichten, einen Aufruf an alle Wahehe erlaſſen, „Wer ihn liebe, ſolle ſich ihm anſchließen,“ jetzt ſei er mit ſeinem Anhange in Viranſi. Auf dem Marſche dahin iſt der Zuſammenſtoß mit unſerem Sergeanten Richter erfolgt. Die Vernehmung der neu angekommenen Quawaleute hatte ein intereſſantes Ergebnis: Der Sultan hat ſeine Leute ganz militäriſch organiſiert, in Kompagnien mit eigenen Hauptleuten und Unterführern, ſein Nachrichtenweſen iſt ſehr gut eingerichtet; es ſtellt ſich immer mehr heraus, was für ein gefährlicher Gegner er iſt.

23. Dezember 1897.

Gott ſei Dank, Tom kann den geplanten Zug noch nicht unternehmen: Dr. Stierling ſchreibt, vor dem 1. Januar ſei

Sergeant Richter nicht transportfähig. So verleben wir doch den heiligen Abend zusammen. Ich konnte und wollte Tom das Herz nicht schwer machen mit Klagen, wenn ihn die Pflicht abrief; aber jetzt bin ich froh, daß er nun doch Weihnachten noch bei mir ist.

25. Dezember 1897.

Den heiligen Abend verlebten wir froh, ich mit besonders dankbarem Herzen. Auf der Veranda brannte der Christbaum; leider waren die bestellten Weihnachtsgeschenke nicht eingetroffen. An die Herren auf den verschiedenen Außenposten, Hauptmann v. Prittwitz, Förster Ockel, nach der Mission, an Unteroffizier Buchner hatte ich Marzipan, Kuchen und Pfeffernüsse geschickt, an den Leutnant Kuhlmann eine gebratene Ente, so daß möglichst jeder unserer deutschen Landsleute eine kleine Weihnachtsfreude haben sollte. Wir hatten diesmal auch die Unteroffiziersmesse eingeladen und waren bei Bowle und Abendessen recht vergnügt.

5. Januar 1898.

Neujahr verlebten wir still für uns. Was wird das neue Jahr bringen? — Gestern, an unserem Hochzeitstage, marschierte Tom ab, genau zu derselben Stunde, in der wir vor zwei Jahren unseren Traualtar aufstellten. . . . Quawa hatte am 28. Dezember ein Gefecht mit unseren Wahehe gehabt und 39 von ihnen erschlagen, er selbst verlor nur 3 Mann. — Am 1. Januar Alarm, weil Unteroffizier Schubert und der Dolmetscher unweit der Mission Gewehrschüsse und Weiber- und Kindergeschrei gehört hatten. So fing das Jahr für uns an.

Am 2. Januar traf Hauptmann Ramsay bei uns ein, der auch gestern abmarschierte. Es war mir eine Freude, einmal einen unserer „alten Afrikaner" kennen zu lernen. Nachts wurde wieder alarmiert.

7. Januar 1898.

Tom schickte die Zelte und Feldbetten zurück sowie alles Entbehrliche — wie wird es ihm nun bei der Regenzeit an allem

fehlen. Ich fühle mich krank vor Sorge und Aufregung. Sie folgen jetzt der Quawaſpur. Dr. Stierling hat ſchon ſeine chirurgiſchen Beſtecke verpackt, um bei der erſten Nachricht von einem Gefechte aufbrechen zu können. Jede Nacht wird die Station alarmiert; dieſe ununterbrochene Aufregung geht an die Nerven. Geſtern hatte ich Pater Ambroſius als Gaſt — ſeine Nachrichten lauteten auch nicht gerade beruhigend: an dem kleinen See in der Nähe der Miſſion iſt wieder ein Araber mit 15 Chakula-Trägern ermordet worden. Die Lebensmittel werden jetzt ſehr teuer, und wenn nun auch noch die Heuſchrecken einfallen ſollten, die ich ſchon in dichten Wolken über uns hinwegziehen ſah, dann haben wir die Hungersnot im Lande. Im Garten habe ich täglich zwei Weiber, die mit leeren Petroleumkannen einen Heidenlärm vollführen, um die Heuſchrecken abzuhalten. Meine Mädels müſſen jetzt auch tüchtig mit im Garten und Feld helfen, dafür brennen ſie mir abends gern durch, um ſich herumzutreiben, wie z. B. geſtern abend. Nachmittags war ich zum Griechen gegangen, um einige Einkäufe zu machen, als ich in der Ferne Trommelſchlag hörte: Tom kehrte mit ſeiner Truppe zurück! Morgen iſt ſein Geburtstag, ich hatte mich ſchon in den Gedanken eingelebt, den Tag ohne ihn verbringen zu müſſen!

Über den Verlauf ſeines Zuges erzählte Tom mir etwa folgendes:

Es war ihm gemeldet worden, Quawa beabſichtige einen Einfall in das Tal Makaneras, wo er große Rinderherden wußte; auf dem Marſche dorthin hatte er unſere 39 Wahehe bei einem Überfalle erſchlagen, deren Leichen Tom am Ruaha-Übergange noch vorfand. Nun änderte Quawa ſeinen Plan; Tom hatte durch Überläufer die Lager von Quawas Leuten ermittelt und ging mit Feldwebel Merkl und Hammermeiſter, 130 Soldaten, 160 ausgeſucht tüchtigen Wahehe und dem Maximgeſchütz am 4. Januar nach dort ab. Eine neue Meldung, die ſich aber als falſch herausſtellte, verurſachte zunächſt einen Zeitverluſt von 48 Stunden, auch mußte Tom ſicherheitshalber einige Soldaten und 60 Wahehe von ſeinen Leuten abzweigen.

In ununterbrochenem 21stündigen Marsche, bei strömendem Regen, erreichten sie am 7. Januar Quawas Lager, dasselbe lag westnordwestlich von Viransi in der Landschaft Quihangana auf hohen, mit breiten Waldstreifen umgebenen Hügeln, übrigens sonst in ziemlich übersichtlichem Gelände. Des Dickichts wegen konnte nur der Zugangsweg für den Angriff benutzt werden, dessen letztes Stück einen dicht überwachsenen Laubtunnel bildete. Das Lager selbst bestand aus etwa 250 im Dickicht verstreuten erbärmlichen Hütten, die so gut versteckt waren, daß sie erst aus allernächster Nähe zu sehen waren; so war es den Bewohnern leicht, beim ersten Allarm im Pori zu verschwinden.

Kaum waren unsere Leute, Tom und Merkl voran, aus dem Laubtunnel in das eigentliche Lager eingedrungen, als sie sofort heftiges Feuer aus Gewehren Modell 71 erhielten. Im Laufschritt nahmen unsere Wahehe den Angriff auf und stürmten in das Lagerdorf, welches schnell geräumt war. Vom Feinde fielen 19 Mann, darunter drei sehr wichtige Wasagira; unter den gefangenen 100 Weibern und Kindern waren ein Sohn und zehn nahe Verwandte Quawas. Die Leute sahen erbärmlich abgemagert aus; im ganzen Lager, das an 1000 Insassen gehabt, fand sich nicht eine Last Getreide vor. Zuletzt hatte Quawa überhaupt nur noch von der Jagd gelebt; er soll kürzlich an 30 Elefanten erlegt haben, um für sich und seine Anhänger Lebensmittel zu haben.

Quawa selbst entkam wieder. Tom erbeutete aber sein letztes Besitztum: seinen Patronengürtel aus Otterfell, einen Speer und eine Anzahl Lendenschurze und Halsschnüre aus Perlen von seinen Weibern und Kindern. Unsere Wahehe haben sich bewährt, sie gingen mit solcher Wut gegen die Quawaleute vor, daß sie von Greueltaten und Grausamkeiten zurückgehalten werden mußten.

Das ist ein großer Erfolg, um so mehr, als dem Volk durch diesen Angriff auf das von dem gefürchteten Sultan selbst befehligte Lager nun ein gut Teil von dessen Nimbus des Unbesiegbaren geschwunden ist. Patrouillen, die Tom zur Ermittelung von Quawas Aufenthalt ausschickte, bestätigten die Mitteilungen unserer Gefangenen: Quawa tritt jetzt persönlich in den

Kampf, den er mit aller Verzweiflung nun um ſeine Exiſtenz führt. Jedes Gefecht koſtet ihn einige ſeiner Anhänger, ein Verluſt, den er nie mehr erſetzen kann.

12. Januar 1898.

Mein Leberleiden macht ſich wieder fühlbar; ich ſuche ihm mit Karlsbader Salz beizukommen. Der Frühſpaziergang, der zu dieſer Kur gehört, wird zur Inſpizierung der Station benutzt, da ich meinen Mann auf ſeinem Rundgang begleite.

Die Moſchee iſt beinahe fertig, es fehlen nur noch die Türen. Zum Beginn des Ramaſſan ſoll ſie den Arabern übergeben werden. Schon jetzt bitten ſie Tom, er möge die heilige Stätte nur noch unbeſchuht betreten. Das Fundament für das Hoſpital iſt gelegt; bis jetzt diente eine geräumige, von einem ſchönen ſchattigen Baum überſchattete Hütte als ſolches; auch eine geräumige Schauri-Hütte iſt bereits in Angriff genommen, halbkreisförmig mit einer niſchenartigen Ausbuchtung für den Tiſch des Schauri-Leiters, der von da aus ſämtliche Anweſende gut überſehen kann. Sobald die Moſchee fertig iſt, geht es an den Bau einer Markthalle.

Auf der Station wimmelt es von Wahehe, die gleich Tom auf ſichere Meldungen warten, um die Quawa-Jagd wieder aufzunehmen. Es iſt wirklich viel von den Leuten, trotz der Erntezeit hier wochenlang untätig zu liegen, während auf ihren Schambas die Feldfrüchte der Ernte entgegenreifen. Ihre Anhänglichkeit an Tom hält ſtand; Dr. Stierling ſagte noch geſtern: wer weiß, wie ſich die Wahehe nach Toms Abgang ſtellen würden; ſie haben ſich ihm perſönlich unterworfen, und es liegt nahe genug, daß ſie ſeinem Nachfolger auf der Station ſich nicht ſo botmäßig zeigen werden. Dr. Stierling ſieht wohl zu ſchwarz, immerhin bereitet Tom die Wahehe jetzt ſchon darauf vor, daß er demnächſt die Station verlaſſen werde.

Am 23. ging Leutnant Orthmann nach Idunda ab.

30. Januar 1898.

Aufregende Tage; Patrouillen und Meldungen, aber niemals eine sichere Nachricht. In Rungembe, welches als Sammelpunkt für die Expedition bestimmt war, ist Leutnant Engelhardt mit fast 2000 Kriegern des Merere und der anderen befreundeten Häuptlinge angekommen.

Über den Tod des unglücklichen Unteroffiziers Karsjens berichtet ein Mann unseres Freundes Farhenga näheres: er hatte den Unteroffizier gewarnt, Quawa sei ganz dicht in der Nähe, er solle die Leute, die zu seinem Trupp gestoßen, als Spione festhalten — das ist aber nicht geschehen! Andern morgens wurde plötzlich der Posten vor dem Zelte niedergeschossen, von den sich um das Zelt sammelnden Askaris fielen unter dem mörderischen Mauser-Gewehrfeuer aus dem Dickicht sofort drei Mann, ein vierter etwas später. Unteroffizier Karsjens erhielt beim Heraustreten aus dem Zelte die tödliche Kugel. Sein Boy trug ihn nach dem Feldbett, wo er binnen wenigen Minuten verstarb.

Die Askaris hatten sich bei dem Überfall sehr schneidig gezeigt; nachdem sie die eigene Munition verschossen, leerten sie die Patrontaschen der gefallenen Kameraden, ehe sie sich ins Pori zurückzogen; Karsjens Boy nahm das Gewehr und die Munition seines Herrn nach dessen Tod an sich und versteckte beides im Gebüsch, wo sie Unteroffizier Schubert, der zur Beerdigung der Leichen an den Unglücksplatz ging, fand. Jeder der Gefallenen hatte zwei Speerstiche in der Brust.

Tom hat in diesen Tagen mit der Verteilung von Saatkorn begonnen. Die Lebensmittel fangen an, knapp zu werden, deshalb hat Tom so viel Korn wie möglich aufgekauft, damit fürs nächste Jahr genügend ausgesät wird. Für jeden Sack Saatkorn, den die Leute erhalten, müssen sie nach der Ernte zwei Säcke zurückgeben. Ich habe vor ungefähr 14 Tagen den ersten frischen Mais geerntet.

Heute meldete ein Mhehe, sein Sohn Magunda, welcher zu Quawas Gefolge gehörte, sei von diesem bei dem Lukanda-Über-

fall gefangen und getötet worden, weil er ſich auf der Station ſtellen wollte.

7. Februar 1898.

Auf der Station reges militäriſches Leben, Patrouillen und Boten kommen und gehen, und die Schauris nehmen kein Ende. Quawas Beweglichkeit erfordert immer neue Maßnahmen. Leutnant Kuhlmann, Feldwebel Merkl und die Unteroffiziere auf den einzelnen Poſten, jeder muß von den bei uns „im Hauptquartier" eingegangenen Meldungen in Kenntnis geſetzt werden und entſprechende neue Inſtruktion empfangen. In all dem ſorgenvollen Trubel nur einmal ein Lichtblick: Mſatima kommt, mir ſeine Aufwartung zu machen, und zwar angetan mit einer roten Bluſe, die ich ſeiner Frau geſchenkt hatte. — Leutnant Kuhlmann meldet, daß Quawa weiter weſtlich zu ſuchen ſei — alſo wieder neue Dispoſitionen an die Einzelpoſten! Herr v. Prittwitz kommt an. Es wird großes Schauri mit ſämtlichen Jumben gehalten; als deſſen Ergebnis erfolgt die Feſtnahme des Jumben Makirendi; er wird an die Kette gelegt und ihm Todesſtrafe angedroht, wenn ſeine Leute ſich als Verräter zeigen ſollten. Das iſt eine Gewaltmaßregel, zu der Tom durch die gefahrdrohenden Umſtände gezwungen iſt, obwohl er ganz genau weiß, wie leicht die Feſtnahme eines angeſehenen Häuptlings ſchlimme Folgen haben kann. Es bleibt kein anderes Mittel, als den Wahehe zu zeigen, daß ſie kein doppeltes Spiel wagen dürfen; viele von ihnen wollen erſt abwarten, ob Quawa nicht doch wieder hochkommt, wie damals 1894, wo er bei dem Scheleſchen Zuge nach Ubena, und früher, gelegentlich der Zulu-Invaſion, nach Ugogo geflüchtet war und nach dem Abzug der Europäer aus ſeinem Lande triumphierend wieder einzog.

8. Februar 1898.

Es iſt eine erſchütternde Tragödie, die ſich in unſerem weltfernen Winkel hier abſpielt: der Kampf um die Heimat, und die Treue, mit der dem vertriebenen Herrſcher ſeine Krieger Gefolg-

ſchaft leiſten, verſöhnt auch uns, ſeine Feinde, mit dieſen ſchwarzen Söhnen der Berge. 1½ Jahr dauert nun ſchon dieſer Vernichtungskampf, Hunderte von Kriegern ſterben als Märtyrer ihrer Vaſallentreue für einen Herrſcher, der ihnen weder Nahrung noch Kleidung mehr gewähren kann, während ſie täglich erfahren, daß ihre auf und bei den deutſchen Stationen angeſiedelten Stammesgenoſſen ein ſorgenfreies Daſein genießen. Die Tragik dieſes Kampfes, in welchem ein Volk für das Leben ſeines Sultans verblutet, trat mir geſtern recht ergreifend vor Augen: die Gefangenen ſollten über den Aufenthalt ihres Herrn ausſagen. Man ſah ihre innere Aufregung, die Angſt, als Aufrührer zum Tode verurteilt zu werden — aber Quawas Name kam nicht über ihre Lippen. Das ſind Feinde, denen man die Achtung nicht verſagen kann.

Ein anderes Verhör brachte etwas zu Tage, was Tom längſt vorausgeſehen hatte: 26 von Unteroffizier Lachenmeyer eingebrachte Leute waren Spione Quawas! Auf ſeinen Befehl hatten ſie ſich unterworfen, um ihren Herrn mit dem Ertrage unſerer Felder zu verſorgen und ihm genaue Angaben über die Stärke der einzelnen Stationen und detachierten Poſten zu machen. Dann ſollte an einem beſtimmten Tage der große Schlag gegen uns geführt werden! Gott ſei Dank, daß wir die Möglichkeit eines ſolchen Überfalles niemals außer acht gelaſſen haben — was wäre aus uns geworden, wenn Tom im Gefühl ſcheinbarer Sicherheit die ſchärfſte Beaufſichtigung unſerer neuen Anſiedler und Zuzügler nicht ſo ſtreng durchgeführt hätte.

Unter dieſen Spionen waren auch die Anführer des Überfalles von Mtandi und der Mörder des unglücklichen Karsjens; ſie waren dem Feldwebel Merkl als Patrouillenführer mitgegeben worden; kein Wunder, daß der Streifzug keinen Erfolg hatte. Karsjens hatte, wie ſich nun herausſtellt, einen Schuß durch beide Oberſchenkel erhalten, der ihn niederſtreckte, den von ſeinem Boy auf dem Feldbette niedergelegten Wehrloſen hat der Mörder mit zwei Speerſtichen in die Bruſt getötet.

Unſere Leute ſind furchtbar erbittert; als für einen ſofortigen

Streifzug unter Unteroffizier Schubert „Freiwillige vor!“ kommandiert wurde, traten unſere Askaris ſämtlich wie ein Mann vor.

10. Februar 1898.

Heute marſchierte Herr v. Prittwitz ab nach Himbu; Bauleiter Selling iſt nach Kuifuri, um dort nach Holzarten zu ſuchen, denen die Bohrkäfer nichts anhaben können. Auf der Station wimmelte es von gefangenen Weibern, aber auch halbverhungerte Träger finden ſich ein; von Förſter Ockels Karawane ſind hier ſchon 16 Mann eingetroffen.

12. Februar 1898.

Jetzt iſt kein Halten mehr; einer der Führer hat Quawas Lagerplatz verraten! Tom benachrichtigte ſofort alle von der Station abkommandierten Europäer, er ſelbſt zog ſofort los (nur ein Unteroffizier bleibt hier). Zunächſt bis Ndéuka, in der Nacht geht's dann weiter, ſo daß bei Tagesanbruch das Lager überfallen werden kann. Gott gebe ihm diesmal Erfolg, damit endlich dieſe furchtbare Aufregung aufhört, der ich auf die Dauer doch nicht gewachſen bin.

8 Männer kommen mit 48 Weibern, um ſich zu unterwerfen.

13. Februar 1898.

Aus der Nachmittagsruhe wurde ich durch Lärm auf der Veranda geſtört. Zuerſt glaubte ich, es ſei Tom, und rannte hinaus, fand mich aber einem ſchwarzen Ehepaare gegenüber; es war ſchwer zu ſagen, wer von beiden am betrunkenſten war, der Mann oder die Frau; dieſe war von ihrem Gatten dermaßen geſchlagen worden, daß ihr das Blut am Körper herunterlief, bei mir hatte ſie Schutz ſuchen wollen. Ich nahm ihr das Kind ab, das jeden Augenblick in Gefahr war, ihr vom Arme zu fallen, und warf beide Eltern ſchleunigſt hinaus; dann brachte mir ein Suaheli noch ein weinendes Kind, welches nach mir verlangt hatte. Es iſt ein unruhiges Leben auf der Station, eine unheimliche Aufregung hat ſich aller bemächtigt; auf der Wache können

ſie kaum alle die Männer und Frauen unterbringen, die täglich eingeliefert werden.

17. Februar 1898.

Geſtern kam Feldwebel Merkl mit vielen Gefangenen zurück; er iſt krank und elend, die Strapazen dieſes Marſches bei Tag und Nacht haben den kräftigen, kerngeſunden Mann entſetzlich mitgenommen. Was unſere deutſchen Unteroffiziere hier leiſten müſſen, davon macht man ſich in Deutſchland keinen Begriff, aber ſie ſind mit einem Pflichteifer und mit einer Liebe zur Sache dabei, die höchſte Anerkennung verdienen.

Da ich am 14. keine Nachricht von Tom erhielt, muß ich annehmen, daß ſein Zug erfolglos war. Heute kommt auch die Beſtätigung.

18. Februar 1898.

Von Quawas Anhängern macht ſich beſonders Kolakola bemerkbar; er hat unſere Leute bei Kiſſinja überfallen und ſich dann in unſerem Tale, unweit der Station, Eßvorräte geraubt; dann überfiel er, nach Toms Abmarſch, Lula, ſchleppte mehrere Kinder fort und erſchlug neun Leute. Was mir am meiſten Sorge macht, iſt, daß Tom einem ſolchen unvorhergeſehenen Überfall auf dem Marſche zum Opfer fallen kann. Einer ſeiner beſten Wahehe erhielt von einem im Graſe verſteckten Feind einen Speerſtich in den Oberſchenkel, an welchem er verblutete.

23. Februar 1898.

Tom kam ſehr elend zurück. Das Kommando hat er Herrn v. Prittwitz übergeben, da der Hauptteil des Zuges erledigt.

26. Februar 1898.

Großer Ramaſſan mit der üblichen Gratulationscour. Zuerſt kommen die ſchwarzen Händler; ſie werden von Tom zur Rede

gestellt, weil sie sich geweigert hatten, unsern Askaris den Mais für 5 Rupien zu verkaufen; sie verbrauen den Mais nämlich lieber zu Pombe (pombe = eigentlich Bier aus Hirse) und verdienen am Sack dann 15 bis 20 Rupien. Dann erscheinen die Araber und Beludschen, die ich mit Tee, Kaffee und Schokoladenplätzchen bewirte. Wir waren in nichts weniger als festlicher Stimmung — sollte doch noch an demselben Tage das Urteil an den vom Kriegsgericht zum Tod durch den Strang Verurteilten vollstreckt werden! Von den zwölf Verurteilten waren drei begnadigt worden.

Nachmittags kamen sämtliche Sudanesenfrauen, 36 an der Zahl! alle in ihrem schönsten Staat, mit silbernen Ketten und Armringen von riesigem Umfang und großen Silberdosen als Anhängsel, in denen sie ihre dawa (Medizin, Zaubermittel) bewahren. Mit ihren faltigen, farbigen Gewändern und weißen Tüchern über den schwarzen Gesichtern bilden sie wirklich malerische Gruppen. Sie werden wie die Araber mit Tee, Kaffee und allerlei Süßigkeiten bewirtet, ebenso wie diese ihre Sandalen ablegen, ziehen auch sie vor dem Eintritt in mein Zimmer ihre Schuhe aus.

6. März 1898.

Seit dem 27. Februar liegt Tom an schwerem Bronchialkatarrh zu Bett; inzwischen kam Leutnant Orthmann zurück, er hat sich einen tüchtigen Gelenkrheumatismus geholt, mit dem er drei Wochen lang sich durch die unwegsamen Berge schleppen mußte; heute kam noch Dr. Stierling, mit ihm Leutnant Kuhlmann, der an Milzanschwellung mit starkem Fieber leidet. Sergeant Richter laboriert an seiner Schußwunde, die Wunde eitert noch, und zuletzt wird Lazarettgehilfe Schuster von der 3. Kompagnie auch noch krank, starker Bronchialkatarrh mit hohem Fieber. Von den acht Europäern der Station sind nur zwei gesund.

Tom hat jetzt eine annähernd genaue Liste von Quawas Anhängern aufgestellt: Es müssen deren jetzt noch etwa 250

sein. Sein Häuptling Kimulimuli, der sich seinerzeit mit Mpangire gestellt hatte, dann aber wieder heimlich zu Quawa zurückging, ist jetzt bei diesem gestorben; seine Frau hat sich dann erhängt, um ihrem Herrn und Gebieter in den Tod zu folgen. — Als Mpangire noch Sultan war, sollen diese und Kimulimuli den zur Unterwerfung bereiten Quawa mit Gewalt davon abgehalten haben. Wie viel Blutvergießen wäre vermieden worden, wenn Quawa damals mit Tom persönlich hätte verhandeln können.

9. März 1898.

Vorgestern kamen unsere Wahehe von der Expedition zurück. Ich freute mich, das Gaunergesicht unseres braven Farhenga wiederzusehen; gestern trafen der neue Zahlmeister und ein Unteroffizier für die 6. Kompagnie ein; auch Offenwanger soll mit dorthin gehen. Da bleibt also der Doktor allein zurück — über Mangel an Beschäftigung wird er nicht zu klagen haben, er hat hier für vier bettlägerige und zwei revierkranke Europäer zu sorgen — abgesehen von den Schwarzen. Richter mußte operiert werden; es wurden sehr große Knochensplitter aus der Wunde entfernt.

10. März 1898.

Heute besuchten Tom und ich den kranken Leutnant Orthmann. Um jede Zugluft abzuhalten, sind die Wände der Strohhütte ganz dicht verstopft worden; so kann der arme Patient sich nicht einmal die Zeit mit Lesen vertreiben. Wir haben ihm in der Boma ein luftiges, lichtes Zimmer herstellen lassen, damit er dort seine Krankheit leichter übersteht.

Mein Name wird hier schon als Machtmittel mißbraucht! Von unseren Wahehe wird mir gemeldet, daß 20 Händler und Träger nebst zwei Eseln in der Gegend umherziehen und von den Leuten Chakula eintreiben — und zwar in meinem Namen! Tom schickte sofort eine Askari-Patrouille hinter ihnen her, die die Kerle auch richtig abfaßte. Heute erscheinen sie de- und wehmütig und spielen die reuigen Sünder. Zunächst müssen sie den Eigentümern

die gestohlene Chakula bezahlen und dann erhalten sie wegen Mißbrauchs meines Namens pro Mann 25 Hiebe. Das hat hoffentlich gewirkt.

Von Quawas nächster Umgebung, seiner Leibgarde, stellten sich heute drei Mann mit Gewehren Modell 71. — Das Ende des Gefürchteten naht!

15. März 1898.

Gestern vergnügtes Picknick bei Farhenga in der Nähe des Aussichtspunktes; abends gegen 9 Uhr kamen wir bei Laternenschein nach Hause. Heute mittag kam Leutnannt v. d. Marwitz an; ich hatte ihn mir ganz anders vorgestellt, ein breitschulteriger brünetter Hüne. Herr v. der Marwitz ist seit vier Jahren in Afrika, er war längere Zeit im Kilimandscharo-Gebiete.

16. März 1898.

Leutnant Engelhardt verabschiedete sich heute, er brachte mir noch hübsche Blumen. Zum Kaffee war Herr v. der Marwitz bei uns. Seit langer Zeit wieder große Freude: gute Nachricht von zu Hause!

20. März 1898.

Am 17. war Tom mit Leutnant Kuhlmann nach Dabagga marschiert, um dort nach dem Rechten zu sehen — heute kamen sie schon zurück, also viel früher, als ich erwartete. Solche friedlichen Expeditionen lasse ich mir gefallen, die Zeit vergeht viel schneller, wenn mich die Angst um meinen Mann nicht aufreibt. Morgens besorge ich die Hausarbeit, während der tollsten Mittagshitze ruhe ich oder lese, dann holen mich die Herren ab zum Krocket oder Spaziergang, wir besuchen unseren kranken Leutnant Orthmann und machen Einkäufe bei unserem „Hoflieferant Borchardt", dem Griechen. So vergehen mir die Tage, die Tom abwesend ist, im Fluge. — Mit meiner Hühnerzucht habe ich viel Verdruß: die eben ausgekrochenen jungen Perlhühner sind nach wenigen Tagen eingegangen. Gestern abend in der blumenge-

schmückten Messe großes Festmahl, gegeben von Dr. Drewes und Bauleiter Hentrich; die Sache verlief sehr hübsch. Wir waren alle sehr vergnügt und kehrten erst gegen Mitternacht zu den häuslichen Penaten zurück.

Schnapsels Nachkommenschaft ist erloschen, er überlebt sein Geschlecht. Seinen Sohn und präsumtiven Nachfolger hat ein Leopard direkt von unserm Hofe weggeholt; der Posten schoß auf den frechen Räuber, so daß er seine Beute fallen ließ; so konnten wir den treuen Wächter des Hauses andern Tags im Garten begraben. Schnapsel trug bei der Bestattung eine dem tragischen Ende seines Sprößlings angemessene Trauer zur Schau; er scheint ihn noch lange vermißt zu haben. Einige Abende darauf holte der Leopard sich auch noch den andern Hund, und zwar diesmal von der Veranda!

Unter unserem Dach hat sich ein Bienenschwarm eingenistet, alles Ausräuchern ist vergeblich, wir müssen uns die Mitbewohner also gefallen lassen.

30. März 1898.

Tom ist wieder hinter Quawa her! Heute brachten unsere Wahehe einen Trupp Gefangener ein; zu unserer freudigen Überraschung waren darunter Quawas wichtigste Frauen und seine Schwester. Diese wollte Tom an Quawa zurückschicken mit der Botschaft an ihren Bruder, er solle sich mit seinem ganzen Anhange stellen, als Strafe würde er nur des Landes verwiesen werden, sein Leben sei bei gutwilliger Unterwerfung nicht bedroht. Allein die Schwester weigerte sich, diese Botschaft zu überbringen, weil Quawa sie ohne weiteres dafür töten würde. Es befanden sich weiter unter den Gefangenen fünf Sultanstöchter, Schwestern des jetzigen Sultans Merere, der sie nach Ubena abholte, ferner Tochter und Nichte des Sultans von Sikki, erstere eine interessante Erscheinung, von präraffaelisch schlankem Wuchs mit feinen Zügen und großen, traurig blickenden Augen — ich mußte an die zarten und doch so vornehmen Frauenbilder von Alessandro Botticelli denken. Für Tom war diese Begegnung mit der Tochter des

Sikkiſultans von beſonderem Intereſſe: als er 1893 deſſen Boma ſtürmte, waren gerade Quawas Abgeſandte dort, um dieſe Tochter für ihren Herrn als Frau zu holen; ſie entging damals nur knapp der Gefangenſchaft — heute hat ſie das Geſchick doch ereilt. Sie berichtete uns, Quawa habe geäußert, wenn er gewußt hätte, daß wir uns ſo lange in Uhehe halten würden, hätte er ſich geſtellt; er habe angenommen, daß wir auch dieſesmal, wie 1894, bald wieder abziehen müßten.

Während ich beim Entwickeln photographiſcher Platten bin, höre ich großes Geſchrei — eine gute Nachricht iſt von der Expedition eingetroffen: am 26. hat Tom das Lager Quawas aufgeſtöbert und zerſprengt: diesmal beſtand es nur aus einzelnen, im Gebüſch verſtreuten Feuerſtellen; der Sultan ſelbſt entkam ins Pori, ſein Schwager fiel, einer ſeiner Schwiegerſöhne und mehrere Weiber und Kinder wurden gefangen, darunter ein ſechzehnjähriger Sohn, alle bis zum Skelett abgemagert. Tom ſchickte den ganzen Troß mit den Wahehe zurück, um den Schein zu erwecken, die Expedition ſei nach der Station zurückgekehrt, er ſelbſt blieb mit Leutnant v. der Marwitz und den Unteroffizieren Schubert und Hammermeiſter im Verſteck, um die Verſprengten noch einmal zu überraſchen, die ſich wahrſcheinlich an dieſer Stelle wieder zuſammenfinden würden. Eine der gefangenen Quawafrauen hatte kurz vorher einen Knaben geboren; beide befinden ſich nach den Anſtrengungen des Marſches wohl. Auch bei unſerem Effendi iſt der Storch eingekehrt — übrigens, um auch dieſe naturwiſſenſchaftliche Tatſache feſtzuſtellen: die jungen Erdenbürger kommen mit weißer Haut zur Welt und bilden einen eigenartigen Farbenkontraſt zu ihren ſchwarzen Müttern; von der zweiten Woche an beginnen ſie nachzudunkeln.

2. April 1898.

Der 1. April brachte mir eine freudige Überraſchung: Tom kam zurück. Sein Plan war richtig: die Quawaleute ſammelten ſich auf einem Maisfelde, um Chakula zu holen; ſie wurden überfallen, und in dem Kampfe fielen die meiſten von Quawas letztem

Anhange, viele wurden gefangen, und der Reſt iſt dermaßen zerſprengt, daß es nicht mehr lohnte, ſie weiter zu verfolgen. In die Freude über Toms glückliche Rückkehr miſchte ſich auch ein gut gemeſſen Teil Stolz, daß es wiederum mein Gatte war, der unſere ſchlimmſten Gegner in ihrem eigenen Lager angegriffen.

6. April 1898.

Geſtern feierten wir Leutnant Kuhlmanns Geburtstag; früh ſandte ich ihm eine Sandtorte und einen Likörbecher, mittags waren der „Jubilar" ſowie Herr v. der Marwitz und der neue Zahlmeiſter unſere Gäſte. Ich bin mit meinem Koche ſchon ſo eingefuchſt, daß unſere afrikaniſchen Diners immer vorzüglich klappen! Von der Arbeit macht eine deutſche Hausfrau ſich freilich keine Vorſtellung.

Heute traf ein Mann auf der Station ein, dem Quawa ſtüher einmal die Hände und Ohren abgeſchnitten und ihn derart verſtümmelt an ſeinen Sultan zurückgeſandt hatte, um dieſem die Strafe für Verräter ad oculos zu demonſtrieren!

Mittags 12 Uhr marſchierte Tom wieder ab; Herr v. der Marwitz und Sergeant Richter, deſſen Wunde noch immer nicht ganz verheilt, begleiteten ihn: auf den Feldern von Iringa ſind Spuren gefunden worden, die auf Quawa deuten. Es ſollen nur drei kleine Laſten mitgenommen werden, da muß ich genau überlegen, welche Stücke unumgänglich nötig, welche entbehrlich ſind.

Karfreitag.

Ich feierte den „ſtillen Freitag" in Wahrheit in aller Stille — Gott gebe meinem Manne den langerſehnten Erfolg, damit das Land nach jahrelangen Kämpfen endlich zum Frieden komme! — Ein gutes Anzeichen: kurz nach Toms Abmarſch ſtellte ſich ein Krieger aus Quawas nächſter Umgebung! Tom iſt auf der richtigen Spur; damit unſer Todfeind diesmal nicht ausbrechen kann, marſchieren Merkl und Hammermeiſter, die eben erſt von einem Zuge zurückkamen, gleich wieder in den von Tom ihnen bezeichneten Richtungen ab; überall ſieht man die Signalfeuer unſerer Wahehe: das Wild iſt umſtellt!

Als Belohnung für die Einlieferung Quawas hat das Gouvernement große Elefantenzähne im Preis von 5000 Rupien ausgeſetzt, die hier für jedermann zur Anſicht ausliegen.

Oſterſonntag.

Tom kehrte heute zurück. Er hat dreimal Quawas Feuerſtelle gefunden, einmal war er, wie gefangene Weiber ausſagen, bis auf 50 Meter an Quawa heran, als dieſer noch mit der Gewandtheit eines Wieſels im Pori verſchwand. Auf dem ſteinigen Boden war ſchließlich auch für Waheheaugen die Spur nicht mehr erkennbar. Mit einem guten deutſchen Schweißhund hätte man die Verfolgung weiterführen können.

Von ſeiten unſerer Jumben kommen ſehr häufig — ſo auch heute — Laſten mit Chakula für uns an; ſie ſchicken ſie als den üblichen Sultanstribut; als ſolchen nehme ich ſie natürlich nicht an, ſondern erwidere das Geſchenk mit dem gleichen Werte an Zeug, aber erſt durch die ausdrückliche Erklärung, daß ich das als ein Gegengeſchenk, nicht etwa als Kaufpreis betrachte, kann ich ſie zur Annahme bewegen.

15. April 1898.

Was Tom im Dezember vorigen Jahres in einem Berichte an den Gouverneur in beſtimmte Ausſicht geſtellt hatte, iſt in Erfüllung gegangen; binnen vier Monaten wird Quawa, von allen ſeinen Anhängern getrennt, dem Hungertod im Pori verfallen ſein. Nach dem Verzeichnis, das Tom von allen Quawaanhängern zuſammengeſtellt und deſſen Richtigkeit durch die Ausſagen von Gefangenen und durch Berichte unſerer Patrouillen beſtätigt wurde, kann er jetzt nur noch ſeinen älteſten Sohn und präſumtiven Nachfolger Sapi, einen jüngeren Sohn und zwei Mann der Leibwache bei ſich haben. Seine Spur wurde dicht bei unſerer Station wiedergefunden, auf einem Berge, von dem aus man einen guten Überblick hat. Der Blick auf das blühende, rege Leben in der Stadt, auf die Boma, die vielen Anſiedelungen und auf unſer maſſiv aus Steinen gebautes Haus — ein ſolches

hat er wohl nie vorher gesehen — mag ihm eindringlich genug bewiesen haben, daß seine Hoffnung auf den baldigen Abzug seiner Feinde diesmal nicht wieder in Erfüllung gehen wird! — In diesen Tagen fieberhafter Aufregung, wo alles aufgeboten wurde, den Todfeind zum entscheidenden Kampfe zu stellen — hat dieser selbe gehetzte Flüchtling in einer Tembe unweit der Station übernachtet, sich am langentbehrten Herdfeuer Speise bereitet und die müden Glieder geruht! Merkls Patrouillen sahen den Rauch dieser Tembe und wollten darauf zu marschieren, allein die führenden Wahehe hielten die Askaris unter allerhand Ausflüchten davon ab: es seien Leute in jener Hütte, die das Wild von den Feldern abhalten sollten, und ähnliches. Die Sache erschien aber unsern Askaris verdächtig, sie gingen in der Richtung der verdächtigen Tembe vor, und richtig: von einem als Posten ausgestellten Jumben gewarnt, eilte Quawa mit seinen beiden Söhnen und den letzten beiden Kriegern seiner Leibwache dem Walde zu, nachdem er noch einen unserer Askaris erschossen. Die Kugeln unserer Patrouille erreichten ihn nicht mehr. Der Wald nahm ihn in seinen Schutz. — Doch der Überfall sollte gute Folgen haben; zwei Tage danach stellten sich die beiden Quawasöhne und die beiden letzten Krieger; sie hatten ihren Herrn im Pori nicht wiedergefunden! —

So ist denn Quawas Geschick besiegelt! Er steht nun ganz allein, jede Aussicht auf Unterstützung, auf Zufuhr ist ihm abgeschnitten; wird er seinen Ausspruch wahr machen, den er einst getan: er werde sich erschießen, sobald sein Sohn in die Hände des Bana Kapirimbu fiele? In der Tembe fanden die Askaris Quawas Messer und Trinkbecher. Die Leute erzählen sich, der Sultan habe weder Feuerholz bei sich, noch verstehe er überhaupt selbst Feuer anzumachen, da er hierfür immer seinen besonderen Diener gehabt habe. Trotz aller Sorge und Todesangst, die ich in diesen zwei Jahren um meinen Mann gelitten, hätte ich dem tapferen Feinde doch ein anständigeres Ende, den Tod von einer deutschen Kugel, gewünscht, als es ihm jetzt beschieden ist: Hungertod oder Selbstmord!

Mgaga, den 6. Mai 1898.

Der Arzt hat uns am 28. April auf Safari geſchickt; die Strapazen der letzten Streifzüge haben Tom ſehr mitgenommen, und auch meine Nerven bedürfen nach all der Aufregung der Auffriſchung. Tom benutzt dieſe „Erholungstour“ zur Erkundung und Kartierung der Umgegend. Wir machen kartographiſche Aufnahmen der Wege, ſtecken die Baſis für die trigonometriſchen Meſſungen ab; Azimutbeſtimmung, Entfernungsmeſſen, Beſtimmung der geographiſchen Breiten füllen unſere Tage aus. Mein Herbarium ſchwillt an, der Dolmetſcher hat mir eine Blumenpreſſe angefertigt, ſie iſt etwas ſehr geräumig ausgefallen (für eine Reiſe um die Erde könnte ich ſie als Handkoffer benutzen), aber ſie erfüllte ihren Zweck. Vom Gongo ya Luimtuira, einem 2100 Meter hohen Felſengipfel, großartige Ausſicht! Am 3. Mai waren wir wieder in unſern alten lieben Bergen, die wir ſchon früher durchwanderten. Leider werden unſere aſtronomiſchen Ortsbeſtimmungen durch trübes Wetter ſehr beeinträchtigt, auch die Kälte macht ſich recht unangenehm bemerklich. Einmal mußten wir mit unſerm Lager dem Überfalle eines echt afrikaniſchen Feindes weichen; die Siafus, eine bösartige Ameiſenart, die ſich weder mit Waſſer noch mit Feuer vertreiben laſſen, zwangen uns, den Lagerplatz weiter den Berg hinan zu verlegen. Wahrſcheinlich hatten ſie von dem großen „Schlachtfeſt“ Witterung bekommen; da unſer Mehlvorrat verbraucht war, ließ Tom nämlich zum Jubel unſerer Leute einen Ochſen ſchlachten; es war ein buntes, bewegtes Bild, als er im Kreiſe der rings um ihn hockenden Schwarzen ſtand und jedem nach Verdienſt und Würdigkeit ſeine Fleiſchportion zuteilte; die helle Freude leuchtete aus den Augen der armen Kerls über die Ausſicht, ſich einmal wieder an Fleiſch ſatteſſen zu können.

Mgaga, 10. Mai 1898.

Nach dem neunſtündigen Ritt bin ich heute ſehr müde. Unſer Lagerplatz befindet ſich an einer Stelle am Saume des Urwaldes, an der vor kurzem noch unſere Feinde ſich häuslich eingerichtet hatten; eine Anzahl Feuerſtellen iſt noch vorhanden, auch

einige niedere Grashütten wurden von unſeren Askaris aufgeſtöbert. Tom iſt allein losgezogen, ich habe inzwiſchen „Höhe abgekocht“, Pflanzen gepreßt und mich in Semmlers „Tropiſche Agrikultur“ vertieft. Eine angenehme Unterbrechung bot die Ankunft der Poſtſachen, mit ihnen der vergeſſene — Spiegel, der aus Verſehen nicht mit eingepackt worden war. Früher hätte ich es einfach für unmöglich gehalten, daß ein weibliches Weſen vierzehn Tage lang ohne Spiegel exiſtieren könne, ich bin aber doch ſchon ſo ſtark verafrikanert, daß ich ihn wirklich kaum noch vermißte. Als Erſatz für Schnapſels Sohn Pombe, den uns der Leopard totgebiſſen, haben wir jetzt eine Tochter dieſes in der Blüte ſeines Daſeins Geknickten in Geſtalt eines muntern, ſehr zierlichen Hündchens als Haus- bzw. Zeltgenoſſen, dem wir, ſeinem lebhaften mutwilligen Weſen entſprechend, den Namen „Sillery“ gaben; die Dynaſtie Schnapſel blüht alſo weiter. An Stelle meines bisher beſten Boys — er ſtand bei allen Gläubigen als Zugehöriger zur Familie der direkten Nachkommen des Propheten in hohem Anſehen —, den ich ſeinem Vater auf deſſen Wunſch zurückgab, habe ich jetzt einen jungen Mhehe, ein prächtiges Kerlchen mit großen, klugen Augen. Mein Koch klagt mir wieder ſein Hauskreuz: ſeine beſſere Hälfte behandelt ihn zu ſchlecht! Das würde mir nun wenig Kopfſchmerzen machen, wenn dieſe ehelichen Zwiſtigkeiten ſich nicht auf meine Küche erſtreckten. Eines ſchönen Tages war meine „Perle“ verſchwunden — für mich ein unerſetzlicher Verluſt! Tom hetzte ſofort den Wali und unſern Freund Farhenga auf ſeine Spur, die auch Leute auf die Suche ſchickten; überdies wurde für ſeine Einlieferung ein Rind als Belohnung ausgeſetzt! Endlich — ich hatte ſchon die Hoffnung aufgegeben, meine Perle je wiederzuſehen — kam mein Mpiſchi ganz von ſelbſt wieder an — ſeine Frau hatte ihn wieder mal ſo ſchlecht behandelt, daß er im Pori Schutz geſucht hatte. Hoffentlich wirkt die Safari auch auf ſeinen Lebensmut wieder auffriſchend; noch hat er ſich von ſeinem Seelenſchmerz nicht erholt.

12. Mai 1898.

Tom wieder unterwegs, um womöglich die Quelle des Kihanſi zu finden. Aus Berlin traf ein Brief von Toms Jugendfreund, Leutnant v. Thaer, ein, der mich meiner Lieben daheim wegen ſehr beunruhigt. Herr von Thaer iſt ſehr beſorgt um unſer Schickſal; ihm war die Schreckensnachricht zugegangen, Tom und ich ſeien von den Wahehe ermordet worden, ſelbſt die Einzelheiten dieſes Mordes waren angegeben; auf perſönliche Anfrage beim Auswärtigen Amt hatte man ihm geſagt, amtlich ſei nichts derartiges bekannt, nach einigen Tagen wurde die Nachricht dann auch offiziell als unbegründet bezeichnet. Hoffentlich bewährt ſich auch an uns der alte Volksglaube: daß Totgeſagte ein hohes Alter erreichen! Welcher Schrecken aber für alle unſere Lieben daheim, wenn ſie tagelang unter dem fürchterlichen Druck der Ungewißheit leben müſſen, falls das Gerücht auch zu ihnen gedrungen iſt! Ich habe die Briefe von zu Hauſe noch nie mit ſolcher Sehnſucht erwartet, wie diesmal.

Dabagga, 15. Mai 1898.

Toms topographiſche Ausbeute iſt reichlich: er hat die Quellen nicht nur des Kihanſi, ſondern auch die des Mtitu feſtgeſtellt; ſo ſehr ich mich über jeden Erfolg meines Mannes freue, ſo unzufrieden bin ich doch manchmal mit ihm, denn im Eifer, das vorgeſetzte Ziel zu erreichen, vergißt er Eſſen und Trinken; ſo hat er auch diesmal wieder den ganzen Tag nichts genoſſen; er war aber über das Ergebnis ſeiner Erkundungsmärſche ſo vergnügt, daß ich die Gardinenpredigt, mit der ich ihm das Abendbrot zu würzen gedachte, für eine beſſere Gelegenheit noch zurückhielt.

Der Regen hat uns übrigens auf dieſer geographiſchen Expedition zu vielen Marſchpauſen gezwungen, da wir bei trübem, naſſem Wetter keine genauen Aufnahmen erzielen. Tom hat jedoch ſeine Karte um eine große Zahl wichtiger Punkte bereichern können, und für mich war es noch beſonders wertvoll, unſer Gebiet ſo kreuz und quer zu durchſtreifen.

Meine Sorge, daß unſere Lieben in Deutſchland durch die

Tataren- oder vielmehr „Kaffern"-Nachricht von unserer Ermordung in Angst gesetzt seien, wird durch heute eingelaufene Zeitungen bestätigt: Papa hat nach Dar-es-Salaam um Nachricht telegraphiert. Nun haben sie inzwischen wohl alle die beruhigende Nachricht erhalten, daß es uns gut geht. Wie mag wohl das Gerücht entstanden sein? Gott sei's gedankt, Toms politische Haltung den Schwarzen gegenüber, sein kluges, freundliches Eingehen auf die nationale Eigenart der einzelnen Stämme hat uns die Herzen dieser großen Kinder Schritt für Schritt gewonnen, wir fühlen uns sicher mitten unter ihnen. Wer hätte früher je gedacht, daß die stolzen Wahehekrieger einst für die Weißen friedliche Arbeit tun würden? Jetzt schlagen sie Wege für uns durch den Urwald und sind anstellig für jede friedliche Beschäftigung. Selbstverständlich lassen wir uns nicht in untätige Sicherheit einwiegen, sondern halten die Augen nach allen Seiten hin offen. So hat Tom jetzt für die Feldarbeit auf der vom Förster Ockel eingerichteten landwirtschaftlichen Versuchsstation hier in Dabagga auch Wapawagas aus dem Bezirk Uhehe eingestellt; es hatten sich auf die erste Aufforderung hin sofort 30 Mann gemeldet, vorsichtshalber wurden aber erst 15 zur Probe angenommen; sie mußten sich jeder in einem besonderen, mit ihrem Handzeichen versehenen Kontrakt auf vorläufig drei Monate verpflichten, eine Förmlichkeit, bei der sie sich ungemein wichtig vorkamen; jetzt führen sie mit viel Geschick den Spaten; der Förster ist sehr zufrieden mit ihnen. Ob sie aushalten werden, ist eine Frage der Zeit. Neue Besen kehren gut. Je länger man in Afrika lebt, je klarer offenbart es sich einem, daß das Gedeihen der Kolonie davon abhängt, wie man sich die Schwarzen erzieht; ihre richtige Behandlung ist eine Kunst, für die nicht jeder zugänglich ist.

Ich war von Dabagga überrascht, es würde sich bei der schönen Lage zum Luftkurort eignen. Der Förster hat sich ein allerliebstes Häuschen gebaut und sein Wohnzimmer schmuck und heimisch eingerichtet. Im Kamin prasselte ein tüchtiges Feuer, um welches wir uns, da es empfindlich kalt geworden war, gemütlich zusammenfanden. Der Boden ist vorzüglich: Weizen

und Raps gedeihen gut, ebenſo Erdbeeren, Mandeln und allerlei Baumarten; nur mit dem Gemüſe klappt es noch nicht, ohne erſichtlichen Grund. Nachmittags hielten wir Scheibenſchießen: von den Askaris erzielte der beſte Schütze zweimal zehn Ringe bei freihändigem Schießen auf 170 Meter.

Als beſonders denkwürdig notiere ich noch: photographierte das Forſthaus und den erſten deutſchen Pflug im Lande Uhehe!

Suka, 20. Mai 1898.

Am 18. Mai Abſchied vom gaſtlichen Förſter[1]), vier Stunden Marſch nach dem Iſigaberge, wo Tom Vermeſſungen machte, Baſis abſteckte und andere topographiſche Arbeiten. Die Safari nähert ſich ihrem Ende, wir denken ſtark an den Heimmarſch. Wahehe, die noch vor wenigen Wochen gegen uns gekämpft haben, ſind unſere Führer!

Station Iringa, 24. Mai 1898.

Am Sonntag, den 22., trafen wir wohlbehalten wieder ein, abgeſehen von einem ohne Folgen verlaufenen Sturz mit dem Maultier, ohne jeden Unfall; ich habe mich prächtig erholt — von Tom iſt es mir fraglich, er hat ſich auf der Safari wenig Ruhe gegönnt. Unſer Haus fanden wir ſchön mit Blumen geſchmückt, den Tiſch zierlich gedeckt; dann kamen ſämtliche Europäer an, uns zu begrüßen; wir ſaßen noch zwei Stunden beim Weine und erzählten uns.

Am 2. Pfingſtfeiertag, 30. Mai 1898.

Iringa wird Weltſtadt! Wir ſind Poſtſtation geworden, als ſichtbares Zeichen unſerer Zugehörigkeit zum Weltpoſtverein wurde der erſte Briefkaſten angebracht, und jeder drängt ſich, ſeine Korreſpondenz ihm eigenhändig einzuverleiben! Gleich am erſten Tage wurden ihm über 500 Poſtkarten anvertraut, die der ſtaunenden Mitwelt von dem großen Ereignis Mitteilung machen

[1]) Seitdem an Malaria geſtorben.

sollten. Natürlich gab das auch Anlaß zu einer mehr feuchtfröhlichen wie feierlichen Einweihung. Für Leutnant Braun, der auf Urlaub geht, kam Leutnant Bischoff als Ersatz, für Feldwebel Langenkemper Feldwebel Schütz, mit ihnen Tischler Wunsch und vier Goanesen, die sich auf Tischlerarbeit verstehen. Die Station soll gut ausgebaut werden; projektiert sind zunächst ein Försterhaus und ein Haus für den demnächst eintreffenden Landwirt Hirl.

Gestern mittag zum 1. Pfingstfeiertag haben wir die Herren bei uns angefeiert, da gab's denn morgen für mich viel Arbeit; nachmittags ruhte ich ein Stündchen, um 7½ Uhr waren wir in der Messe eingeladen. Das war ein anstrengender Tag. Zum Pfingst-Heiligenabend war großer Zapfenstreich mit Fackelzug und am Sonntag früh großes Wecken — ganz so, wie es sich für eine deutsche Garnisonstadt gehört!

31. Mai 1898.

Leutnant v. der Marwitz marschierte heute ab, um die Station Mlangali zu übernehmen. Quawa ist verschollen, allerorts, wo er in letzter Zeit sich in den Bergen aufgehalten, wird nach seinem Gewehr gesucht; man vermutet, daß er tot sein muß, denn es ist kaum anzunehmen, daß er so ganz allein sich im Pori halten kann.

Durch ganz Uhehe zieht sich jetzt ein Netz von Straßen. Die Wahehe, noch vor kurzem der Schrecken aller Nachbarstämme, bewähren sich in friedlicher Arbeit; sie hauen die Wege durch den Urwald, auf der Station helfen sie beim Bau einer Tembe, ja auf unserer Safari trugen sie sogar unsere Lasten mit Chakula. Ihre stramme Organisation zeigte sich besonders beim Bau längerer Straßen, sie arbeiteten unter besonderen Aufsehern, jeder Trupp an der ihm übertragenen Strecke, und ihre Jumben haben sich in der Nähe der Baustrecke niedergelassen, um das Ganze besser kontrollieren zu können.

1. Juni 1898.

Der Monat fing bös an. Das Kriegsgericht mußte einen von einer Patrouille eingebrachten Msagira zum Tode verurteilen,

der einige unſerer Askaris ermordet hat; heute fand die Exekution ſtatt. Solch ein Tag iſt für mich ſchrecklich; gebe Gott, daß es der letzte geweſen. — Als ſeinerzeit der Mörder gehenkt wurde, der den Araber und ſeine Leute erſchlagen hatte, baten Leute aus unſerer Stadt um ſeine Leiche, um ſie aufzueſſen! Sie halten das für die wirkſamſte Rache an dem Mörder und für eine Sühne, die ſie dem Erſchlagenen ſchuldig ſind. Welch ſchwere Aufgabe, in dieſer geiſtigen Nacht einen Funken göttlichen Geiſtes zu erwecken.

4. Juni 1898.

Meine kleinen Mädels und zwei Frauen kauern auf der Veranda hinter dem Hauſe und reiben Weizen zu Mehl; ihre Handmühle beſteht aus einem flachen, muldenartig vertieften Stein, auf welchem ſie die Körner mit einem andern Stein zerreiben. Ihr fröhliches Lachen und Singen dringt bis zu uns herein, ſo daß ich ſie ab und zu zur Ruhe bringen muß, da wir bei dem Lärm nicht arbeiten können. Die Jungen ſieben das Mehl durch; ich erziele ſo ein wirklich gutes, reines Brotmehl.

Mit der Ernte, unſerer zweiten in Uhehe, ſind wir ſehr zufrieden: 5 Laſten Saat haben 106 Laſten = 53 Zentner ausgedroſchenen Weizen ergeben.

Heute habe ich einen 80 Pfund ſchweren Elefanten-Stoßzahn im Werte von 400 Rupien gekauft, ein ſchöngeſchwungenes Prachtexemplar und großartiges Dekorationsſtück! Es ſah bei mir aus wie in einem Laden: auf dem Boden hatte ich alles ausgebreitet, was ſich die Leute als Gegenwert gedungen hatten; nun ſuchte ſich jeder nach ſeinem Geſchmack und Bedarf aus. Sie waren ſo vergnügt über das gute Geſchäft, daß ſie wie berauſcht mit ihren Schätzen abzogen. Die Händler in der Stadt werden nun ein paar gute Tage haben.

Die deutſche Reichspoſt funktioniert übrigens doch noch nicht mit fahrplanmäßiger Sicherheit, trotz des neuen Briefkaſtens: unſere Weihnachtskiſte aus Liegnitz iſt heute erſt angelangt. Wir ſehen hier aber weniger auf die Fixigkeit, und wenn's nur mit

der Richtigkeit stimmt, dann ist die Weihnachtsfreude auch im Juni groß! Diesmal bin ich persönlich aber auch ganz besonders auf meine Kosten gekommen: Schokolade, gefüllt und ungefüllt, verzuckerte Walnüsse, Pralinés, gebrannte Mandeln — für die ich immer geschwärmt! — und von Leutnant Glauning aus Berlin ein Postkistchen voll herrlichsten, auserlesensten Konfektes und Früchte! Seit zwei Jahren hatte ich solche süßen Herrlichkeiten nicht gesehen — und nun dieser embarras de richesse! Tom meint, unter einer gründlichen Magenverstimmung würde es wohl nicht abgehen! Aber nein: es wird hübsch haushälterisch mit den Schätzen gewirtschaftet, nur so ab und zu einmal genascht. Der Wein, von dem mir die Eltern schreiben, ist nicht mitgekommen, aber die Schuhe passen vorzüglich. Bis auf die gefüllten Schokoladensachen, aus denen der Likör ausgeflossen, kam alles in tadellosem Zustande an.

7. Juni 1898.

Heute sind's 14 Jahre seit unserer Verlobung! Ich trug noch das Schulränzel, als wir uns darüber einig waren, daß wir zwei zueinander gehörten. Den 7. Juni feiern wir als den eigentlichen Verlobungstag, den Segen unserer Eltern empfingen wir zehn Jahre später, am 19. Juni 1894. Ich habe jetzt viel Zeit, die Geschichte meines Lebens zu rekapitulieren, denn ich muß seit einigen Tagen liegen. — Überanstrengung in der Wirtschaft nennt es unser Äskulap und verordnet mir Ruhe, nochmals Ruhe und zum drittenmal Ruhe.

13. Juni 1898.

Meine Wirtschaft muß sehen, wie sie ohne mich fertig wird; ich darf vor 10 Uhr nicht aufstehen, dann muß ich warme Bäder nehmen. Juma hat das Plätten hübsch gelernt, er stärkt und plättet die Kragen ganz schön. Das ist ein großer Luxus, der hier, wo alles „ungeplättet" einhergeht, berechtigtes Aufsehen macht. Die Herren wollen sich nun auch Plätteisen von der Küste kommen lassen. Sergeant Hammermeister ist gestern auf Urlaub

nach der Küſte abgegangen; wir werden den tüchtigen Mann alle vermiſſen; Tom ſchätzte ihn ſehr als äußerſt zuverläſſigen Unteroffizier, und dann war er, was für unſere Verhältniſſe beſonders ins Gewicht fällt, ein tüchtiger Landwirt, deſſen Umſicht wir für den Erfolg unſerer Weizenernte viel verdanken, und — last not least — das Schweineſchlachten und Wurſtmachen verſtand er großartig. Feldwebel Richters Wunde eitert noch, Unteroffizier Schubert liegt wieder an Lungenentzündung, den Feldwebel Merkl hat Herr v. der Marwitz mitgenommen, ſo iſt die Kompagnie ohne Unteroffiziere, und Tom und Leutnant Kuhlmann beſorgen den Dienſt allein. Geſtern brachte Farhenga einen Mhehe aus Quawas Anhang mit 14 Weibern und Kindern an.

1. Juli 1898.

Heute haben wir den Tiſchler Wunſch beerdigt. Binnen $1^1/_2$ Jahr ſchon der dritte Europäer, der dem Fieber erlegen — alle drei junge, kräftige Leute. Sie alle haben ſich die Krankheitskeime auf den Märſchen durch die ſumpfigen Niederungen geholt, denn die Lage von Iringa iſt anerkannt geſund und vor allem fieberfrei. Der Tod war für den armen Mann eine Erlöſung. Ich habe ihn täglich beſucht, er war mir ſo dankbar dafür: nur in den letzten zwei Tagen vor ſeinem Ende konnte ich ſeine furchtbaren Qualen nicht mehr mit anſehen, die ihm doch niemand erleichtern konnte! In den neun Jahren, die er in Afrika zubrachte (er war als Laienbruder der katholiſchen Miſſion herübergekommen), hat er ſiebenmal Fieber gehabt, d. h. perniziöſes Fieber; die gewöhnlichen Fieberanfälle werden ja nicht gerechnet. Sein Tod wurde durch ein Geſchwür herbeigeführt, welches ſich nach dem letzten Fieberanfall am Ohre bildete und ſchließlich bis auf die Kinnladen ging, ſo daß der Ärmſte weder eſſen noch trinken konnte. Der neue Pater Superior der Miſſion, Severin, hielt ihm die Grabrede. Das Begräbnis war ſehr feierlich.

Mit Pater Severin kam zugleich ein neuer Bruder, der mit dem bisherigen Superior, Pater Ambroſius, in Ubena eine Miſſionsſtation gründen ſoll.

Station Mlangali.
(Zu S. 173.)

Der erste Pflug im Lande Uhehe.
(Zu S. 172.)

Am 23. vorigen Monats traf von Herrn v. Kleiſt eine Anzahl Obſtbäumchen ein, die er uns zum Geſchenk machte; ſie waren ſehr ſachgemäß verpackt, und wir hoffen, daß der größte Teil davon trotz des weiten Transportes gut fortkommen wird. Wir gaben die Bäumchen nach Dabagga, weil ſie in unſerm Garten doch vielleicht nicht ſo gut gediehen wären, wie unter der fachmänniſchen Pflege unſerer landwirtſchaftlichen Verſuchsſtation.

Mdogori, 8. Juli 1898.

Heute ſind es zwei Jahre, daß wir in Perondo ankamen! Ich ſitze im herrlichſten Urwald, der Tag iſt ganz für mich, denn Tom kommt heute abend erſt von Iduma zurück, wohin ich ihn nicht begleiten konnte, da der Tagesmarſch für mich zu anſtrengend. Wir brachen am 4. dieſes Monats von Iringa auf. Unſer Haus und meine kleinen Totos habe ich einer zuverläſſigen Sudaneſenfrau übergeben, die ich mir als „Stütze der Hausfrau“ angelernt habe. Sie ſoll die Wirtſchaft führen, ſolange ich mich nicht darum kümmern kann, und mich pflegen, wenn ich krank bin. — Hoffentlich erfüllt ſie die auf ſie geſetzten Hoffnungen. —

Geſtern habe ich nun auch mein Abenteuer erlebt, ohne das ein „Afrikaner“ eigentlich keinen Anſpruch hat, ernſtgenommen zu werden — in Deutſchland wenigſtens —: ich habe einem Löwen gegenüber geſtanden! Ich hatte mir ein ſchattiges Plätzchen zur Sieſta ausgeſucht, unweit des Lagers, aus welchem die Klänge von „Heil Dir im Siegerkranz“ und „Ich bin ein Preuße“ zu mir herüber drangen, als plötzlich mein Schnapſel mit allen Zeichen des Schreckens und wütend bellend unter meinem Kleide Deckung ſuchte; ich ſah mich um: etwa 40 Schritte ab ſteht zwiſchen den Bäumen eine Löwin! Im erſten Augenblick ſtockte mir der Atem, dann rief ich nach dem Ombaſcha, der auch ſofort angeſprungen kam, leider ohne Gewehr. Ich ſah die Löwin noch im Dickicht verſchwinden und ſchickte Askaris hinterher, die Spur war aber bald verloren, und die Leute kamen unverrichteter Sache zurück. Nach etwa einer halben Stunde wurde ich in meiner Lektüre wieder durch Schnapſels Bellen aufmerkſam; links von mir, kaum

zehn Schritt weit, steht die Löwin wieder und äugt nach uns! Hätte mein braver Schnapsel mich nicht gewarnt, hätte die heimtückische Bestie sicher den Sprung getan! Diesmal trat ich aber schleunigst den Rückzug nach dem Lager an, indem ich wieder nach dem Ombascha rief. Auch diesmal entging uns die Beute; sie wird aber sicher wiederkommen. Schnapsel band ich fest, — auf ihn hatte die Löwin es wohl zunächst abgesehen, dann stellten wir eine Falle mit Selbstschuß. Nun habe ich auch mein Löwenabenteuer! Schade, daß Tom nicht zugegen war, sie wäre dann gewiß nicht entkommen. Einen Leoparden, der sich in einer von Dr. Stierling gestellten Falle gefangen, sah ich kürzlich. Das stattliche Tier hatte die Fangeisen mit furchtbarer Gewalt aus dem Boden gerissen und war mit denselben auf einen Baum gesprungen, wo sich die Kette derart in den Ästen verschlungen hatte, daß ihm jede Flucht abgeschnitten war. Ein gutgezielter Fangschuß machte ihm dort ein Ende.

Dabagga, Sonntag den 10. Juli 1898.

Mittags kamen wir hier an; der Förster hat uns ein reizendes Häuschen aus Bambus errichtet, bestehend aus einem Zimmer mit Veranda, und bewirtete uns mit einem trefflichen, von ihm selbst bereiteten Mittagsmahl. Sehr betrübt erzählte er uns, wie ungern er jetzt von der Stätte seiner Tätigkeit scheide; er hat alles so praktisch und wirklich schön eingerichtet, daß er nun nicht gern einem andern Platz machen möchte. Daß er es rasch gelernt hat, die Eingeborenen richtig zu behandeln, beweisen die Wahehe-Ansiedelungen, die sich unter seiner Leitung bei der Station Dabagga schön entwickeln.

12. Juli 1898.

Wir machten einen Ausflug nach Langomoto, herrliche Bergpartien, von denen wir die Stätten der zahlreichen Quawakämpfe übersehen konnten. Auf Anraten des Dr. Drewes, der von Muhanga gekommen war, bewilligte Tom einen Ruhetag — zu

meiner Freude, denn dadurch gewinnen wir einen Tag für das schöne Dabagga.

Iringa, 21. Juli 1898.

Endlich! Endlich! Aus vollem, dankbarem Herzen möchte ich es hinausjubeln in alle Welt, die Freudenbotschaft: „All' Fehd' hat nun ein Ende" — Quawa ist tot! Mit dieser Nachricht erst ist Toms sieben Jahre langer Kampf um den Besitz Uhehes zum guten Ende gelangt! Wie dankbar bin ich, daß meinem Mann nun die Freude ward, das Werk seiner unsäglichen Mühe und Sorge, die Arbeit von sieben Jahren voller Kämpfe und Strapazen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Nun ist der Name Tom Prince für immer verknüpft mit der Geschichte unserer deutschen Kolonien. Wer will es mir, seiner Frau, verdenken, wenn ich mit frohem Stolze auf den Geliebten blicke; ist er mir doch durch dieses letzte Ereignis in dem blutigen Vernichtungskampfe erst so recht eigentlich neu geschenkt! Wie oft zitterte ich um sein Leben, wenn ich ihn auf dem Zuge gegen Quawa wußte, mit welcher Furcht, mit welch heißem Gebet traf ich stets die Vorbereitungen für seinen Marsch — und durfte ihm doch das Herz nicht schwer machen mit meiner Angst, mußte Frohsinn heucheln, während mir die Angst die Gedanken benahm — und nun steigt die Morgenröte des Friedens strahlend über unsern schönen Bergen auf! —

Das Siegeszeichen, welches Feldwebel Merkl heute bei Tom ablieferte, ist freilich gräßlich — und doch gab es keinen anderen Ausweg, den Tod unseres furchtbarsten Feindes dergestalt ad oculos zu demonstrieren, daß kein Zweifel mehr an seiner endgültigen Vernichtung übrig bleiben kann: Merkl brachte den Kopf des erschossenen Sultans Quawa mit zur Station! Auf seinen ruhelosen Streifzügen durch sein ehemaliges Gebiet war Quawa mit vier Boys, einem seiner letzten Getreuen und dessen Weib und Kind endlich auch in den Bereich der 2. Kompagnie gekommen. Toms Vertreter, Leutnant Kuhlmann, schickte sofort, als dies der Station gemeldet wurde, wie üblich, den Feldwebel Merkl mit

14 Askaris und 10 Wahehe zur Verfolgung aus. Ich laſſe am beſten unſeres braven Merkl Bericht hier folgen:

„Pawaga erreichten wir am 15. Juli 1898 mittags 12 Uhr nach dreizehnſtündigem, anſtrengendem Marſche. Wir verſteckten uns im dichten Buſch und verkleideten uns als Wahehe. Hierher ließ ich mir den Jumben Kiſſogrewe kommen, der die Nachricht zur Station gebracht und aus Furcht, Quawa werde vor dem Eintreffen der Europäer entfliehen, einen Zug gegen Quawa unternommen hatte. Um 5 Uhr nachmittags traf der Jumbe ein, mit drei Boys von Quawa, die gefangen waren. Von den Boys erfuhr ich, daß er nach Makibuta gehen wolle. Er führe einen Karabiner Modell 71 bei ſich, an dem vor einigen Tagen der Lauf an der Mündung geplatzt ſei, was ihn ſehr beunruhigt habe. Sein Begleiter habe eine Jägerbüchſe. — Den Ombaſcha mit fünf Askaris und fünf Wahehe ſchickte ich nach Makibuta, blieb aber ſelbſt mit den übrigen Leuten hier, weil die am großen Ruaha verloren gegangene Spur Quawas nach Pawaga zeigte und hier das Stehlen in den im dichten Gebüſch verſteckten Schamben und den ſo ſehr verſtreuten Hütten ſehr leicht iſt. — Am 16. Juli 1898 wurde das Weib des Quawa begleitenden Mannes gegen Morgen 4 Uhr ergriffen. Sie ſagte, Quawa wäre vom großen Ruaha nach dem ſüdlichen Teile von Pawaga gegangen, von wo er nach dem Ulſhungwegebirge zurück wolle. Sie ſelbſt ſei ausgeriſſen und irre die ganze Nacht umher. Mittags erhielt ich Nachricht, daß Quawa Mais und ein Schaf geraubt habe. Ich nahm ſofort die Verfolgung auf. Die Spur, ins Pori in weſtlicher Richtung führend, konnten nur die Wahehe erkennen. Gegen 5 Uhr verloren auch ſie dieſelbe und konnten ſie bis zum 17. d. Mts. trotz des Umherſtreifens nicht wiederfinden. Quawa mit ſeinem Getreuen und den Boys marſchierten jeder in einer anderen Richtung. Das Schaf wurde mit zugebundenem Maule getragen. Am 18. d. Mts. kam der Ombaſcha zurück. Am 19. ſchritten wir am linken Ruahaufer in der Richtung Iringa nach der Stelle zurück, wo wir am 16. die Spur verloren hatten. Hier gingen wir durch den Buſch auf Humbwe zu. Mittags 12 Uhr erreichte ich es mit

dem Ombaſcha Adam Ibrahim, Askari Said Ali I und Said Borelli und dem Uhehe-Mſagira Mtaki. Wir machten Halt, um die zurückgebliebene Karawane zu erwarten. Plötzlich ſahen wir einen etwa fünfzehnjährigen nackten Knaben auf uns zukommen, der, ſobald er uns ſah, die Flucht ergriff, aber doch eingefangen wurde. Auf energiſches Zureden geſtand er, der vierte Boy Quawas zu ſein. Er war des Morgens weggelaufen. Quawa liege drei Stunden weit krank danieder und ſpucke Blut. Geſtern abend habe Quawa ſeinen Begleiter erſchoſſen. Sofort brachen wir auf. Eine halbe Stunde marſchiert, hörten wir in ſüdweſtlicher Richtung einen Schuß fallen. Um 2 Uhr nachmittags waren wir nach Ausſage des Boys Quawa ſehr nahe. Ich beſchloß jetzt, Gepäck abzulegen und die Schuhe auszuziehen. Um die Stelle zu beobachten, kletterte ich auf einen Baum. Da der Boden ſehr ſteinig war, war der Marſch ohne Schuhe ſehr ſchmerzhaft. In kurzer Entfernung ſahen wir Rauch aufſteigen. Wir mußten etwa 200 Meter auf dem Bauche rutſchen. Jetzt konnten wir nicht näher heran, ohne gehört zu werden. Wir ſahen zwanzig Schritt vor uns zwei Geſtalten, anſcheinend ſchlafend, liegen. Die eine wurde von dem Jumben als Quawa bezeichnet. Da ſehr viel dichtes Gebüſch in der unmittelbaren Nähe war und ein Sprung genügt hätte, daß uns Quawa vor der Naſe entwiſcht wäre, wie's ihm ſchon oft gelungen, ſchoſſen wir auf ihn. Unſere Schüſſe waren umſonſt; Quawa hatte ſeinem Leben ſelbſt ein Ende gemacht. Bei ihm war noch nicht die Leichenſtarre eingetreten, und den Schuß, den wir gehört, hatte er ſich ſelbſt gegeben." —

So bleibt der 2. Kompagnie das Verdienſt, den Quawafeldzug zum guten Ende geführt zu haben; ſie allein hat mit Quawa direkt zu tun gehabt, ſie hat ihn aufgeſtöbert und verfolgt, ſo iſt es nur recht und billig, daß ihr auch jetzt, gerade noch vor Toresſchluß, zu dem ſoldatiſchen Ruhme treueſter Pflichterfüllung auch der materielle Lohn zuteil wird: 5000 Rupien — etwa 8000 Mark hatte bekanntlich das Gouvernement auf Quawas Kopf geſetzt! Dieſes Preisausſchreiben ſollte nur noch bis zum 1. Auguſt in Kraft bleiben, es fehlen alſo nur noch 14 Tage, und Feldwebel

Merkl und die 2. Kompagnie wären um den wohlverdienten Lohn gekommen.

Der Jubel, der unſere kleine Welt hier erfüllt, kennt keine Grenzen. Europäer, Soldaten und Eingeborene, einmütig feiern ſie alle Tom als den Führer, durch deſſen Umſicht und Tatkraft der Quawafeldzug nun endlich beendet iſt. Leutnant Kuhlmann hatte alles mögliche erſonnen, um Tom zu ehren, und auch ich kam nicht zu kurz bei all dem Jubel: die Soldatenfrauen trugen mich im Triumphzug durch die Straßen mit Freudengeſchrei und Jauchzen. Halb betäubt von dem ohrenzerreißenden Lärm und nicht ohne blaue Flecke wurde ich von Leutnant Kuhlmann der freudetrunkenen Schar entzogen und beim Griechen in eine weniger lebensgefährliche Umgebung gebracht; aber auch hier folgte man mir; gegen 200 Weiber kamen, um mich dort zu feiern; wie vor ihrem Sultan lagen ſie vor mir am Boden, mit Jubelgeſchrei und Grüßen. Eimerweiſe ließ ich ihnen Scherbet (Fruchtlimonade) reichen. Die Soldaten machten ihrem Jubel durch tolles Schießen Luft, ſie waren ja auch in der Tat „die Nächſten dazu“ — war doch kaum einer unter ihnen, der im Laufe dieſer ſieben Kriegsjahre nicht an einem Zuge gegen Quawa beteiligt geweſen war. Aber der Wahrheit die Ehre: wir Europäer gaben uns dem Jubel über unſern Erfolg ebenſo freudig hin. Bei Beginn der Dunkelheit brachte die Kompagnie uns einen prächtigen Fackelzug, an der Spitze Leutnant Kuhlmann, der Tom einen Kranz überreichte, und die Unteroffiziere. Dann zogen Tom und ich an der Spitze des Zuges durch die Stadt, Tom brachte ein „Hoch“ aus auf den oberſten Kriegsherrn, unſern geliebten Kaiſer Wilhelm, dann forderte Leutnant Kuhlmann die Kompagnie zu einem „Hoch“ auf ihren Hauptmann auf. Unter dem Siegesgeſang der Sudaneſen zogen wir dann nach unſerm Hauſe, wo ich mich verabſchiedete, während Tom wieder mit zum Griechen mußte. Es dauerte lange, bis auf die große Aufregung dieſes bedeutungsvollen Tages die Reaktion eintrat, aber allmählich kam doch die Erſchöpfung, und ich fiel in einen feſten wohltätigen Schlaf. —

Tom machte von Quawas Kopf eine photographiſche Auf-

nahme. Noch im Tode gönnt dieſer mächtigſte und tatkräftigſte aller Negerfürſten, deſſen Antlitz geſehen zu haben ſich bisher kein Weißer rühmen kann, ſeinen Todfeinden nicht den Anblick ſeines wahren Geſichtes, er hat ſich in den Kopf geſchoſſen, ſo daß ſeine Züge entſtellt ſind. Doch iſt das Charakteriſtiſche des Kopfes noch zu erkennen: kleines Geſicht mit eigenartigen, geſchlitzten und dennoch verhältnismäßig großen Augen; ſtarke Naſe, wulſtige Lippen, beſonders die Unterlippe auffallend herabhängend, faſt bis zu dem ſtark hervortretenden energiſchen Kinn; dieſes Kinn, die wulſtigen Lippen und die vorgeſchobenen Kinnladen geben dem Kopf einen ausgeſprochenen Zug von Grauſamkeit und Willenskraft. Eine ſtark angeſchwollene Beule auf der Stirn, von einem Speerſtich herrührend, hat wohl den Anlaß zu der weitverbreiteten Meinung gegeben, Quawa trage ein Horn an der Stirn. Wie Feldwebel Merkl berichtet, war Quawa von großer, ſehr kräftiger Geſtalt, etwa 1,80 Meter. Sein Körperbau entſprach alſo vollkommen dem gewaltigen Herrſchergeiſt und dem eiſernen Willen dieſes letzten Sultans von Uhehe. Seine Tat, als er ſein Reich und ſich ſelbſt verloren gab, entſprach dieſem blutigen und doch in ſeinem Verzweiflungskampfe uns ſympathiſchen Deſpoten: ſeinen letzten, treuen Begleiter erſchoß er auf der Flucht, um nicht wie ein gewöhnlicher Menſch allein, ohne eine dem tapferen Häuptling und Krieger gebührende Begleitung ins Jenſeits zu gehen!

Siebentes Kapitel.

Im Frieden. Beſichtigungsreiſen.

26. Juli 1898.

Die Feſt- und Jubeltage, die Tom reichlich bewilligen mußte, ſind nun endlich vorüber; der Lärm Tag und Nacht hat mich ſehr angeſtrengt, umſomehr, als ich wieder bettlägerig war; in der freudigen Aufregung der erſten Tage habe ich mich wohl nicht genug geſchont. Heute geht es mir beſſer, die Ruhe wirkt wohltuend. Es waren über 1000 Wahehe zur Station gekommen, die in ihren bunten Tüchern einen maleriſchen Anblick boten. Am 19. d. Mts. iſt der neue Landwirt Hierl angekommen; als Erſatz für Hammermeiſter kam Feldwebel Liebhard und ein Unteroffizier Künſter; als früherer Pionier wurde er gleich beim Brückenbau angeſtellt; hoffentlich hört nun das Balancieren über Baumſtämme bald auf.

31. Auguſt 1898.

Förſter Ockel ging geſtern zur Küſte ab; er nahm die Kettengefangenen mit, zu denen noch Schubert einige Quawaanhänger eingeliefert hatte. Später verabſchiedete ſich Herr v. Prittwitz vor ſeinem Abmarſche. Heute war Leutnant Kuhlmann unſer Gaſt. Jetzt wird es auch bekannt, daß wir auf unſerer letzten Safari in unmittelbarer Nähe von Quawa geweſen ſind; wir haben ſogar den Rauch ſeines Lagerplatzes geſehen, nahmen aber an, daß es Herrn v. Prittwitz' Leute ſein müßten, die unſerer Berechnung nach in jener Richtung marſchierten! Aber das Intereſſanteſte dabei iſt: unſer Waheheführer wußte genau, daß Quawa dort

lagerte! Die hohe Belohnung, die auf Quawas Kopf gesetzt war, lockte ihn nicht, seinen früheren Herrn zu verraten. Noch zwei Tage, bevor er bei uns sein Führeramt antrat, hat er dem Flüchtling Nahrungsmittel gebracht. Tom war oft stundenlang allein mit dem Führer im Pori; wie leicht hätte der ihn hinterrücks niederstechen können, wenn Tom mit Zeichnen und Aufnahmen beschäftigt war! Jetzt ist es mir auch klar, weshalb unsere Wahehe stets die seitlichen Anhöhen erstiegen, um Ausschau zu halten.

Ein schöner Charakterzug in diesen Leuten: sie wollten den Frieden für ihr Land, doch nicht nur durch Verrat an ihrem Sultan sollte er erkauft werden. Eins ist uns unbegreiflich: warum hat Quawa, der doch den Überfall von Kondoa, jenseits Kilossa, damals so strategisch wirklich scharf durchdacht angelegt und meisterhaft ausgeführt hat, bei all seiner Energie und Macht niemals unsere Station angegriffen!

Toms Schicksal ist ganz mit Uhehe verwoben — schon 1891 war er bis Mage vorgedrungen, dort mußte er umkehren, weil sich seine Zulus weigerten, noch weiter zu marschieren. Am Ruaha hat er sich dann mit einem Askari im Pori verirrt. Die Lage war sehr kritisch. Feinde ringsum, überall sahen sie die Feuerstellen ihrer Verfolger, der feindlichen Wahehe. Tom erzählte mir viel und interessant von jenen Tagen, wie sie vorsichtig auf Händen und Füßen die Lagerstätten der Wahehe in weitem Bogen umkreisten, bis sie eines Tages sich plötzlich einem größeren Lager gegenüber befanden, von dessen Bewohnern sie sich bereits entdeckt sahen! Da hat ihm doch das Herz geklopft, der Revolver war schußbereit zur Hand, um im letzten Augenblick mit einer Kugel der Gefangenschaft und dem qualvollen Tode unter den blutdürstigen Schwarzen zuvorzukommen — wie atmete er erleichtert auf, als sich die Neger als freundlich gesinnt erwiesen.

In Iringa hat Tom dann das Pulvermagazin Quawas in die Luft gesprengt. Zündschnur hatten sie nicht zur Hand, so wurde denn die Tembe, in welchen gegen 3000 Fäßchen voll Schießpulver lagerten, innen mit Stroh ausgekleidet und von der Türe aus in Brand gesteckt — und dann hieß es laufen! Tom

hatte mit ſeinem Unteroffizier gerade hinter einer Tembe Deckung gefunden, als das Feuer das Pulver erreichte, eine furchtbare Exploſion, ein Balken hätte beinahe den Unteroffizier erſchlagen — und damit war Quawas Munitionsvorrat für lange Zeit vernichtet. Auch 1891 flog bei der Erſtürmung von Sinna (am Kilimandſcharo) ein feindliches Pulvermagazin auf; damals wurde Tom von dem gewaltigen Luftdruck zu Boden geworfen.

3. September 1898.

Heute beſuchte mich Mgundimtemi; es fiel mir auf, daß ſie nicht mehr in Trauer geht, ſie trägt wieder bunte Tücher, Ketten und Armbänder. Sie hat einen ehemaligen Mſagira aus einer reinen Wahehefamilie geheiratet, Tom will ihn als Jumbe eines kleinen Bezirkes einſetzen.

Auf der Station treten die Pocken wieder auf, diesmal ziemlich bösartig. Die Leute ſind zum Glück recht vernünftig, beim geringſten Anzeichen bringen ſie ihre Kranken. Auch die ankommenden Karawanen werden genau unterſucht. Etwa eine halbe Wegſtunde von der Station entfernt iſt ein Pockenhoſpital eingerichtet. Ich wünſche ſehnlichſt, die Lymphe käme endlich von der Küſte an, damit wir uns alle impfen laſſen können.

Von Quawas Grauſamkeit werden immer mehr Beiſpiele bekannt. Als er damals von Luhota aus entfloh, hielt er ſich einen Tag in der Nähe der Station verſteckt; dort erſchlug er einen ſeiner Anhänger, dem er nicht mehr traute, und ſchnitt ihm einen Fuß und ein Stück Schulterfleiſch ab; die am Feuer gedörrten Stücke trug er dann ſtets bei ſich; wirklich hat Feldwebel Merkl beides bei ſeiner Leiche gefunden.

Um ſo erfreulicher blüht Handel und Wandel jetzt nach des Unruheſtifters Tod. Tom unterſchreibt ſoeben wieder einen Scheck; in dieſem Monate haben die Händler bereits 16000 Rupien in die Stationskaſſe eingezahlt. Das iſt für unſer Iringa doch gewiß ein ſchöner Umſatz. Auch die Bautätigkeit iſt rege.

Meinen Geburtstag mußte ich ohne Tom verleben, aber trotzdem ging es hoch her! Schon früh am Morgen war alles be-

kränzt. Dann kamen der Wali mit den Honoratioren, der Effendi namens der Kompagnie, sämtliche Europäer und Abordnungen von Frauen der Askaris, der Fundis, Farbengas große Bibis, kurz, die Gratulanten nahmen kaum ein Ende. Abends besuchten mich dann zu meiner Freude die am 18. August hier angelangten Schwestern, mit denen ich noch einer Einladung nach der Messe folgte; dort wurde ich auch angefeiert. In der Stadt und im Askaridorfe herrschte lustiges Treiben an allen Ecken und Enden, mit Tanzen und Jubeln. Die Schwestern blieben bis zum nächsten Nachmittage; ich hatte aus unserer Vorratskammer mit Hilfe von Decken und Zeug ein hübsches Zimmerchen für sie hergerichtet. Auf Toms dringenden Wunsch sind uns diese vier Schwestern bewilligt worden, der Präfekt Maurus [1]) brachte sie uns selbst. Ich empfing die willkommenen Gäste mit einem feinen Diner und mit Sekt; dem Präfekten ließ ich einen Rosenstrauß überreichen; von dem Empfange waren sie sichtlich gerührt. Die Schwestern erzählten mir, daß die Schwarzen ihnen schon viel von der weißen Bibi erzählt hätten, die in Iringa wohne, die lesen und schreiben könne, stets einen Revolver bei sich trage, sehr langes Haar und nur einen Mann habe. Daß die vier neuen Bibis auf der Station großes Aufsehen erregten, ist natürlich; ich hatte große Mühe, unseren Leuten beizubringen, daß die Schwestern nicht die Frauen der Patres von der Mission seien.

21. September 1898.

In unserem Garten liegen große Stapel von Holzstämmen; die Wahehe verdienen sich das erste Geld, was sie je in Händen gehabt, mit Baumfällen; sie sind so eifrig dabei, daß sie mehr anbringen, wie für die Dachbauten voraussichtlich nötig sein wird. Je nach der Güte der Stämme erhalten sie ihre Pesas, die sie vergnügt in der Stadt beim Händler schleunigst wieder ausgeben.

---

[1]) Wenige Jahre später war dieser kleine Kreis stark gelichtet. Präfekt Maurus erlag in Medibira dem Fieber, was er sich wohl von der Küste mitgebracht hatte, zwei Schwestern fielen der Pest zum Opfer bei Ausübung ihrer barmherzigen Krankenpflege, und Schwester Gabriele, die mich mit großer Aufopferung gepflegt hatte, starb an Lungenentzündung.

Dieſe Förſtertätigkeit macht viel Arbeit, jeder Stamm muß beſichtigt werden, und dann zahlt Tom auch den Leuten ſelbſt aus. Am meiſten beſchäftigt ihn jetzt die Steuerfrage! Die Wahehe haben ihre Steuern reichlich durch Kriegsdienſt und Straßenbau abgeleiſtet, ebenſo die meiſten Einwohner unſeres Bezirkes. Nur die Leute am Ruaha, die Wapawegas und andere, die für körperliche Anſtrengungen zu ſchlaff ſind und denen der Chakula ſozuſagen in den Mund wächſt, ſollen eine Naturalienſteuer entrichten. Von den Stadtleuten wird eine Hüttenſteuer erhoben.

3. Oktober 1898.

Heute iſt unſer Freund Kiwanga[1]) wieder abgezogen; er kam am 28. v. M. mit ſeiner großen Bibi auf Beſuch zu uns; wir beſuchten ihn auch einigemal in ſeiner Tembe. Ein Verſuch, ſein ausgeſprochen jüdiſches Profil durch einen Schattenriß an der Wand zu verewigen, ſcheiterte an ſeiner Beweglichkeit, der photographiſchen Kamera entging er aber auch diesmal nicht, trotz ſeiner herzbewegenden Klage: „Ach Bibi, jeder Europäer macht Bilder von mir, ich werde alle Tage photographiert.“ Als ich ihm aber die Bilder zeigte, die ich früher von ihm und ſeinem Kriegslager aufgenommen hatte, geriet er doch in die freudigſte Aufregung. Auch unſer braver Schnapſel war in dieſen letzten Wochen krank, ein großer Hund hatte ihn in den Hals gebiſſen; dank der liebenswürdigen Bemühungen Dr. Drewes und unſerer ſorgſamen Pflege kam er wieder zu Kräften; wir hätten den treuen Hausgenoſſen doch ſchwer vermißt. Dem Hühnerſtalle hat ein Leopard einen nächtlichen Beſuch abgeſtattet und 7 Enten mitgenommen; ich glaubte erſt, es ſeien Diebe geweſen, heute nacht hat er aber wieder einige 30 totgebiſſen und zum Teil gefreſſen, auch meine Puten ſind verſchwunden; deutliche Spuren und vereinzelte Federn verrieten aber, daß hier ein zweibeiniger Spitzbube auf Konto ſeines vierbeinigen Kollegen gearbeitet hat.

[1]) Wurde, weil er treu zu uns hielt, bei dem Aufſtand 1906 ermordet.

11. Oktober 1898.

Gestern brachte Pater Ambrosius den am Fieber erkrankten Herrn v. der Marwitz nach der Station und ging mit dessen Stellvertreter, dem Unteroffizier Künster, wieder auf seinen Posten zurück.

Ich war in großer Unruhe! Herrn v. der Marwitz' Fieberanfall hatte noch in der letzten Woche unseren Arzt sechs Tage lang von der Station ferngehalten, jetzt gerade, wo ich ärztlicher Hilfe voraussichtlich bald dringend bedarf! Gott sei Dank, diese Sorge bin ich los, nun geht das „große Reinemachen" noch einmal so flott. Es soll wenigstens alles in Haus und Hof imstande sein, wenn ich nicht jeden Tag selbst mehr nach dem Rechten sehen kann.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Utengule, 28. Mai 1899.

Schwere Zeiten liegen hinter mir, Wochen und Monate so banger, verzehrender Sorge, wie sie nur einer Mutter beschieden sein können. . . . . Wir befinden uns auf Safari. Tom hatte schon früher den Wunsch geäußert, sich die Gegend hier genauer anzusehen, nun sind wir seit dem 27. April unterwegs.

Die Landschaft Irole übertrifft an Fruchtbarkeit alle unsere Erwartungen, sie liegt 1400 Meter hoch und zeichnet sich durch gesundes Klima und für uns Europäer angenehme Temperatur aus. Am 30. April besuchten wir das auf einer Anhöhe bei der Residenz des Jumben Kawenda von Irole belegene Zelewski-Denkmal: eine 8 Meter hohe Steinpyramide auf einem 7 Meter hohen Sockel, in welchen eine Kupferplatte mit den Namen der zehn Gefallenen der unglücklichen Zelewski-Expedition von 1891 eingefügt ist. Mit tiefer Rührung las ich die Namen: vor acht Jahren fielen zehn deutsche Männer an dieser Stelle im blutigen Kampfe gegen die Wahehe — und heute stehen wir hier als die Herren des Landes, und die Wahehe sind unsere tapfersten Kampfgenossen. Das teure Blut unserer tapferen Landsleute ist nicht fruchtlos geflossen.

Wir ſchmückten das Denkmal mit Blumen und Laubgewinden und zogen weiter in die ſteilen Ltſhungwe-Berge. Anhaltendes Regenwetter vereitelte aber Toms Arbeiten, Wegaufnahmen und Kartieren; auch ich hatte natürlich keine Freude an dieſer „Waſſerpartie“. Kurze Sonnenblicke, die zuweilen die Nebelwand zerriſſen, ließen erkennen, daß wir uns in fruchtbarem und eigenartig ſchönem Berggebiete befanden.

Sehr überraſcht waren wir eines Morgens, als wir aus unſerem Zelt anſcheinend in eine Schneelandſchaft traten; es war jedoch nur der friſche Morgentau, der auf den dicht behaarten Halmen einer weißlich ſchimmernden Grasart glänzte. Die Täuſchung war wirklich überraſchend. Auf dem Rückzug aus den Bergen mit vielen Flußübergängen iſt mir beſonders eine prächtige Schirmakazie aufgefallen, die ihr flaches Dach gegen 7 Meter weit nach allen Richtungen hin ausbreitete; leider konnte ich den ſtattlichen Baum nicht photographieren, Nebel und Regen folgten uns auf dem ganzen Marſch bis Malangali.

Von beſonderem Intereſſe war mir auf dieſer Safari, daß wir am 5. Mai an einem Platze Halt machten, in deſſen Nähe ich vor $2^1/_2$ Jahren mit Tom nach monatelanger, in dem Fieberneſte Perondo unter Angſt und Sorge um ſein Leben zugebrachter Einſamkeit wieder zuſammenkam. Das Wiederſehen wog all die ſorgenvollen Wochen auf! Noch eine andere Erinnerung knüpft ſich an dieſen Platz: hier wurde damals der Askari meuchleriſch ermordet, das erſte Zeichen des beginnenden Aufſtandes.

Zu unſerer Begrüßung kam der Jumbe Lupambile aus Mugama, ein Verwandter des Sultans Kiwanga, ins Lager. Er brachte mir die Hühner und andere Lebensmittel, die ich vorausgeſandt hatte. Ihm vertraute ich meine beiden jüngſten Pflegekinder an: Mumiri und Mpanga. Wider Erwarten zeigten ſich die beiden Kleinen den Anſtrengungen der Safari nicht gewachſen, die erſten paar Tage hielten ſie auf ihren Eſeln, die ich beſonders für ſie angeſchafft hatte, ganz tapfer aus, beſonders Mumiri; das kleine friſche Kerlchen klammerte ſich mit den Armen um den Hals ſeines Grautieres, auf die Dauer freilich wurde ihm dieſe Stellung

doch zu unbequem; ſobald er ſich aufrecht ſetzte, fiel er herunter, auch wurde er oft von den Bäumen aus dem Sattel geſtreift. So war es denn beſſer, die Kinder hier zu laſſen, umſomehr, als ſie bei Lupambile in beſter Hand ſind.

Am 6. Mai raſteten wir am Iragolabach; von der Fülle der herrlichſten Blumen, Lilien und Orchideen, nahmen wir eine Menge Knollen zum Einpflanzen mit. Der Zug durch die Landſchaft Fuagi war beſonders für unſere Schwarzen beſchwerlich, es fehlte an Holz zum Lagerfeuer; die armen Kerle froren Tag und Nacht. Auch der Übergang über den Luhai (Nebenfluß des Ruaha) bot, der ſteilen Ufer und des weichen Moorbodens auf unſerer Seite wegen, große Schwierigkeiten; die Karawane brauchte länger als eine Stunde zum Durchwaten, ich „ſchwebte“ wieder auf den Köpfen von zwei Askaris über die Flut hinweg; ein beſonders langer Mhehe ſtapfte hinterher, um die teure Laſt vor unfreiwilligem Bade zu bewahren, falls einer meiner beiden Träger im Waſſer ſtolpern oder fallen ſollte. Es ging aber gut ab. Von Wild ſahen wir nur ein Wildſchwein und eine Antilope auf einem Felsblock, deren Silhouette ſich ſcharf gegen den rotglühenden Morgenhimmel abhob — ein prächtiges Bild. Am Kufaribache (8. Mai) fand ſich viel Brennholz; trotz der milden Sommernacht ſchichteten die Träger wahre Scheiterhaufen zuſammen, als wollten ſie ſich nun bei dem reichlichen Holzvorrat nachträglich noch an Hitze erſetzen, was ſie in den holzarmen Strecken entbehren mußten.

Am 9. Mai ſtellten wir die Quelle des Ruaha feſt. Wir hielten da einen Ruhetag, weil Tom Berichte ſchreiben und ſeine Beobachtungen und Aufnahmen in Ordnung bringen wollte. Unſer Herbarium erhielt auch hier reichen Zuwachs; in dem die Ruahaquelle umgebenden Sumpfe wuchſen wunderſchöne Blumen, von denen wir uns einen Vorrat preßten; freilich mußten wir in dem Sumpf und dem Bache herumwaten. Das ganze Land iſt ſehr waſſerreich: binnen ſechs Tagen mußten wir mehr als 250 Waſſerläufe paſſieren, zum Teil von anſehnlicher Tiefe. Am 12. lagerten wir am Malangali-Ruaha, den wir zum Unterſchied von unſerem großen Fluſſe den Ruahabach nannten. Bemerkenswert

waren die in der Nähe befindlichen charakteristischen Erderosion, wie man sie selten von solcher eigenartigen Schönheit antrifft.

Am 14. Mai trafen wir auf Station Malangali ein, wo Herr v. der Marwitz ein wunderhübsches Offiziershaus mit Wohnzimmer, Schlafzimmer und Baderaum gebaut hatte. Hier war vor eben der arme Geograph Schmidt am Fieber gestorben. Auf Idunda passierten wir, die Station, welche Tom seinerzeit eingehen lassen mußte, weil der Platz von Dysenterie so verseucht war, daß man der Krankheit nicht Herr werden konnte. Auf Sanibach kamen wir in das Gebiet Mereres, nach Uhena. Der Charakter dieser Landschaft ist ganz verschieden von dem Uhehe. Lang ausgedehnter welliger Steppenhügel mit wenig Wasser, doch fehlt es nicht an fruchtbaren Stellen. Am meisten fällt der gänzliche Mangel an Baumwuchs auf, es gibt hier meilenweit weder Baum noch Strauch. Als Brennmaterial dient der Dünger der Rinderherden, der hier von den Schwarzen überall gesammelt und in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet wird. Die Temben sind meist aus Schilf, selten ist einmal ein Holzstab durchgezogen, den sie sich von weit her holen müssen.

In Gawiro kam uns Merere entgegen, an der Spitze seines Hofstaates. Er ist jetzt ganz „Europäer" geworden, selbst den Gebrauch des Taschentuches hat er sich angewöhnt. Übrigens spielt er in seinem, gegen manchen seiner Stammes- und Standesgenossen stark kontrastierenden Selbstbewußtsein als Sultan eine gute Figur. Mich behandelte er mit ausgesuchter Höflichkeit; es imponierte ihm, daß ich lesen und schreiben kann. Als Tom in Ruipa neulich Volkszählung hielt, sagte Merere: „Wir zählen nicht einmal unsere Rinder, wie sollen wir unsere Frauen zählen?" Daß Tom gefragt wird, wieviel Rinder er für mich bezahlt hat, kommt öfter vor.

Beim Einzug in Gawiro war feierliche Einholung; von weither kamen uns die Leute entgegen, in Gawiro selbst offizieller Empfang. Merere nahm auf dem von seinem Vater ererbten, schön geschnitzten und mit Metall eingelegten Stuhle Platz, der ihm überall von einem eigens hierzu angestellten Jüngling nach-

getragen wird. Wir ſetzten uns neben den Sultan. Die Leute knieten nieder, indem ſie, die Handflächen aneinander reibend, die vorgeſtreckten Arme hin und her bewegten, und ſagten „adse senja“ (Gegrüßt ſeiſt du, Rindvieh!), worauf Merere erwidert: „Guiri juga“ (Guten Morgen, wir grüßen dich!). Wenn Merere von einer Reiſe zurückkehrt, wird er mit dem zweimal wiederholten Rufe begrüßt: „Guage senja“ (Guten Morgen, Rind!), „Wadjeri Msenga“ (Guten Tag, o Rindvieh!). Die Halle, in der dieſe Begrüßung ſtattfand, war mit Spiegeln an den Wänden, Fellen und Waffen ganz geſchmackvoll ausgeſtattet. Auch die übrigen Räume fand ich ganz wohnlich eingerichtet; unter Mereres Stuhl war ſogar ein ſchönes Leopardenfell als Teppich ausgebreitet. Von beſonderem Intereſſe war für uns Mereres Haus, da es an den Außenſeiten mit Wandmalereien geſchmückt war, die in der ganzen Auffaſſung des Dargeſtellten am beſten für die kindlich naive Anſchauungsweiſe unſerer ſchwarzen Freunde ſprechen. Auf den Bildern aus grellbunten Erdfarben, die der eingeborene al fresco-Künſtler ſich an Ort und Stelle zuſammengemiſcht hatte, war Quawa dargeſtellt, wie er mit Mpangire und ſeinen Brüdern zum Kriege auszieht, die Fahne voran; ferner ein Jäger, der, hinter einem Baum verſteckt, auf einen Elefanten ſchießt; die Zeichnung des Elefanten, dem der Maler beide Stoßzähne auf die dem Beſchauer zugekehrte Seite gemalt hatte, erinnerte lebhaft an die naiven Darſtellungen auf altägyptiſchen Bildern; an der Vorderſeite waren zwei große Giraffen aufgemalt. Dieſe Wandbilder ſind im ganzen Gebiete die einzigen Zeichen von künſtleriſcher bezw. maleriſcher Betätigung; Quawa hatte ſie ſich auf die Wände ſeiner Tembe malen laſſen; da ſie in der dunklen Halle jedoch nicht zur Geltung kamen, ließ Merere auf den Außenwänden ſeiner Tembe dieſelben Bilder anbringen. Bemerkenswert iſt auch, daß Merere als erſter ſchwarzer Herrſcher im Innern ſich ein zweiſtöckiges ſteinernes Haus bauen läßt; das Aufrichten lotrechter Wände macht ihm freilich viel Kopfſchmerzen.

Mit Herrn v. der Marwitz, der inzwiſchen eingetroffen, ſetzten wir uns weiter in Marſch, und zwar kamen wir nun in wild-

reiche Gegend; beſonders die Zebras, denen ich auf meinem Maultiere mich bis auf etwa 100 Meter nähern konnte, boten einen prächtigen Anblick; die mit Leierantilopen vermiſchten Herden formierten ſich manchmal wie eine Kavallerie-Brigade mit vorgezogenen Kommandeuren und Adjutanten. Bei Uſafa, etwa drei Stunden nördlich von Gawiro, geht das charakteriſtiſche weitgewellte Ubena-Grasland der Uheheberge auf, und es beginnt die Tiſchplatten-Niederung des Mpangali oder großen Ruaha, welche zunächſt bis zur größten Ortſchaft Kiwere mit Buſch und Strauch bedeckt iſt. Über Kiwere hinaus, und zwar bis an den Uſafa-abfall im Weſten, die Vorhügel von Niam-Niam im Norden, an die Irongoberge im Oſten, dehnt ſich, ſoweit das Auge reicht, eine gewaltige, faſt baumloſe Ebene aus, die zwar in der Regenzeit mit Gras beſtanden, aber in den trockenen Zeiten, namentlich nach den Grasbränden, unbeſchreiblich öde wäre, wenn nicht die koloſſalen Wildherden Leben in das Bild brächten. Verſchiedentlich glaubte ich noch aus 1500 Meter Entfernung, mitten in der gelben Ebene, eine lange Strecke Buſchwald vor mir zu ſehen, der ſich aber bei Annäherung als eine etwa 1000 Stück ſtarke Herde von vorherrſchend Zebras und Leierantilopen auswies. Rhinozeros und Elefanten ſind auch nicht ſelten, während Löwen nachgerade hier zu Hauſe zu ſein ſchienen. Merere wurde eingehend über den Wert des Zebras belehrt. Am Mpangali ſelbſt liegen keine Dörfer, wohl aber iſt eine Reihe Niederlaſſungen, meiſt Neuanſiedelungen, durch Merere ein bis zwei Stunden vom Fluſſe ab in der Steppe verſtreut; nur am linken Ufer iſt die Steppe von Ulanga weſtlich menſchenleer und faſt ohne Wald. Bei Ulanga, einer Niederlaſſung mit 60 Hütten, trennten wir uns am 19. Mai 1899. Merere ging auf direktem Wege nach ſeiner neuen Reſidenz Utengule, um Vorbereitung zum Schauri zu treffen.

Am Ruaha ſchlugen wir unſer Lager auf, an der einzigen Stelle, wo der Fluß einigermaßen paſſierbar iſt; die vielen Krokodile, die ſich hier aufhalten, machen den Übergang doch etwas riskant, ich balancierte, die Füße auf den Hals meines Maul-

tieres gelegt, glücklich und ohne weitere Anfechtung hindurch. Dann trafen wir nach kurzer Mittagspause Vorbereitungen zur Kibokojagd (Nilpferd). Ich war in keiner geringen Aufregung: zum erstenmal auf Flußpferde pürschen — da darf man schon Jagdfieber haben.

Wir waren kaum 300 Meter am Ufer entlang gegangen, als wir auch schon die ersten Tiere sahen: prustend kamen zwei unförmliche Schnauzen aus dem Wasser, um nach ein paar schnaufenden Atemzügen rasch wieder unterzutauchen. — Hier faßte Herr v. der Marwitz Posten, während Tom und ich weitergingen. Bald fanden wir eine ganze Familie: die Alten scheu und vorsichtig immer nur auf Augenblicke den Kopf aus dem Wasser reckend, die Totos dagegen vergnügt und sorglos herumplätschernd. Wir beobachteten eine Zeitlang das interessante Bild, als plötzlich von der Seite unseres Jagdgenossen ein Schuß fiel, dem bald noch mehrere folgten. Jetzt galt es auch für uns, zum Schusse zu kommen, ehe die Dickhäuter sich von dem Knall verscheuchen ließen. Ich stellte mich hinter Tom, um ihm rasch die Patronen zureichen zu können. Es war nicht ganz leicht, den stärksten Kopf von den oft nur sekundenlang auftauchenden Ungetümen aufs Korn zu nehmen, und es dauerte lange, bis Tom endlich schoß. Das getroffene Tier warf sich hoch auf aus dem Wasser, schlug mit den kurzen plumpen Beinen und versank dann lautlos; wir hatten die Kugel dicht unter dem Auge einschlagen sehen, wenn es also nicht zu weit abtrieb, mußten wir das Tier finden.

Die badende Kibokoherde hatte eine Anzahl Krokodile angelockt, von denen Tom eins, welches auf einer Sandbank am Ufer sich sonnte, zur Strecke brachte; es war ein stattlicher Bursche.

Herr v. der Marwitz hatte Glück gehabt, sein Kiboko hatte ihm den Gefallen getan, angeschossen auf das Ufer zu klettern, wo er ihm den Fangschuß geben konnte. Angesichts dieses Kolosses wurden wir doch zweifelhaft, ob unser Kiboko auch wirklich tödlich getroffen wäre; es ließ Tom keine Ruhe, und so ging er denn selbst noch einmal, um den Fluß abzusuchen; sehr vergnügt

kehrte er mit der Nachricht zurück, daß auch unsere Jagdbeute glücklich auf einer Sandbank im Strome gestrandet sei.

Am anderen Morgen galt es, die beiden Kolosse und das Krokodil zu bergen. Das war keine leichte Arbeit; unsere Leute strengten sich gewaltig an, die starren, unbeweglichen Fleischkolosse durch den Fluß und die Uferhöhe hinauf zu schleppen; die Aussicht auf den seltenen Überfluß an Fleisch schien ihnen Riesenkräfte zu verleihen.

Die Nachricht von unserem Jagdglück hatte sich mit Windeseile in der Gegend verbreitet, von allen Seiten kamen Einwohner der umliegenden Dörfer, um von der Beute ihr Teil zu holen. Ehe wir sie ihnen überließen, photographierte ich die beiden Kibokos und das Krokodil; dann wandten wir uns ab von dem scheußlichen Anblick dieser gierigen, heulenden, hungrigen Schar, die mit Messern, Äxten und Speeren in dem Fleische der toten Tiere herumwühlte und sich um die besten Stücke zankte.

Nur mit Mühe brachten die Wasagiras, die sich vorher schon über die Verteilung des Fleisches geeinigt hatten, Ordnung in dieses tobende Chaos.

Während hier der tollste Lärm um unsere Riesenbeute tobte, saß Herr v. der Marwitz unweit davon am Ufer und holte mit seiner Angelschnur in größter Seelenruhe Fisch auf Fisch aus dem Wasser, die uns zu Mittag vortrefflich schmeckten.

Nachmittags passierten wir, nachdem wir den Fluß nochmals durchschritten, eine Stelle, an der Herr v. der Marwitz vor einigen Monaten 32 Flußpferde erlegt hatte; die von den Hyänen abgenagten Knochenhaufen machten einen unheimlichen Eindruck. Kurz darauf kamen wir nach Ulanga, einem Dorfe mit runden Hütten. Am anderen Morgen großer Alarm: soeben war ein Trupp Elefanten dicht am Dorfe vorbeigelaufen, in der Ferne konnten wir sie noch sehen! Eine Verfolgung blieb, wie zu erwarten, ohne Erfolg, nur einen Antilopenbock brachte Tom zur Strecke. Mehr Glück hatten wir später in der Nähe einer kleinen Ansiedelung von acht Hütten, Karadja; dort konnte ich eine Strecke photographieren, bestehend aus 1 Zebra, 1 Kuhantilope,

3 Nämära, 1 Swala, 1 Schwarzferſenantilope. Die Leute leben hier faſt ausſchließlich von der Jagd, Feldfrüchte bauen ſie faſt gar nicht, tauſchen ſolche vielmehr in den Nachbardörfern gegen das Fleiſch ihrer Jagdbeute ein, und damit iſt beiden Teilen aufs beſte geholfen.

Im weiteren Verlaufe unſeres Marſches hatte ich Gelegenheit, mich dicht an einen größeren Trupp von Zebras anzupirſchen und die prächtigen Tiere lange zu beobachten; ein wunderbares Bild: die zierlichen Tiere fühlten ſich ganz ſicher, die Fohlen ſpielten und ſprangen um die alten Tiere herum, die ſorglos graſten; erſt als mein Maultier hart auf einen großen Stein auftrat, ſchraken ſie zuſammen und wurden flüchtig.

Das wichtigſte Ereignis ſtand mir jedoch noch bevor. Etwa 150 Schritt abſeits unſeres Weges ſtieg plötzlich eine ſchwarze Wolke von Aasgeiern auf, dort mußte alſo ein ausgiebiger Futterplatz ſein. Aber ſollten wir auf dieſe Entfernung hin das Frühſtück geſtört haben? Ich ſchickte einen Wahehe nach der Richtung, doch der war kaum in die Nähe gekommen, als ſich plötzlich ein mächtiger Löwe aus dem hohen Graſe erhob! Es war ein prachtvolles ſtarkes Tier mit dichter Mähne, die er zornig ſchüttelte. Der Wahehe ſtand vor Schreck wie feſtgenagelt, und ich meinte nicht anders, als daß der Löwe ihn im nächſten Augenblicke unter ſeinen Pranken haben würde — aber ich hatte den Wüſtenkönig überſchätzt. Ehe noch Tom aus dem Sattel und mit der Büchſe zur Stelle war, hatte der Löwe ſich ſchon bis auf etwa 300 Schritt entfernt; dann wandte er ſich wieder und äugte nach uns herüber, ſobald wir ihm aber folgten, brachte er immer größere Strecken zwiſchen ſich und uns, bis er endlich am Horizonte verſchwand.

Das ganze Benehmen deutet auf alles andere, als auf die vielgerühmte Tollkühnheit und Tapferkeit des ſogenannten „Königs der Tiere“ — mir kam es erbärmlich feige vor, als das kraftvolle ſtattliche Tier Reißaus nahm. Unverbeſſerliche Optimiſten mögen darin vielleicht ein Zeichen der ſprichwörtlichen „Großmut“ erkennen, daß er ſich nicht auf den Wahehe ſtürzte. Das

Urteil über die bewundernswerten Eigenſchaften des Wüſtenkönigs ſcheint mir nach allem, was unſere „Afrikaner“ davon erlebt und erzählt und was ich ſelbſt von ihm geſehen habe, ſehr der Reviſion bedürftig. Jedenfalls darf man den Begriff „König“ nicht in dem Sinn auffaſſen, wie wir Europäer das zu tun gewohnt ſind; man kommt der Sache ſchon beſſer bei, wenn man den Begriff nach dem Beiſpiele der ſehr ehrenwerten Mitglieder des Pickwick-Klub „in a Pickwickian i. e. African point of view“ nimmt.

Da Tom für ſeine kartographiſchen Aufnahmen den Fluß als Baſis benutzen wollte, hielten wir uns die nächſten Tage am Ruaha auf. Noch am Vorabende unſeres Aufbruches, am 24. Mai, hatte ich Gelegenheit, mich auf eine Kibokofamilie anzupirſchen, die ſorglos im Strom badete. Ich muß geſtehen, daß ich in nicht geringer Aufregung war, als ich zum erſten Male die Büchſe erhob, das Herz ſchlug mir hörbar bis zum Hals hinauf, ſo daß ich mein Ziel, den in kurzen Zwiſchenräumen auftauchenden Kopf meines Wildes, kaum feſt in die Viſierlinie bringen konnte: ich hatte das richtige Büchſenfieber! Endlich, als ſich meine Nerven beruhigt hatten, paßte ich meine Gelegenheit ab; ich blieb im Anſchlag liegen, bis der ungefüge Kopf des zur Beute erkorenen Tieres aus dem Waſſer auftauchte, und diesmal ließ ich ihm keine Zeit, mich wieder zu necken; noch ehe er wieder im Waſſer verſchwinden konnte, gab ich Feuer — die Kugel ſchlug dicht über dem rechten Auge ein, und mein Kiboko verſchwand im Waſſer! Wenn ich auch meiner Sache ganz ſicher zu ſein glaubte, daß der Schuß gut geſeſſen, war ich doch in großer Spannung, in die ſich allmählich auch gelinde Zweifel miſchten, ob wir das Tier finden würden, um ſo größer daher meine Freude, als unſere Leute mit Jubelgeſchrei verkündeten, daß mein Kiboko mit weidgerechtem Kopfſchuß etwas weiter ſtromabwärts an einer Sandbank angetrieben ſei.

Mein Jagdglück feierten wir nach dem Abendbrote unten am Fluß. Im Mondſchein floß der Ruaha wie ein ſilbernes Band leiſe rauſchend durch die dunklen Schatten ſeiner waldigen, hügeligen Umgebung; als afrikaniſche Staffage belebt dies in

majestätischer Ruhe vor uns ausgebreitete Landschaftsbild eine Familie von Flußpferden, die im Gefühl, so ganz unter sich und zu Hause zu sein, ihre schwarzen nassen Leiber im Silberglanze des Mondlichtes aufblitzen ließen, die kühle wohltuende Nachtluft, säuselnd in den Palmenwipfeln — es war ein herrlicher Abend, der mir unvergeßlich bleiben wird, es waren Stunden, die zum inneren Erlebnis werden, die Herz und Gemüt, Körper und Geist so vollkommen mit ihrem Zauber durchdringen, daß sich die tiefste Trauer, der heftigste Schmerz in linde Wehmut lösen, in stille Sehnsucht, wie Windstille nach dem Sturme. Die schwere Zeit, die eben jetzt hinter mir liegt, mit ihren Ängsten und Sorgen, mit ihren Leiden und — Hoffnungen, werden mich solche Stunden freilich nicht vergessen machen; aber es liegt jetzt wie ein verklärender Schimmer über der Erinnerung an jene Leidenszeit, eine versöhnliche Stimmung, die den unfruchtbaren Hader mit dem Schicksal aufgibt und den Blick wieder fest und vertrauensvoll auf das gesteckte Ziel richtet. Blicke ich zurück auf diese unsere letzte Safari in unserem ersten Wirkungskreise, in dem ich meinem Gatten bei Erfüllung der schweren Pflichten seines Amtes, soweit es in meinen Kräften stand, zur Hand gehen konnte, dann ist es mir, als wollte dies wilde, unwegsame Land der „weißen Bibi" nach all ihrem Leid nun auch alle seine Wunder offenbaren, wie zum Trost für das schwere Opfer, mit der das Mutterherz sich ein Heimatsrecht in diesem Lande erkaufen mußte.

Ja, Afrika ist jetzt unsere zweite Heimat, wir haben sie uns erkämpft und erstritten, nicht nur mit der Waffe in der Hand. Und das Zeichen unseres Sieges? . . . ein kleiner Grabhügel in Iringa, der nun alles birgt, was Elternherzen an hoffnungsvollen Zukunftsträumen gehegt! Ruhe sanft in deutscher Erde, Du liebes Jungchen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am 25. Mai brechen wir vom Zusammenflusse des Barali und Kumani mit dem Ruaha auf, einem landschaftlich besonders interessanten Punkte; die drei großen Flüsse bilden eine seeartige Erweiterung, auf deren flachen Sandbänken sich zahlreiche Krokodile

ſonnten; Tom ſchoß zwei davon. Über Kimara erreichten wir am 27. den Kimarafluß in der Nähe des Dorfes Komalingi; hier hatten kürzlich die Pocken furchtbar gehauſt, von 62 Bewohnern waren nur 23 übrig geblieben. Am 28. waren wir in Mtengule, dem Stammſitze Mereres, deſſen Vorväter ſchon hier als Sultane geſeſſen haben. Tom hielt hier Steuer-Schauri, in Anbetracht der langjährigen Bedrückungen von ſeiten des Sultans Quawa wurden die erbetenen Vergünſtigungen gewährt. Tom hatte den Ort an Merere wieder zurückgegeben, der nun, nach unſer aller Quälgeiſt, Quawas, Tod zum Mittelpunkt einer ſeßhaften, landbauenden Bevölkerung zu werden verſpricht. Merere thronte auf dem von ſeinen Vätern ererbten Stuhle, auch ein großes, mit allerhand Stäbchen durchflochtenes Perlenhalsband gehörte mit zu den Attributen ſeiner Würde.

Hier trafen wir auch den auf einer Forſchungsreiſe begriffenen Dr. Fülleborn. Er verſah uns reichlich mit Lymphe, ſo daß wir im weiteren Verlaufe unſeres Zuges zahlreiche Impfungen vornehmen konnten. Wir verlebten mit dieſem liebenswürdigen Gelehrten recht frohe Stunden. Von allen Ehrungen, die uns von ſeiten Mereres zuteil wurden, war der Tanz ſeiner etwa 300 alten und jungen Weiber entſchieden die anſtrengendſte für beide Teile, denn dieſe Feierlichkeit dauerte 24 Stunden! Wir ſahen ſie uns natürlich nur für kurze Zeit an, aber das Geſchrei dieſer ſchwarzen Mänaden klang noch in unſere Nachtruhe hinein. Übrigens ſtellten wir zu unſerer Verwunderung feſt, daß von ſämtlichen jungen Frauen auch nicht eine einzige wirklich hübſch zu nennen war.

Am 30. Mai kamen wir nach ziemlich anſtrengendem Marſche durch eine etwa 40 Kilometer breite, rings von Bergſpitzen und Kuppen umſäumte Grasebene nach Ruipa, dem Grenzorte von Mereres Reich und Reſidenz ſeiner Mutter. Die alte Dame — man kann dieſen europäiſchen Begriff in der Tat auf die weißhaarige, mit einer gewiſſen vornehmen Zurückhaltung auftretende Mutter des Sultans anwenden — machte auf uns den beſten Eindruck; ſie hat viel natürlichen Anſtand, und die Unterhaltung

mit ihr war wirklich intereſſant. So viel Achtung und Ehrerbietung die kluge, alte Sultanin auch bei ihrem Volke genießt, in Gegenwart ihres Sohnes, des regierenden Herrn, darf ſie ſich nicht auf einen Stuhl ſetzen, ſondern muß in ſeiner Nähe auf dem Boden kauern, wie es auch die Araber tun müſſen, die ſich doch weit erhaben über die Neger dünken.

An der Ruahaquelle, am 13. Juni 1899.

Die letzten beiden Wochen paſſierten wir mehrere Dörfer, in denen die ſchwarzen Pocken furchtbar gewütet hatten; vom Kinde bis zum älteſten Greiſe kaum eine Perſon ohne Pockennarben. Auch die Malaria machte ſich wieder recht fühlbar. Wir haben, jedenfalls aus dem Lager am 3. Juni in Mbarali, die Fieberkeime mitgebracht; Toms heftiger Anfall ging zum Glück raſch vorüber, aber ich bin ſo ſchwach, daß ich mich für den Reſt unſerer Safari noch tragen laſſen muß.

Am 21. Juni treffen wir wieder in Alt-Iringa ein.

Achtes Kapitel.

Abſchied von Iringa. Auf der Heimreiſe.

Iringa, 25. September 1899.

Starkes Erdbeben. Wie die Wahehe erzählen, werden Erdſtöße hier öfter beobachtet. In der Tat hatten ſolche auch in den Tagen nach Quawas Tod, vor Jahresfriſt etwa, ſtattgefunden; dieſes Naturereignis war damals von den Wahehe mit dem politiſchen Ereignis des Todes des gewaltigſten Negerſultans in urſächlichen Zuſammenhang gebracht worden.

Am 22. November traf die Genehmigung von Toms Urlaubsgeſuch ein. Seit der Rückkehr von unſerer Safari, am 21. Juni, war ich krank, wochenlang nicht imſtande, das Bett zu verlaſſen, es war eine furchtbare Zeit. Auch Toms Geſundheit war infolge der Strapazen der letzten Jahre ſo erſchüttert, daß er, wenn auch ſchweren Herzens, den ſchönen Beruf, dem er mit Leib und Seele angehörte, wohl aufgeben müſſen wird. Ein längerer Urlaub in der Heimat wird, ſo Gott will, uns beide wieder für die Aufgabe ſtärken, die wir uns infolgedeſſen geſtellt haben: fernerhin als deutſche Landwirte und Koloniſten in dieſem Lande zu wirken. — Nun geht es ans Einpacken. Die Hauptſorge, wo bleiben meine Totos, meine kleinen ſchwarzen Pflegekinderchen, iſt auch glücklich gelöſt. Miſſionar Neuberg wird ſie bis zu unſerer Rückkehr in Pflege nehmen.

Weihnachten.

Den heiligen Abend verlebten wir still für uns. Die beiden Feiertage folgten wir einer Einladung nach der katholischen Mission, wo die erste Taufe an erwachsenen Eingeborenen stattfand. Abends hatten die lieben Schwestern der Mission es sich nicht nehmen lassen, uns einen Weihnachtsbaum zu schmücken, sie und Pater Severin hatten allerhand hübsche Weihnachtsüberraschungen für uns in Gestalt von geschnitzten Holzgeräten, wie Näpfe, Löffel und dergleichen, in deren Anfertigung die Wahehe sehr geschickt sind.

Mit schmerzlicher Wehmut gedachten wir des heiligen Abends im vergangenen Jahre; in der zu einer Kapelle umgewandelten Halle hatten wir freudigen Herzens unsern Erstgeborenen taufen lassen und dann das heilige Abendmahl genommen.

Zur Taufe war der uns sehr sympathische Missionar Bunk von der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft von seiner Station zu uns herübergekommen. Seitdem die Verhältnisse in Uhehe friedlicher geworden sind, ist auch diese Missionsgesellschaft hier in Arbeit getreten. Sie hatte schon mehrere Stationen im Kondelande am Nyassa und ist nun von dort, also von Westen her, an mehreren Punkten in Uhehe vorgedrungen. Ihre rasch angelegten Stationen versprechen guten Erfolg. Tom ist es eine Freude, diesen tüchtigen deutschen Männern in mancherlei Beziehung hilfreich sein zu können. Schwierigkeiten könnten ja entstehen aus einem Wettbewerb der katholischen und evangelischen Missionen. Aber bei den Größenverhältnissen unseres Landes und bei dem auf beiden Seiten vorhandenen Taktgefühl wird das kaum zu befürchten sein.

Auf der Station ging es nun auch ans Abschiednehmen. Wir besuchten noch einmal alle die Stätten unserer Tätigkeit; besonders der Garten mit seinen gleichmäßigen, gutgepflegten Beeten und Wegen bezeugte es mir, daß ich hier nicht vergeblich gearbeitet und gesorgt hatte, seine Erträgnisse kommen nun unsern Nachfolgern und ihrer Küche zugute. Die Übergabe der Station an Herrn v. der Marwitz erfolgte unter militärischer Feierlichkeit, in Gegenwart sämtlicher Jumben. Tom hielt eine Ansprache an die

Askaris, in der er betonte, er freue ſich, ſeinem Nachfolger eine ſo erprobte, tüchtige Kompagnie übergeben zu können; dann reichte er jedem Askari die Hand; auch die Jumben mahnte er zur Treue, ſie hätten nun geſehen, daß der deutſchen Macht keiner auf die Dauer mit Erfolg ſich widerſetzen könne, ſelbſt Quawa habe unterliegen müſſen. Für ihre Treue und Anhänglichkeit würden ſie dann durch den Segen friedlicher Arbeit unter dem mächtigen Schutze der ſchwarz-weiß-roten Flagge belohnt werden. Alles war ſehr feierlich geſtimmt, nach afrikaniſcher Sitte freilich ringsum ein Höllenlärm mit Schießen und Schreien, in welchem vor allem die ſchrillen, gellenden Weiberſtimmen dominierten, die ganze Stadt war auf den Beinen und des Abſchiednehmens und Händeſchüttelns kein Ende. Dann ſetzte ſich die Muſik an die Spitze, und geleitet von ſämtlichen Europäern, unſern Askaris und großem Gefolge aus der Einwohnerſchaft, zogen wir den Berg hinab. Dort verabſchiedeten wir uns zum letztenmal von unſern Soldaten, dem Wali, dem Griechen und anderen alten Bekannten; die Europäer begleiteten uns noch weiter bis zu unſerem erſten Lager am Ruaha. Eine Abſchiedsbowle verſammelte uns zum letztenmal um den Tiſch, die Herren benutzten unſere Kiſten als Stühle, und manche herzliche Rede, heiter und ernſt, ſtieg uns zu Ehren nach alter ſchöner Heimatſitte . . . . .

5. Januar 1900.

Der ſteile Abſtieg liegt hinter uns. Das waren anſtrengende Tagemärſche und noch dazu in ſtrömendem Regen. Das Gebirgsland Uhehe liegt hinter uns, jetzt nähern wir uns wieder der Ebene. Der Temperaturunterſchied iſt bereits fühlbar, die friſche, reine Bergluft werden wir nun nicht wieder atmen, die Ebene mit ihren warmen, fieberbergenden Ausdünſtungen macht ſich geltend. Ich ließ unſere Karawane an mir vorüberziehen, Träger, Askaris mit ihren Frauen und Boys, alles in allem etwa 150 Menſchen; unter ihnen die Witwe eines unſerer Askaris, eine Sudaneſin, die nach dem Tode ihres Mannes wieder in ihre Heimat zurückkehren will; ſie hat mir oft in Haushalt und Küche geholfen, bei

dem Begräbnis ihres Mannes schloß ich mich dem Gefolge an, nicht als Bibi Kwubwa („gnädige Frau"), sondern als Leidtragende, was ihr damals von den anderen Frauen als hohe Ehre angerechnet wurde, jetzt geht sie unter meinem Schutze zurück zur Küste.

Die Jumben aus der Umgegend stellen sich alle ein, um uns glückliche Reise zu wünschen; dabei tauschten wir alte Erinnerungen aus, wie sie uns damals feindlich gegenüberstanden, als Quawas Einfluß noch wirksam; ich frug sie, warum sie mich damals in Perondo nicht angegriffen hätten, obgleich sie wußten, daß Tom auf einem Kriegszuge abwesend war; die Antwort lautete wieder: wir hatten Furcht vor dir, man hatte uns überall gesagt, du würdest uns alle töten! Nähere Erklärungen über diese heikle Frage vermied ich mit diplomatischer Gewandtheit, im Stillen segnete ich aber die Urheber jenes Gerüchtes, dem ich es verdanke, daß ich mich jetzt wohlbehalten auf der Heimreise befinde. Von großem Interesse ist es mir, aus Toms und der Jumben Unterhaltung zu hören, wann und wie nahe wir uns oft gegenübergestanden haben; das wird jetzt alles mit einer Gemütlichkeit und einem Interesse verhandelt, als gälte es einem Jagdzuge auf Kibokos und nicht dem Vernichtungskampfe auf Leben und Tod. Gott sei Dank, daß wir jetzt so ruhig über jene Zeit reden können.

Mgowero, 6. Januar 1900.

Der Übergang aus dem gesunden Gebirgsklima Uhehes zur heißen Ebene macht sich geltend; der heutige Marsch in der Glühhitze war furchtbar. Als wir am Lagerplatz unser Zelt aufschlagen ließen, stürzte einer der Leute vom Hitzschlag getroffen und starb trotz aller angewandten Mittel bald. Seine Frau wollte mit ihrem Jungen, einem allerliebsten kleinen Bengel von drei Jahren, bei der Leiche zurückbleiben, doch redete ich ihr so lange zu, bis sie sich entschloß, mit mir weiterzuziehen; was wäre aus dem armen Weibe in der Wildnis geworden?

7. Januar 1900.

Übergang über den ſehr breiten, aber nicht tiefen Ruaha, in etwa 500 Meter Meereshöhe. Der Abſtieg zum Teil ungemein ſteil, die Hitze nimmt zu. Die Vegetation zeigt ſchon ein ganz anderes Bild; die herrlichen Pelargonien, die in Irole ſo üppig wuchſen, daß ihre Blüten die Hügel und Abhänge ringsum wie mit Roſa überzogen erſcheinen ließen, ſind verſchwunden. Der geſtrige Todesfall hat bös auf die allgemeine Stimmung gewirkt, heute ſind uns zwei Träger fortgelaufen; die Hitze wird immer fühlbarer; der ſchöne Algierwein, der all die Jahre über unſere Freude und Stolz geweſen, will nicht mehr ſchmecken, dagegen ſteigt der beinahe verächtlich behandelte Moſelwein in unſerer Sehnſucht; überhaupt kommt alles Saure und vor allem Früchte zur Geltung, während uns Fleiſch anwidert.

Unter dem Allerleirauh unſerer Karawane zeichnet ſich ein Wanjamweſi-Ehepaar aus; ſie hilft ihrem Manne beim Tragen der Laſt, im Lager geht ſie mir viel zur Hand; ein angenehmer Gegenſatz zu den meiſt ſo faulen Weibern unſerer Soldaten. Die Jumben mit ihrem Anhange, die uns hier beſuchen, zeigen auch ſchon einen von den ſchneidigen Wahehe in den Uhehebergen ganz verſchiedenen Typus; Jumbe Muſaka von Marore, der heute im Lager war, machte ganz den Eindruck eines alten, gemütlichen Bierphiliſters; nichts mehr von jenem ſtolzen, natürlichen Selbſtbewußtſein, das unſere ſtattlichen Wahehe ſo ungezwungen zur Schau trugen; das heiße Klima der Ebene erſchlafft.

8. Januar 1900.

Wir paſſierten das Dorf Marore; hier waren die Hütten ſchon alle aus Stroh gebaut, nichts erinnert mehr an die Bergſtämme von Uhehe. Das Land iſt von üppigſter Fruchtbarkeit, wir ſehen viele Ziegen, aber keine Rinder.

Kiſenguana, 9. Januar 1900.

Toms Geburtstag! Mein armer Mann iſt leider wieder ſehr elend, das Fieber hat ihn auf unſerem Marſche noch kaum einen Tag verſchont. So feierten wir den Tag recht ſtill.

Ndisi (auf Deutsch „Bananen"), 10. Januar 1900.

Leider sind die Bananen noch nicht reif. Sehr zustatten kommen uns die Rasthäuser, die auf der Strecke angelegt sind, man findet nach dem heißen, anstrengenden Marsche doch gleich einen schattigen, kühlen Aufenthalt unter dem Schutze dieser weiten Strohdächer; die ganze Karawane, Menschen und Vieh, drängt sich um diesen gegebenen Mittelpunkt zusammen.

Mangatua, 11. Januar 1900.

Der Jumbe, ein noch junger Bursche, dessen Vater Tom gekannt hat, kam uns mit seinen Leuten zwei Stunden weit entgegen. Hier hatte Chef Fließbach damals nach dem Wahehe-Überfall die Boma Uleia gebaut (bei Kondoa), wo der tapfere Leutnant Brüning den Heldentod starb. Unser Weg ist überhaupt reich an Erinnerungsstätten für Tom an frühere Kämpfe und Überfälle; ein Netz solcher denkwürdiger Punkte erstreckt sich bis zum Rikwasee, von Songea, Tabora bis hinauf nach dem Kilimatscharo, sieben Jahre Kämpfe lassen ihre Spuren zurück. Die Angst vor den Wahehe ist hier noch unverkennbar, zehn dieser wilden Gesellen würden genügen, die ganze Einwohnerschaft zu verjagen. Gott sei Dank ist kein Grund mehr zu dieser Befürchtung vorhanden, seitdem Tom dieses tapfere Volk in sich zersplittert und unseren Interessen dienstbar gemacht hat. Bis hierher hatte sich Quawas Machtbereich erstreckt. Dem Jumben von Lusolwe, welcher Herrn v. Zelewski Chakula geliefert hatte, hatte er zur Strafe den Kopf abschlagen lassen, nur Farhenga, sein politischer Agent, brachte sich schleunigst in Sicherheit, um nicht auch der Rache des blutdürstigen Tyrannen zu verfallen. So ist es zu verstehen, daß die Leute hier in dem mächtigen, ehemaligen Quawa-Gebiete und den angrenzenden Landschaften in Tom jetzt ihren Befreier begrüßen.

Kilossa, 12. Januar 1900.

Heute starker Marsch, von 6 bis 10 Uhr und nachmittags von 1 bis 3½ Uhr. Meinem Manne machte es große Freude, die

Station Kiloſſa, die er 1891 gegründet, wieder zu ſehen, und freute ſich über die ſchöne Entwicklung. Auf der Boma herzlichſter Empfang und die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft; Leutnant Abel war uns zu unſerer freudigen Überraſchung eine große Strecke entgegengeritten. Wir trafen hier die Leutnants Sand[1]) und Pfeiffer[2]), die, von Dar-es-Salaam kommend, auf dem Marſche nach Iringa ſich befanden, ſowie Zahlmeiſter Aſp, der nach Muanza ging. Kiloſſa iſt wie ein Taubenſchlag, ſtetes Kommen und Gehen; um ſo höher müſſen wir die Liebenswürdigkeit unſerer Gaſtfreunde einſchätzen, die uns in einer Weiſe aufnahmen, als ſeien Gäſte für ſie ein ganz ungewöhnliches, ſeltenes Ereignis. Leutnant Abel und Dr. Brückner hatten ſogar ein trauliches Zimmer für uns hergerichtet; wir wurden gleich mit kühlem Bier erfriſcht; dann beſahen wir uns den Garten, die Ställe uſw. und waren dann beim Diner äußerſt vergnügt.

Am 16. hatten wir die große Freude, einen alten Freund meines Mannes, den Pater Oberle, auf ſeiner Station Mrogoro zu begrüßen, bis wohin unſer alter Bundesbruder Kingombogo von Geringeri aus uns das Geleite gegeben hatte.

Die Miſſion iſt ſehr ſchön gelegen, inmitten ſteiler, aus der Ebene unvermittelt ſchroff emporragender Berge, an einem Abhange, von dem aus ſich eine wunderbare Fernſicht bietet. Im Garten eine reiche Auswahl von tropiſchen Kulturpflanzen: Kaffee, Orangen, Zitronen, Cuſtard-Appels, Zimt, Kokospalmen und anderen jungen Anpflanzungen, ebenſo ein prächtiger Blumenflor. Die Kirche iſt das ſtattlichſte Gebäude, was ich je, mit ſo unzulänglichen Mitteln errichtet, geſehen habe, 46 m lang, 10 m breit, 8 m hoch. Der Pater Superior ließ die Miſſionskinder ſingen; es war wirklich überraſchend, wie hübſch die deutſchen Geſänge zur Geltung kamen; beſonderes Lob konnten wir aber

[1]) Ein halbes Jahr ſpäter raffte dieſen hoffnungsvollen Offizier das perniziöſe Fieber auf ſeinem Heimatsurlaub dahin.

[2]) Wurde bei Lupembe verwundet und verunglückte vor einem Jahre auf einer Elefantenjagd.

dem ſchwarzen Organiſten für ſein wirklich ſchönes Orgelſpiel ſpenden. Der Pater Superior Oberle und Tom ſind ſchon ſeit 1892 befreundet, als Tom Chef der Station Kiloſſa war. Erſt ſpät am Abend trennten wir uns von dem lieben Gaſtfreund, der uns gern noch länger beherbergt hätte.

Unſere Karawane hatten wir nach Simbamuene vorausgeſchickt, wohin wir ihr bei ſchönſtem Mondſchein folgten. Dort ſchwingt eine Frau das Szepter als Jumbin, und zwar mit Erfolg. Wir wurden gleich nach unſerer Ankunft in ihrer Hütte mit Bananen, Milch, Eiern und Hühnern reichlich bewirtet, da der unerträgliche Rauch uns aber allzuſehr in die Augen biß, verabſchiedeten wir uns möglichſt bald von der gaſtfreundlichen alten Dame.

Am 17. waren wir in Mrogoro. Unſer Lager iſt wieder der Sammelplatz aller Jumben aus der Gegend, die uns begrüßen wollen; die Anhänglichkeit der Leute hier, wo Tom ſeit 1895 nicht wieder geweſen iſt, iſt wirklich rührend. Mit Geſang, Trommeln und Schießen werden wir eingeholt und im Triumphzug nach dem Lagerplatze geleitet. So ging es jeden Tag ſeit unſerem Abſchied von Kiloſſa, der Begriff „Ruhe“ iſt für mich zum Gegenſtand ſtiller, aber heißer Sehnſucht geworden. Unterwegs trafen wir den Landwirt Hierl mit einem kleinen, von zwei Eſeln gezogenen Wagen, dem erſten Gefährt, das von Dar-es-Salaam auf ſo weite Entfernung ins Innere gelangt iſt. Dieſe erſte Fahrt iſt ein gutes Zeichen für die künftige Erſchließung von Uhehe; wird erſt ein praktikabeler Fahrweg für größere Fuhrwerke angelegt und inſtandgehalten, dann bilden auch die ſteilen Mageberge kein Hindernis mehr, da man ſie dann umgehen kann.

Am 18. paſſierten wir Kiroka, das „Penſionopolis“ unſerer Askaris, von denen ſich eine Anzahl nach Ablauf ihrer Dienſtzeit hier angeſiedelt hat (alſo eine Art Görlitz „in Schwarz“), auch ſie kamen uns weit entgegen, um ihren früheren Chef zu begrüßen. Abends raſteten wir in Kikundi. Von hier aus wird

die Gegend ganz eben, die Raſthäuſer ſind ſchmutzig und für uns unbenutzbar, auch das gute Waſſer wird ſelten.

Sabiro, 19. Januar 1900.

Die Hitze auf dem heutigen Marſche hat mich ganz elend gemacht, auch das Waſſer iſt ſchlecht, ebenſo das Raſthaus. Dicht neben unſerem Wege tauchte plötzlich ein Leopard aus dem dichten Gebüſch auf; er entkam, ehe Tom ſchußfertig war, denn auf ſolche Begegnungen hatten wir kaum noch gerechnet.

Geringeri, 20. Januar 1900.

Die erſte verheiratete Europäerin, die ich ſeit vier Jahren ſah. Leutnant v. Trotha, auf dem Marſche nach dem Kivu-See, und Sergeant Heß, dieſer mit ſeiner Frau auf dem Wege nach Tabora, kamen heute hier an; wir bewirteten ſie bei uns; ſie iſt die erſte Unteroffiziersfrau, die nach einer der Stationen im Innern geht, eine ſtattliche, große Erſcheinung, blond, von energiſchem Weſen; ſie ſcheint mir für die Verhältniſſe im Innern ſehr gut geeignet, und das Beiſpiel einer rührigen, praktiſchen Hausfrau wird bei dem bekannten Nachahmungstriebe der Neger, die gern ſich nach den Gebräuchen der höherſtehenden weißen Raſſe richten, ſicher gute Früchte tragen.

Am 21. waren wir in Kigongo, am 22. Ruhetag.

Am 24. Januar bei Mſenga, beſonders heißer Marſchtag, aber auch beſonders merkwürdig; wir erreichten den erſten Kilometerſtein, 80 km von Dar-es-Salaam!! Da waren wir alſo glücklich wieder an der Grenze der Ziviliſation angelangt; ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ſich plötzlich dieſes altgewohnte Zeichen deutſcher Kultur an unſerer Karawanenſtraße erhob. Wie wir als Kinder oft auf der Landſtraße die Schritte von einem Meilenſtein zum anderen gezählt hatten, ſo kontrollierten wir nun hier, mit der Uhr in der Hand, die Zeit, die wir für jeden Kilometer brauchten; das Ergebnis war erfreulich, wir machten den Kilometer durchſchnittlich in 10 Minuten.

25. Januar 1900.

Nach fünfstündigem Marsche wohltuende Ruhe. Wir besuchten einen unserer früheren Unteroffiziere, Sabatke, der sich hier angesiedelt hat, und freuten uns der hübschen Häuslichkeit, in der eine deutsche Hausfrau waltet. Das Heim, das sich diese jungen Ansiedler geschaffen, blitzt und glänzt von Sauberkeit, unter schattigen Bäumen Tische und Stühle mit zierlichen weißen Decken, und ringsum das lebhafte Treiben und Lärmen des gutbesetzten Geflügelhofes mit Hühnern, Enten und Tauben, auch die Esel gaben ihr Teil zu dem ländlichen Konzert. Nach einem letzten Wegetrunk nahmen wir Abschied von unseren Landsleuten und kehrten nach dem Lagerplatz zurück, wo wir unsere Leute in freudiger Aufregung bei großen Mengen von Reis fanden, an denen sie sich für die Entbehrungen auf dem Marsche schadlos hielten. Es war doch oft bei ihnen recht knapp zugegangen, doch nun winkt ja das Ende: wir sind an der Küste.

Kifferawe, 26. Januar 1900.

Auf der Evangelischen Mission. — Wie schön ist es hier, ein irdisches Paradies — und doch lauert der Tod ringsum in dem Schatten der Bäume, noch hat das Fieber hier seine Stätte.

Man kann den Opfermut der Missionare nicht genug bewundern, mit dem sie den schier aussichtslosen Kampf gegen den unsichtbaren Feind aufnehmen, jeder Fuß breit Landes wird schwer erkämpft, Grabsteine bezeichnen die Etappenstraße, auf der die Kultur ihren Einzug hält. Auf der Station herrscht reges Leben, eine Welt im kleinen hat sich hier gebildet, überall wird gearbeitet, denn die Väter führen ihre schwarzen Pflegebefohlenen recht eigentlich im Geiste des „Bete und arbeite“ dem Christentum zu. Tischler und Drechsler, Schmiede und Zimmerleute und was sonst noch alles für Handwerker beim Bau und der Entwicklung der Station gebraucht werden, haben sie sich aus dem spröden, aber bei verständnisvoller Behandlung doch bildungsfähigen schwarzen Menschenmaterial herausgemodelt. Ein schönes

Haus mit Türen und Fenſtern zeugt von dem erzieheriſchen Wirken unſerer evangeliſchen Miſſion; der Segen der Arbeit ruht ſichtbar auf ihrem Tun. Nachdem uns die Kinder noch mit einigen deutſchen Geſängen erfreut, nahmen wir Abſchied von den gaſtfreundlichen Miſſionaren und gingen nach unſerem Lagerplatze bei Pugu, der Verſuchsſtation für Viehzucht, die Gouverneur Liebert angelegt hat. Dort trafen wir Herrn Leopold, der aus Dar-es-Salaam zur Beſichtigung der Station gekommen war, und verlebten einen fröhlichen Abend.

Der Gegenſatz der abwechſelungsreichen Geſelligkeit der letzten Tage zu dem oft monatelangen Entbehren europäiſcher Geſellſchaft — für uns während der letzten vier Jahre doch eigentlich der Normalzuſtand — wirkte geradezu aufregend; wie eine Erſcheinung aus einer anderen Welt erſchien uns aber der erſte Reitersmann, der unbehindert durch Träger, Askaris, Weiber und Boys wohlgemut ſein Rößlein tummelte — wir ſind an der Küſte!

Dar-es-Salaam, Kaiſers Geburtstag, 1900.

Wir ſind da! Der erſte Abſchnitt unſerer afrikaniſchen Tätigkeit iſt zu Ende. Morgen gehen wir an Bord des „Herzog“, der uns der alten Heimat zuführen ſoll. Nicht für immer, ein Erholungsaufenthalt von einigen Monaten ſoll meinem Gatten, den Aſthma und Fieber in den zehn Jahren ſeiner oſtafrikaniſchen Tätigkeit bös mitgenommen haben, und auch mir, an der dieſe vier Jahre Oſtafrika nicht ohne Spuren vorübergingen, friſche Spannkraft verleihen zu unſerem Lebensziel: als deutſche Landwirte in friedlichem Wettſtreite an unſerem Teil mitzuarbeiten an der wirtſchaftlichen Erſchließung unſeres deutſchen Afrika.

Dazu wolle Gott uns ſeinen Segen geben!

Massow Frau v. Prince
Hasso Adalbert

Frau v. Prince mit ihren Kindern.

(Zu S. 213.)

Neuntes Kapitel.

Wie unsere Plantage entstand.

Vorstehend sind in erster Linie unsere Wander- und Kriegsfahrten geschildert worden. Wir, mein Mann und ich, sind seitdem friedliche Pflanzer geworden. Wir haben uns in der Fremde eine neue Heimat gegründet und sie sehr lieb gewonnen. Unser Heim Sakkarani liegt im gebirgigen West-Usambara, und von ihm, wie es entstand und wuchs, von den kleinen Leiden, aber auch von den großen Freuden deutscher Kulturpioniere will ich nachstehend erzählen.

Mein Mann hatte als alter, erfahrener Afrikaner alle Vorbereitungen sorgsam erwogen, und wir gingen mit reichlicher Ausrüstung ans Werk. Vielleicht in manchem mit allzu reichlicher. Man verfällt leicht in den Fehler, möglichst viel Wagen, Pflüge, Maschinen usw. gleich aus Europa mit hinüber zu bringen, weil man glaubt, es sei vorteilhafter, sie persönlich auszusuchen, als sie später schriftlich zu bestellen und lange auf sie warten zu müssen. Man vergißt dabei aber, daß man all das Gerät im Anfang schwer unterbringen kann, und man muß dann mit Schmerzen sehen, wie es Wind und Wetter und Ameisen ausgesetzt verdirbt, ehe man es in Gebrauch nehmen kann. Als Kuriosum möchte ich übrigens noch erwähnen, daß die Fracht für die bewegliche Habe, mit der wir in Dar-es-Salam landeten, von dort nach Tanga, von wo aus wir ins Innere vorrückten, den gleichen Preis kosten sollte, den wir von Hamburg bis Ostafrika bezahlt hatten! Im Interesse der schnelleren Besiedelung der Kolonie wird eine Ermäßigung der enorm hohen Frachtsätze sehr zu wünschen sein.

Wir fanden im übrigen bei den Behörden das bereitwilligſte Entgegenkommen. Dankbar gedenke ich der Liebenswürdigkeit des damaligen ſtellvertretenden Gouverneurs v. Eſtorff, der jetzt in Deutſch-Südweſtafrika ſich friſche Lorbeeren errang, und der Gaſtfreundſchaft, die ich in Wilhelmsthal beim Bezirkshauptmann v. Keudell fand, während mein Mann „Land ſuchend“ ins Innere vorausging. Schon nach wenigen Tagen holte er mich aber ab, und wir zogen hoffnungsvoll in die Berge, der Stätte unſerer Zukunft entgegen.

Ich kann es nicht genug betonen, wie mich damals trotz aller begeiſterten Schilderungen, die ich ſchon vorher gehört hatte, die Schönheit unſerer neuen Heimat überraſchte. Die Fülle der Naturherrlichkeiten, die ſie bietet, und die wunderbar ozonreiche Luft, die das Höhenklima auch hier mit ſich bringt, — es iſt immer wieder, als könne die Bruſt ſich nicht ſtark genug weiten, um ſie einzuatmen — begeiſterten mich förmlich. Schon in jenen erſten Tagen träumten wir von Luftkurorten und Sanatorien in den Bergen Uſambaras für die armen Landsleute, die in der heißen Steppe oder an der Küſte das koſtbarſte aller Güter, die Geſundheit, einzubüßen Gefahr laufen.

Es war Anfang Oktober; um dieſe Zeit herrſcht überall in Oſtafrika Trockenheit, alles Gras iſt gelb und verdorrt. Hier oben aber, auf etwa 1500 Meter Höhe, wo mein Mann ſeine Wahl getroffen hatte, mutete das Gelände noch friſch an, der Boden atmete Fruchtbarkeit und erfüllte uns zukünftige Landwirte mit froher Zuverſicht. Einige Kopfſchmerzen machte uns dafür zunächſt das geringe pflugfähige Land auf den meiſt ziemlich ſteilen Hängen. Es war auch ein recht ermüdendes Klettern, ehe wir ans Ziel gelangten und unſere Zelte bei unſerem nächſten Nachbar, dem Jumben Mtangi, aufſchlagen konnten. Der Mann gefiel uns ſchon deshalb, weil er Verſtand genug gehabt hatte, ſeinen Sitz auf mäßig ſteiler Höhe zu nehmen, anders als die anderen Waſchambaas, die ihre Hütten meiſt auf den unzugänglichſten Bergſpitzen bauen; ein Erbteil aus der Zeit vor der

deutschen Herrschaft, als die räuberischen Massais ihnen mit steten Einfällen drohten.

Es galt nun zunächst, das abzuholzende, für die Pflanzungen vorzubereitende Gelände genau kennen zu lernen. Vor den steilsten Bergkuppen schreckten wir dabei nicht zurück, um Einblick in unser Gebiet zu gewinnen. Das Land selbst ist ja noch spottbillig, aber es richtig auszunutzen, darauf kommt es an. Auf alles mögliche muß man achten, z. B. auch auf die Einwirkung des Windes. Denn nicht selten stellt sich, nachdem der Wald geschlagen ist, heraus, daß auch eine scheinbar ganz geschützte Stelle dem Winde so sehr ausgesetzt ist, daß man nachher mit Kosten und Mühen Windschutzbäume anpflanzen muß.

Ich muß einiges über unsere Arbeiter einschalten. Eine Arbeiterfrage gibt es ja auch in Ostafrika, wenn sie auch anders gestaltet ist, als im lieben alten Deutschland.

Man muß da unterscheiden zwischen den Tagearbeitern und dem angeworbenen Arbeiterstamm, den kein Pflanzer entbehren kann. Jene kommen aus der Nachbarschaft und arbeiten nur auf Tage, höchstens auf eine Woche; dann gehen sie wieder nach Hause, um das eigene Feld zu bestellen oder, richtiger gesagt, zuzuschauen, wie das ihre Frauen besorgen, Pombe zu trinken und zu schwatzen. Nur wenn sie Geld für irgendein Kleidungsstück gebrauchen, verdingen sie sich wieder auf einige Tage. Das Kleid kann allerdings auch für ihre Bibi (Frau) sein.

So ist die Sammlung eines Stammes ständiger Arbeiter von der höchsten Wichtigkeit. Ihn zusammenzubringen ist aber nicht so einfach. Es bedarf dazu genauer Landeskenntnis und vieler Geduld. Wenn man mit der Absicht, eine Pflanzung anzulegen, nach Ostafrika kommt, wird man wohl oder übel schon an der Küste eine Anzahl Leute anwerben müssen. Aber das ist fast stets unzuverlässiges, aus allerlei Stämmen zusammengelaufenes Volk und bildet nur den Anfang und den Übergang zu besseren Leuten. Man richtet dann meist auf die Wanyamwesi und die Wassukuma ein besonderes Augenmerk und findet auch sonst von den anderen Volksstämmen den einen oder anderen brauchbar.

Während von dem von der Küste mitgebrachten Volk die schlechten Elemente bald das Weite suchen, gibt man den Vertrauen Erweckenden Anwerbegeld in die Hand und schickt sie auf „Leutesuche“. Oft kommen die Entsendeten nicht wieder, und man ist geprellt, oft auch bringen sie unbrauchbares Material, das bald wieder davonläuft. Anfangs wird man leicht nervös, wenn es wieder und wieder heißt: „Heut sind vier — sechs — zehn Arbeiter verschwunden.“ Man denkt auch wohl, das läge an falscher Behandlung. Gewiß — auch die Behandlung des Negers will gelernt sein. Der Hauptgrund aber ist doch der unausrottbare, zigeunerhafte Wandertrieb des Negers, der gar zu gern von Tür zu Tür zieht, um auszuprobieren, wo er sich am bequemsten von der leidigen Arbeit drücken kann. Dabei kommt eine Abart des europäischen „Zug nach dem Westen“ in Ostafrika, nämlich zur Küste, zur Geltung. Man ist dem gegenüber nur zu wehrlos. Ich hatte mir auch mein Ideal zurechtgezimmert; ich wollte Herz für unsere Arbeiter haben, mich um ihr Wohl und Wehe kümmern, ihnen in der Not meinen Beistand, bei Krankheiten ungebetene Pflege und Hilfe bringen. In der ersten Zeit hab' ich das auch treulich gehalten — aber als ich sah, daß sie nachher doch davonliefen, beschränkte ich mich darauf, ihnen nur dann Verband und Arznei zu geben, wenn sie darum baten. Jetzt läuft uns nie ein Arbeiter fort; es sei denn: „Cherchez la femme.“ —

Bei unseren Geländeerkundungen hatten wir endlich auch unsere zukünftige Hausstelle gefunden und siedelten mit unserem Zeltlager, nachdem der Platz einigermaßen gesäubert war, zu ihr über. Eine Robinsonade im Freien begann damit, voller Entbehrungen und viel harter Arbeit — und doch denke ich gerade an sie so gern und freudig zurück. Oft genug hatten wir nicht einmal frisches Fleisch, denn die Eingeborenen waren noch so mißtrauisch, daß sie uns nur spärlich ihre Ziegen und Hühner verkauften. Es mag auch originell genug um unsere provisorische Niederlassung ausgesehen haben: Staub in den Zelten gab's freilich nicht zu wischen, aber dafür mußte immer darauf gedacht werden, den bösen Schimmel von Kleidungsstücken und Geräten

Ziegeltrocknen in der Sonne.
Im Hintergrunde die Schuppen.
(Zu S. 223)

Landschaft in West-Usambara.
Im Mittelgrund Wasser tragender Küchenboy.
(Zu S. 226.)

fernzuhalten oder zu entfernen. Sobald die Sonne herauskam, wurden Kisten und Koffer geöffnet, der Inhalt ausgebreitet, die Kleider und Decken über Sträucher und auf die Bäume gehängt — manchmal kam mir's vor, als wäre das alles ein Warenhaus im Freien.

Die Arbeit in der nächsten Umgebung begann. Ringsum erschallten die Axtschläge, die Bäume krachten nieder. Manchmal fiel's uns schwer genug, solch altem ehrwürdigen Riesen zu Leibe zu gehen, und einigemale siegte die Sentimentalität. Aber wir haben das später bereut, denn solch ein geschonter Urwaldbaum verträgt es nicht, allein zu stehen; er geht bald ein, wird zur Unzierde, und seine herabfallenden Äste richten Schaden an.

Dann folgte die Periode des „Abbrennens". Die Axt allein wäre ja des Waldes nicht Herr geworden. In dieser Zeit dünkte ich mich oft wie eine tränende Räucherware, denn der beizende Rauch war entsetzlich. Unsere Gesichter waren gar nicht mehr rein zu erhalten, unsere Hände gleich denen eines Schornsteinfegers, alle Kleider wurden ruiniert; wo man ging und stand, streifte man an verkohlte Äste, Zweige, Unkrautstengel, und die ganze Luft war mit schwarzen Staubteilchen erfüllt. Heilfroh war ich, als die Brandfackel aus der Umgebung des Zeltlagers weitergetragen wurde. Aber die helle Freude dann, als ich die mitgebrachten Apfel- und Zitronenbäumchen in das erste frisch gewonnene Land einpflanzen konnte, an deren Früchten wir uns jetzt schon erquicken! Das Roden machte ja noch unsägliche Arbeit, doch bald kamen auch Kartoffeln in die Erde, und Gemüsebeete wurden angelegt. Auf diesem zuerst gerodeten Stück Land von etwa 30 Hektar liegen heute unser Haus, Garten, Arbeiterwohnungen und unsere Wiese, deren frisches Grün wir sehr lieb haben und die sich so schön, wie eine rechte Alpenmatte, aus dem sie umgebenden Busch- und Kaffeeland abhebt.

Unser „Haus", schrieb ich soeben stolz. Soweit waren wir aber lange noch nicht. An die Stelle der Zelte trat zunächst noch die „Hütte". Gewaltige Lasten Malamba, verwelkte, getrocknete Bananenblätter nämlich, brachten die Negerinnen auf ihren

Köpfen herangeschleppt. Mit Bindfaden wurden die Umfassungslinien der Hütte abgesteckt, längs des Fadens wurde Erde ausgehoben; von zwei zu zwei Metern kam ein stärkerer Stamm zu stehen, die Zwischenräume füllten dünnere, mit Lianen verflochtene Stämme; ähnlich entstand das Dach; unter vielen Schweißtropfen, mit unendlichem Ach und Weh, Zureden, Stöhnen kam der starke Dachfirststamm hinauf, und schließlich wurde das Gerippe überall mit den Bananenblättern durchwoben, wie man in einen Smyrnateppich die Fäden einzieht, und das Ganze innen und außen mit einem dicken Brei nasser Erde verklebt.

Tanzen hätte ich vor Freude mögen, als ich zum ersten Male den festgestampften glatten Boden der Hütte unter mir fühlte! Möbel hatten wir, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, nicht mitgebracht. Aus Kisten und Kasten wurde aber bald das Notwendigste an Stühlen, Tischen, Regalen zurechtgezimmert. Es ging ganz gut, trotzdem wir zunächst sogar auf Fenster verzichteten und uns mit Vorhängen behalfen.

Nicht lange, und wir hatten auch eine Sägerei und damit etwas sehr Wichtiges, nämlich Bretter. Anfangs wollten die Neger an das Sägen absolut nicht heran, oder sie sägten so ungleichmäßig und langsam, daß man die Bretter ebenso billig hätte aus Berlin beziehen können. Allmählich fanden sie aber Geschmack an der Arbeit, und mit den ersten brauchbaren Brettern kleideten wir die Innenwände unseres Heims aus und legten Dielen. Als dann Gardinen, Decken und allerhand kleiner Krimskrams aus den Kisten herausgeholt war, hatte ich's bald wohnlich und täglich neue Freude an jedem Fortschritt.

In Europa, gar nun in der Großstadt, kennt man solche Freuden gar nicht, wie sie das Schaffen auf dem unberührten Urwaldboden mit sich bringt. Wie froh waren wir, als wir den ersten breiten Weg gebahnt hatten; wie empfanden wir's, als wir — das Angenehme immer gern dem Nützlichen zugesellend — uns auch einen Spazierpfad in ein verborgenes Stück Waldesherrlichkeit anlegen konnten! Mitten durch die Urwaldriesen mit ihren Lianen, durch mächtige Baumfarne bis zu einer wunderbaren

Fernsicht, von der das Auge weit, weit über den grünen Wald, über romantische Felswände fortschweift. Heut noch ist uns dieser Weg vor allem wert. Und ich muß immer wieder daran denken, wie wir ihn zum ersten Male in der Nacht gingen, durch die tiefe Stille, während der Wald sich mit Myriaden von Leuchtkäferchen geschmückt hatte, von denen jedes sein Laternchen auf dem Rücken trug, die Luft magisch durchflimmernd. Es war so recht eine Stunde, in der sich das Herz mit Dankbarkeit gegen den Schöpfer füllte!

Inzwischen war wacker an der Plantagenanlage gearbeitet worden.

Des Morgens in aller Frühe schellt die Glocke. Die Leute treten an, der Assistent — wir würden in Deutschland Verwalter oder Inspektor sagen; natürlich ein Weißer — trägt ihre Namen in das Arbeitsbuch ein. Am Abend werden dann, um das vorweg zu nehmen, die Namen verlesen, und jeder erhält sein Poscho, das Geld für den Tagesbedarf, und eine Marke; diese Marken werden später gegen Geld eingelöst. — Nach dem Aufschreiben geht's an die Arbeit. Die ausgesucht kräftigsten Leute ziehen zum Axtschlag hinaus. Bei ihnen bildet sich bald eine besondere Art der Arbeit heraus. Die Axt wird im Takt geschwungen, und während sie sich mit tänzelnder Pose in den Hüften wiegen, dringt der Schlag tief in den Leib des Riesen ein, Hieb auf Hieb, bis die Schwere der Baumkrone nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, der Baum niedersaust, im Fallen schwächere Stämme mit sich reißend. Im letzten Augenblick springen die Schläger — sechs Mann z. B. bei einem Stamm von etwa drei Meter Umfang — geschickt zur Seite und begleiten das Niederkrachen mit wildestem Freudengeheul. Manchmal bleiben die Stämme aber auch, durch Lianen gehindert, hängen, und dann wird das Niederlegen besonders gefährlich. Verletzungen kommen häufig vor, ernste Unglücksfälle doch selten, und die erstaunliche „Heilhaut" des Negers hilft ihm über leichtere Verwundungen schnell hinweg.

Sind vom Assistenten die kräftigsten Männer abgeteilt, so kommen die schwächeren an die Reihe, die Leute für das Reinigen

und Gießen der ſchon fertigen Saatbeete, die Leute für meinen Garten, die Steinſchläger und Ziegelformer — denn wir arbeiten ja nun auf das wirkliche Haus los —, endlich der große Trupp, der den Spuren der Axtſchläger folgt. Es beginnt der erſte Kleinſchlag am gemordeten Walde. Alle großen Baumkronen werden zerſchlagen, damit das Holz enger zuſammenzuliegen kommt und ſpäter um ſo beſſer brennt.

Denn wenn das Schlagen ein gut Stück vorwärts gerückt iſt, folgt wieder die Brennperiode; bei gutem Trockenwetter bald, bei ſchlechtem Wetter erſt nach ſechs Monaten. Überall lodert's dann, die Flamme züngelt übers Feld, hier offen faſt einer glitzernden Schlange gleich, dort unter dem Blattwerk verborgen fortſchleichend. Und darüber ballt ſich der Rauch in allen Schattierungen. Oft iſt die ganze Anlage in undurchdringlich dichten Rauch gehüllt, darüber erhebt er ſich zu Wolken, die aus weiterer Entfernung wie ungeheure Gewitterwolken ausſchauen.

Iſt der Boden ausgekühlt, ſo ſchreitet man zum zweiten Kleinſchlag. Der Brand hat bereits alles Blattzeug und die kleineren Äſte fortgeräumt. Jetzt wird außer den größten Stämmen der ganze Reſt in kleine, leicht bewegbare Stücke zerſchlagen. Schließlich müſſen die Stämme und alles übrige zu Haufen geſchafft werden, meiſt in den Schluchten, und über dieſe Haufen geht nun noch einmal die vernichtende Flamme hin. Es iſt dies keine leichte Arbeit, und zumal das Schieben und Rollen der ganz großen Stämme koſtet ungezählte Schweißtropfen. Der beaufſichtigende Aſſiſtent hat es oft verzweifelt ſchwer dabei, denn unſere guten Neger verſtehen die Drückebergerei aus dem ff! Es gilt aufzupaſſen und überall einzugreifen, anzufeuern. Auch die ſchwarzen Vorarbeiter, die Simamiſſis, die freilich mit ihren Untergebenen nicht ſelten gemeinſame Sache machen, müſſen ihr Teil dazu tun, wobei bisweilen ein nicht ganz ſanftes deutſches Schimpfwort, das bei ihnen Anklang fand, höchſt drollig dem Gehege ihrer Zähne entflieht. Ein gröberes wird angewandt, um die Widerſpenſtigen, bei denen allzu große Faulheit Pate ſtand, zur Vernunft zu bringen. Und wird geſchlagen? Ich kann es mit gutem Ge-

wiſſen ausſprechen: der weiße Mann mit der Knute exiſtiert nur in der Phantaſie mit den Verhältniſſen abſolut nicht vertrauter Europäer. Geſchlagen darf nur bei grober Frechheit gegen den Weißen werden: dann iſt ein ſchneller Schlag allerdings meiner Anſicht nach unentbehrlich und von der beſten Wirkung. Sonſt aber iſt man von den Arbeitern viel zu abhängig, um ſie durch Schläge zu reizen, und man kommt auf die Dauer ohne das leidige Prügeln viel, viel beſſer aus. Streng muß der Neger, der ein Kind iſt und bleibt, behandelt werden, für Milde und nachſichtige Güte hat er wenig Verſtändnis und deutet ſie ſtets als Schwäche. Aber auf gleichmäßig *gerechte* Behandlung hat er Anſpruch, und ſie wirkt ſtets am beſten auf ihn!

Iſt endlich das Feld gereinigt, ſo geht es an die Beetanlage. Wir bauten zunächſt nur Kaffee, und von ihm allein ſpreche ich daher hier. Das Land wird in rechteckige Gärten eingeteilt; mit eingeknoteten Stricken, die von zwei Leuten in gleichmäßigem Zwiſchenraum geſpannt werden, während ein dritter bei jedem Knoten einen Stock in die Erde ſtößt, werden die Pflanzlöcher bezeichnet, die 75 cm tief und 60 cm breit auszuheben und dann mit fruchtbarer, lockerer Erde auszufüllen ſind. Dabei terraſſiert man zugleich gewiſſermaßen die Beete, denn die Pflanzen müſſen ſtets auf flachem Boden ſtehen. Hat ſich nach einiger Zeit der Boden geſackt und iſt ſchönes, feuchtes Wetter, ſo kommt endlich das Pflanzen an die Reihe. Die Pflänzchen, die in den Saatbeeten $^3/_4$ bis $1\,^1/_2$ Jahre alt geworden ſind, werden herausgenommen und ſorgſam eingepflanzt. Und nun hebt die Sorge für ſie an mit unaufhörlichem Reinigen von Unkraut uſw. — aber ich will hier keine Schilderung der Kaffeekultur geben. Sei's daher mit dem Geſagten, das ja auch nur ein ſehr grobliniges Bild der Arbeiten iſt, genug.

Gut iſt's nur, daß der Kaffee wenigſtens nichts von dem gefährlichſten Feinde aller afrikaniſchen Kulturen zu fürchten hat — von der Heuſchrecke nämlich. Uns haben dieſe böſen Geſellen auch einmal gründlich heimgeſucht, und ſie erſchienen unter Umſtänden, die mich noch weit mehr überraſchten, als das Auftreten

der Heuschrecken selber. Dem Storch ist die Heuschrecke eine besondere Leckerei, wie übrigens dem Neger auch, der sie, nachdem er ihr Beine und Flügel abgerissen hat, in der Sonne dörrt und dann mit Wonne verspeist. Eines Tages kamen nun als Vorläufer einige Störche bei uns in Sicht, und die Neger verkündeten gleich, daß die Heuschrecken folgen würden. Aber noch vor ihnen zogen gleich schweren, dicken Wolken Riesenschwärme von Störchen, die einzigen, die ich in zehn Jahren in Afrika sah, heran. Sie mußten schon eine weite Reise hinter sich haben, denn sie setzten sich ermüdet auf Dächer und Bäume. Es waren unzählige. Ich übertreibe nicht: der Wald sah schließlich weiß von ihnen aus, wie eingeschneit. Ich hätte nicht geglaubt, daß es in der ganzen Welt so viele Störche gäbe. Am nächsten Morgen waren sie verschwunden. Ein paar Tage darauf aber bedeckten Myriaden von Heuschrecken die ganze Gegend, und als diese endlich weiterzogen, starrten die Äste im Walde kahl und öde gen Himmel, und in meinem armen Garten sah es nicht besser aus; unsere liebe, saftige Wiese war eine trockene, gelbe Grasfläche geworden. —

Als unsere Plantage — ja immer das Wichtigste! — einigermaßen im Gange war, konnten wir endlich auch an den Bau eines massiven Hauses denken. Guter Ton für die Ziegel war nach einigem Suchen gefunden worden, und die Ziegelei mit all ihren Finessen längst im Betrieb. Für das Fundament unseres Hauses aber brauchten wir Steine; zum Steinschlagen jedoch hatten die Neger merkwürdigerweise weder Neigung noch Fähigkeit. Es war ihnen zu neu, sie bildeten sich auch wohl ein, es sei eine furchtbar anstrengende Arbeit. Erst nachdem ihnen mein Mann höheren Lohn gab und einige besondere Vergünstigungen zugestand, ließ sich das seltsame Vorurteil wenigstens bei den besten überwinden. Allmählich lernten sie sich auch ganz gut ein: anfangs schlugen sie nur kleine Steine los, bald verstanden sie jedoch auch größere Quadern zu lösen. Übung macht den Meister. Umständlich und schwierig war der Transport der Steine zur Baustelle, wie auch der der Ziegel. Einen Fahrweg anzulegen, lohnte nicht, zumal da eingefahrene Tiere nicht zu kaufen sind. Ein Ver-

ſuch mit Eſeln aber ſcheiterte kläglich an deren Störrigkeit. So mußten wir ſchließlich doch zu der alten afrikaniſchen Transportart zurückgreifen: die Steine und Ziegel wurden von den Negern herangetragen.

Nachdem wir ſehr gründlich als unſere eigenen Architekten den Plan des Hauſes durchberaten hatten, ging's ans Abſtecken und das Bodenausheben für das Fundament. In der Nähe der Bauſtelle war ein Loch ausgehoben worden, in dem der Mörtel zurechtgeſtampft wurde. Leichtfüßige Knaben trugen ihn in leeren Petroleumfäſſern — die in Afrika ein gar begehrter, vielſeitig verwendeter Artikel ſind — den Maurern zu, die ſchon am Werk waren mit nicht geringem Geſchrei: „Udongo! Udongo!“ — „Erde her!“, alſo ungefähr unſerem „Lehm up“ entſprechend. Die Herren Maurer ſind wie bei uns verſchieden geſchickt; ſo erhielten die gewandteren die Erker, Fenſter-, Türkanten zugewieſen, die minder tüchtigen die glatten Flächen, wobei ſich freilich beim Nachprüfen mit dem Lot oft genug die Notwendigkeit ergab, ein ganzes Stück windſchiefer Arbeit wieder einreißen zu laſſen, denn Augenmaß iſt den Negern nicht gegeben.

Mit wachſender Freude ſahen wir die Mauern emporſteigen und den Inder in Tätigkeit, der hier den Zimmermann ſpielte, Tür- und Fenſterrahmen und den Dachſtuhl bearbeitete. Grade damals — zwiſchen Tür und Angel ſozuſagen — wurde mir mein erſter, kleiner Uſambarit geſchenkt, der mit ſeinem ſchwarzen Milchbruder um die Wette prächtig heranwuchs, ja jenen bald überholte.

So kam das Rüſtfeſt heran, denn ein ſolches darf auch in Oſtafrika nicht fehlen. Als der Dachſtuhl lag und mit Wellblech, wie hier faſt überall, eingedeckt war, meldeten ſich die Maurer um ihren Backſchiſch, und ein junges Öchslein mußte zur Feier des Tages ſein Leben laſſen; natürlich auf „koſchere“ Art, denn die meiſten Neger eſſen kein Fleiſch, wenn das Tier nicht am Halſe durchſchnitten wurde — ſelbſt mit der Jagdbeute verfahren ſie nach Möglichkeit ſo.

Bald war das Haus auch verputzt, und frohen Sinnes zogen

wir in das erſte Zimmer, das fertig geworden war. Wirklich ſehr frohen Sinnes, weil das Wohnen in der Hütte uns durch die Ratten gründlich vergällt wurde — ſo ſehr, daß wir ſogar ſchon reumütig zu den Zelten zurückgekehrt waren. Endlich, endlich hatten wir jetzt ein eigenes, feſtes Dach über uns! Eine bleibende Stätte! Es kam uns vor, als hätten wir einen ſteilen, ſteilen Berg erklommen und dürften nun befriedigt und dankbar von unſerer Höhe auf die arbeitsreiche Zeit zurückſchauen, die hinter uns lag, und zuverſichtlich hinaus auf die Zukunft vor uns!

Stilleſtehen, ruhen und raſten freilich darf man nie. Unſere Anlage wurde denn auch fortgeſetzt vergrößert und ausgebaut. Maſſive Ställe entſtanden und maſſive Arbeiterwohnungen, zu denen ſich die Waſchambaas drängten — ſolch ſchmuckes, ſauberes Häuslein zieht ſie doch mächtig an — und wir erkannten in ihrem Bau ein wichtiges Mittel, uns einen feſten Arbeiterſtamm zu ſichern. Natürlich erhält jeder Mann zu ſeinem Hauſe auch ſoviel Feld, wie er haben will, um ihn recht ſeßhaft zu machen, und er wird bei der Einrichtung nach allen Richtungen hin unterſtützt. Ich muß es immer aufs neue wiederholen: wir ſind ja auf den Neger angewieſen und müſſen ihn durch ſeinen Vorteil an uns zu ketten ſuchen.

Die Plantage machte die erfreulichſten Fortſchritte; wir können bis heute mit dem Wachstum des Kaffees durchaus zufrieden ſein. Mit welcher Freude verfolgt man das von Jahreszeit zu Jahreszeit! Am ſchönſten iſt es, wenn die Pflanzung abblüht; dann ſieht es aus, als wenn friſchgefallener Schnee über den Feldern liegt, und geht man hindurch, ſo duftet es faſt betäubend. Später beobachtet man wieder den Fruchtanſatz mit geſpanntem Intereſſe, die wachſende Rundung und Vergrößerung der Kirſche. Allmählich färben ſich die grünen Beeren dabei gelblich, ſchließlich nehmen ſie eine prachtvolle Purpurfarbe an, und ihr ſüßliches Fleiſch winkt den Vögeln als ſchmackhafte Speiſe. Nun iſt auch die Zeit der Ernte gekommen. Männer, Frauen und Kinder ziehen mit ihren Körben in langen Reihen aufs Feld. Am Nachmittag wird das Geerntete heimgebracht und

Blick auf unsere Kaffeeplantage.
Im Vordergrunde offene, mit gutem Boden für die Pflanzen hergerichtete Löcher.
(Zu S. 224.)

Unser fertiges Wohnhaus.
Rückseite mit Aussicht auf den Hof.
(Zu S. 224.)

Eine Ecke der Diele im Hauſe Prince mit Durchblick in das Speiſezimmer.
(Zu S. 224.)

Idyll auf dem Hofe der Kaffeepflanzung zu Sakkarani.
(Zu S. 229.)

am Pulper aufgeschüttet. Der Strahl einer Wasserleitung führt die Kirschen durch den Pulper, wobei sie ihres Fruchtfleisches beraubt werden, in die Gärbassins. Darauf kommt der Kaffee — die Bohnen — in Waschbassins, während die Schalen für spätere Düngung gesammelt bleiben. Die Bohnen wandern dann zur Sonnentrocknung auf Tennen, wo sie beständig gewendet werden müssen, und schließlich, oder bei schlechtem Wetter auch sofort, in die Aufbereitungsanstalt. Bei schlechtem Wetter! Ja, des Wetters Gunst oder Ungunst spielt bei uns dieselbe Rolle, wie nur bei irgend einem ostelbischen Agrarier, und heilfroh sind wir, wenn der letzte Träger mit dem letzten Sack Kaffee sich auf den Weg zur Bahnstation macht.

Meine besondere Hausfrauenfreude ist natürlich mein Garten. Da blühen und duften als deutsche Lieblinge längst Veilchen und Rosen, zwischen ihnen aber auch eine schöne Afrikanerin, eine lilienartige Amaryllis mit einem prächtigen Kranz von fünf großen, weißleuchtenden, bräunlichrot gestreiften Blättern. Zu den ersten Apfelsinenbäumen haben sich Apfelbäume und Pfirsiche hinzugesellt, welch letztere in anderthalb Jahren drei Meter hoch wurden und prächtig tragen; auch Kirschen, Birnen und Pflaumen ernte ich schon. Ausgezeichnet gedeihen die angepflanzten Eukalyptusbäume, die in vier Jahren die enorme Höhe von fünfzehn Metern erreichten und mich, aus der Ferne gesehen, oft an unseren heimischen Fichtenwald erinnern. An europäischem Gemüse fehlt es meiner Küche nie. Aber auch allerlei Versuchsbeete sind angelegt worden: Chinin, Kampfer, Gerberakazie. Man muß erproben, was zu bauen sich lohnt. Neuerdings versprechen wir uns, neben dem Kaffee, viel vom Kautschuk und, was meinen Lesern neu sein wird, von Zedern-Anpflanzungen. Das Zedernholz ist ja, schon für die Bleistiftfabrikation, ungemein gesucht. Ich darf's als unsere bestimmte Hoffnung verraten: unsere Usambara-Zedern werden dereinst es mit den historischen vom Libanon mindestens aufnehmen können.

Wie wir leben?

Wir arbeiten! Das ist das beste. Aber man denke nun

nicht, daß wir in ostafrikanischer Einsamkeit versauern. Es gibt heut, mindestens bei uns in den schönen Usambara-Bergen, keine Einsamkeit in dem Sinne, wie der Deutsche in der Heimat sich das vorstellen mag. Es fehlt uns durchaus nicht an Verkehr. Gleich den Gutsbesitzern daheim wechseln wir Besuche mit den befreundeten Besitzern der Nachbarplantagen, mit den Herren vom Bezirksamt, mit den Gästen des nahen Sanatoriums. Das Traumbild, das uns vor fünf Jahren, beim ersten Einrücken in unser Reich, aufstieg, hat sich nun verwirklicht, und so mancher Leidende aus den heißen Gebieten holte sich im Usambara-Sanatorium bereits frische Kraft.

Und dann gibt es viele, viele liebe Gäste. Freilich ist der Besuch sehr verschiedener Art. Da sind, um mit dem Auslande anzufangen, durchreisende Engländer; besonders dankbar für die genossene Gastfreundschaft. Dann deutsche Jäger: zumal willkommen hiesige Bekannte und solche Männer, die, wie Prof. Dr. Paasche, aus reinem Interesse für die Kolonie zu uns kommen und sich mit offenem Blick in ihr zu orientieren vermögen. Auf der andern Seite fehlt's aber auch nicht an „verbummelten Genies", die sich von einer Plantage zur andern durchfuttern und die man nicht selten, mehr oder minder sanft, herausgraulen muß, am leichtesten meist durch sich steigernde Einschränkung — der geistigen Getränke. Weiter kommen Stellungsuchende, oft sehr fragwürdiger Art, und auch Goldsucher fehlen nicht. Wir liegen wirklich nicht mehr außerhalb der Welt. Was bedeuten denn die vier Stunden zu unserer Bahnstation Mombo? Für unsere Eltern war's daheim oft weiter bis zum nächsten Schienenstrang. Ein Hotel gibt es eben in unserer Nähe nicht, und so ist jeder. Reisende auf Gastfreundschaft angewiesen, die aber überall in Deutsch-Ostafrika aufs freundlichste gewährt wird.

Soll ich nun auch noch etwas von unserem materiellen Leben erzählen? Ich denke, wir essen recht gut. An Gemüse fehlt es nie; Butter ist vielleicht manchmal etwas knapp, aber ich habe eine schöne Rinderherde. Eier gibt's reichlich — nur sehr klein sind sie. Frisches Fleisch liefern Schaf, Ziege, Huhn und

manchmal Rind und Schwein; Ziegenbraten, über den man daheim leicht die Nase rümpft, ist gut zubereitet etwas ganz Vortreffliches.

Früh — meist recht früh — gibt es Tee oder Kaffee mit Eiern und kaltem Fleisch; um 12 Uhr bringt die zweite Mahlzeit ein Fleischgericht mit Gemüse und Kompott; am Abend — um 6 Uhr wird nämlich mit der Arbeit Schicht gemacht, und der gebildete Europäer macht Toilette — gibt es unser Mittag: Suppe, wieder ein Fleischgericht mit Gemüse und Kompott, süße Speise oder Käse. Also eigentlich ganz wie im lieben Deutschland. Nur ein Unterschied ist in der Tageseinteilung: wenn wir nicht Gäste haben (wobei dann auch häufig musiziert und wohl auch mal ein Tänzchen gewagt wird), gehen wir kaum je später als neun Uhr zu Bette. Dafür heißt's aber auch früh aufstehen.

Vieles Gute verdanken wir natürlich der Bahnverbindung. Ja, unsere Usambarabahn! Wenn es nicht Tatsache wäre, man möchte es für einen Traum halten: Vor fünf Jahren war das Land längs ihres Laufes noch Wildnis — heut reiht sich hier eine Plantage an die andere. Alles Land an der Bahn selbst, ja darüber hinaus, ist schon in festen Händen. Dabei ist an Landspekulation nicht zu denken: das Gouvernement verpachtet jetzt nur noch, und erst wenn das gepachtete Land bebaut ist, kann man noch einmal soviel kaufen. Also 5 ha bebautes Land ergeben auf 10 ha Ankaufsrecht. Wir selbst wollten kürzlich ein bestimmtes Stück Land zu einer Gummiplantage kaufen, kamen aber ausgerechnet um 24 Stunden zu spät! Das alles hat lediglich die Bahn ermöglicht — und doch gibt es immer noch kluge Leute, die gegen Kolonialbahnen eifern.

Aber nun wieder zurück zu unserem Leben. Da muß ich vor allem noch der Post gedenken. Der Augenblick, in dem, etwa alle vierzehn Tage, der Bote mit der Europapost ankommt, ist immer ein großes Ereignis. Man träumt ihn schon im voraus mit offenen Augen durch, und der Gedanke an ihn verdichtet sich bis zu Visionen, in denen Eltern, Geschwister, liebe Freunde auftauchen. Der Briefwechsel hält uns Afrikaner am festesten mit der alten Heimat zusammen. Leider muß ich es sagen: die Briefe von den

Angehörigen und Freunden werden seltener. Vielleicht bilde ich mir das ja auch nur ein. Aber ich empfinde, als ob auf die Dauer die Verschiedenheit der Interessen, die Schwierigkeit, sich in so ganz andere Verhältnisse hineinzudenken, den intimen Briefwechsel, den wirklichen Austausch der Gedanken erschwert. Schmerzlich empfinde ich es, wie sich allmählich die Verbindung doch lockert. Und ich kämpfe immer aufs neue dagegen an.

Aus diesem Grunde reiste ich nach Hause und nahm unsere Kinder mit, um sie den Großeltern vorzustellen. Trotz fünfjähriger Abwesenheit waren mir die alten Verhältnisse so vertraut, als ob ich nie fortgewesen wäre. Ich war glücklich, Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde gesund wieder zu sehen und manche neue Verbindung zu knüpfen.

Ich habe geschwelgt in Kunst und Theater und war entzückt und begeistert für alles Schöne, ich schwärme dafür, auch habe ich sehr viel für gute Leckereien übrig, und trotz allem war ich froh, als mein Urlaub zu Ende ging. Afrika zog mich förmlich zu sich zurück. Es wäre dies auch der Fall gewesen, wenn mein Mann nicht dort geblieben wäre. Es ist eben ein eigen Ding um die Tropen.

Außer den Briefen bringt die Post uns ja aber auch die deutschen Zeitungen (mit ihren für uns oft so drollig verspäteten Nachrichten) und so oft als geschenkliche Überraschung Büchersendungen von Mittler & Sohn aus Berlin. Nein, wir versauern nicht! Wir haben unsere gute Bibliothek, die wir fortdauernd durch alle besseren Neuerscheinungen bereichern, wir haben unsere guten deutschen Zeitschriften, unter denen auch Velhagen & Klasings Monatshefte uns immer aufs neue erfreuen. Und wir haben unseren Gedankenaustausch darüber. Denn nach des Tages Last und Mühe sitzen mein Mann und ich gerne zu einem Plauderstündchen beisammen, werfen alles Äußerliche und Alltägliche hinter uns und suchen unsere schönste Erholung in der Pflege höherer Interessen. Das kann, das darf der Europäer in der Fremde nicht entbehren. Er muß sich auch dadurch seine Überlegenheit wahren; er bedarf dessen, um sich selber in Zucht zu halten.

Eine wundervolle Erholung bietet endlich die Jagd. Auf

eigenem Grund und Boden haben wir ja freilich außer Buschbock und Wildschwein nur kleineres Raubzeug und Vögel, und das würde dem verwöhnten Afrikaner auf die Dauer nicht genügen. Aber wir sind beweglich. Wir entschließen uns, wenn die Arbeit es gestattet, schnell einmal zu einer ausgedehnteren Jagdexpedition — immer wir beide, denn in Afrika (und das ist wieder das Schöne) geht die Frau immer mit dem Mann. So ziehen wir denn in die waldreiche Steppe mit Zelten und Betten und Trägern — „das Bündlein" für solch eine Expedition zu schnüren, ist nicht ganz so leicht, wie das Kofferpacken in Europa. Aber desto schöner, erquickender ist auch die goldene Freiheit solch eines Nomadenlebens. Jedesmal kommen wir erholt, angeregt, von neuer Arbeitsfrische erfüllt, heim und freuen uns dann doch auch wieder unseres gemütlichen Hauses, seines Komforts — und natürlich zu allermeist des Wiedersehens mit unseren drei Buben, die gottlob! in der gesunden Luft unserer Berge prächtig gedeihen. Unser Jüngster Adalbert fing sein kleines Leben mit guten Vorbedeutungen an. Am Geburtstag meines Vaters, einen Tag vor dem Seiner Majestät, geboren, weilte zu derselben Zeit der erste Hohenzollernsproß, Prinz Adalbert von Preußen, in unserer Kolonie, und Seine Königliche Hoheit war so gnädig, die Patenstelle bei unserem Nesthäkchen anzunehmen.

Seitdem ich dies schrieb, hat die Kolonie ihren Aufstand gehabt. Überall hat es unter den Schwarzen gegärt. Der ganze Süden war in hellem Aufruhr bis dicht an die Grenzen der Wahehe. Es war ein Segen, daß die Wahehe treu zur Fahne hielten, denn dadurch wurde den Flammen des Aufstandes Einhalt geboten und verhindert, daß sie nach Norden übergriffen, der sich ja nur abwartend verhielt. Die Wahehe der Landschaft Mage und jener Gegend warfen sich den andringenden Wasagara entgegen und hielten unter schweren eigenen Verlusten das Eindringen der Empörer in ihr Land ab. Auch der so tüchtige Großjumbe Muvigny, auf den sich meine Leser als meinen ritterlichen Begleiter bei einer Reise besinnen werden, und unser braver, treu ergebener Farhimbu, den mein Mann von Sakkarani aus in

Irole, nahe dem Zelewski-Schlachtfelde, angesiedelt hatte, bezahlten ihre Treue mit ihrem Leben. Ebenso hat mein alter Freund Sultan Kiwanga seine von Anbeginn der deutschen Herrschaft bestehende Freundschaft für sie mit dem Leben büßen müssen. Häuptlinge, die zu rebellieren beschlossen hatten, lockten ihn in einen Hinterhalt und ermordeten ihn. Unsere anderen schwarzen Freunde bogen die Sache durch und erfreuen sich noch ihrer Stellungen, Jumbe Mtaki bekam sogar ein Sultanat. —

Die Kompagnie Iringa unter der tapfern Führung des Hauptmanns Nigmann und dem zielbewußten Oberleut. v. Krieg hat eine hervorragende Rolle auch in diesem Aufstand gespielt. Schnell entschlossen eilte Hptm. Nigmann mit ihr in das Kampfgebiet, entsetzte die Station Wahenga noch in elfter Stunde und befreite sogar die fern im Süden gelegene Station Songia von den sie umlagernden Wangoni. Wie schneidig aber die Stämme der dortigen Gegenden sind, beweist der Umstand, daß bei Songia der einzige Europäer, der in dem Aufstand im offenen Felde gefallen ist, Dr. Wiehe, den Heldentod fand. Abermals hat Heldenblut besonders schwarzer deutscher Untertanen den Boden Afrikas getränkt, möchte es segensreiche Frucht tragen und endgültig allen Kampf von dem schönen Lande fernhalten.

Wenn die alten Namen alte Erinnerungen doppelt lebhaft zurückrufen, tauchen auch unsere früheren Mitkämpfer, mit denen wir meistens noch in brieflichem Verkehr stehen, wieder auf. Bei denjenigen, die seitdem aus dem Leben geschieden sind, habe ich dies vermerkt. Von den andern sind manche verschollen, einige leben in Deutschland pensioniert oder wie Hptm. Engelhardt in der Armee, Prof. Dr. Fülleborn in Hamburg am tropischen Institut. Andere, wie Major v. Prittwitz, Hptm. v. d. Marwitz, Albinus, Prof. Dr. Ollwig, sind noch so glücklich, ihre Kraft der kaiserlichen Schutztruppe hier oder wie Glauning in Kamerun weihen zu können. Nur zwei, Feldwebel Merkl und Richter, sind unserm Beispiel gefolgt und haben, als ihre Gesundheit den kaiserlichen Dienst nicht mehr gestattete, sich als Ansiedler in der Kolonie, und zwar

am Kilimandjaro, niedergelassen. Die letzte Post brachte uns für August die Einladung zur Hochzeit des Herrn Richter in Tanga.

Einen herben Verlust erlitten wir durch das Hinscheiden unseres hochverehrten Gönners und Freundes Hermann von Wissmann, von dem ich noch 14 Tage vor seinem Tode einen herzlichen Brief erhielt, in dem er dankbar von seinem Glücke schrieb, das er täglich durch seine Frau und Kinder genösse. Aber nicht nur seiner Familie und seinen Freunden wird er unvergeßlich sein, sondern soweit die deutsche Zunge reicht, wird sein Name mit Stolz als der unseren Einer genannt werden. Möchte das Denkmal, zu dessen Aufbau sich alle rüsten, als Wahrzeichen der großen Taten des Begründers der Kolonie Deutsch-Ostafrika bald errichtet werden.

Inzwischen haben sich auch zum ersten Male einige Reichstagsabgeordnete, als Vertreter des deutschen Volkes, von dem Wert unserer Kolonie überzeugt. An solchen Reichtum und solche Fülle von Naturschönheiten hatten sie nicht geglaubt. Mein Wunsch wäre es, dieses Jahr kämen einmal die ärgsten Kolonialfeinde heraus, sie würden besiegt und bekehrt nach Hause gehen und selbst am eifrigsten für Verkehrswege und Eisenbahnen werben. Man kann nur solange das Fortschreiten der Kolonie verhindern, als man sie nicht selbst gesehen hat. Darum schnürt das Ränzel und überzeugt euch. Ehre allen den Männern, die sich ihrem Beruf auf lange Zeit entrissen, um sich dann mit solcher Hingebung der selbstgestellten Aufgabe zu unterziehen. Uns brachte der Besuch noch eine besonders große Freude; auch mein verehrter Vater, mit seinen 64 Jahren, war nicht einmal vor der weiten Reise zurückgeschreckt und nahm sich die Mühe, die beschwerlichsten Touren mitzumachen. Seitdem die Augen meines Vaters auf Sakkarani geruht haben, seitdem kommt mir unser Heim noch heimatlicher vor. Zu beklagen war nur die Kürze seines Hierseins — 3 Tage —, die noch täglich durch lange Ausflüge zu 2—4 Stunden entfernten Ansiedlern eingeschränkt wurden. Hier konnte sich mein Vater von dem Vorwärtskommen und der Zufriedenheit der Leute überzeugen. Dieses sind durchweg

Leute, die bei der Einwanderung 10 000 Mark haben mußten. Noch geeigneter würde der kleine Mann ohne Heller und Pfennig ſein, ja womöglich ſolcher, der in Deutſchland Not an Kleidung und Nahrung leidet. Er wird hier ein lebensfrohes, menſchenwürdiges Daſein führen, und je mehr er Not mit ſeiner Familie — je zahlreicher deſto beſſer — litt, um ſo mehr wird er die Wohltat des Lebens ohne Hungern und Frieren empfinden. In dem geſunden, relativ keimfreien Lande kann er mit Frau und Kindern ſelbſt den Boden bearbeiten, ſo daß er keine Tagelöhner braucht. Damit die Kinder nicht unwiſſend aufwachſen, wird bei genügender Anzahl für Schulunterricht geſorgt werden; aber bei den allererſten Familien muß es auch ſo gehen, vielleicht helfen da die Miſſionen aus. Auf jeden Fall aber wäre es für die Kinder ein Segen, wenn ſie, anſtatt im Winter vor Kälte und Hunger zu verkümmern an Geiſt und Leib, hier in kräftiger, geſunder, warmer, freier Luft arbeiten und dann ihren Hunger an Mais, Gemüſe, Kartoffeln, Eiern ſtillen. Als Sonntagsgericht gäbe es auch ein Huhn in den Topf, ab und zu wohl gar ein Schweinchen oder eine Ziege, von der ſie noch die Milch hätten.

Auch bei der leidigen Wohnungsfrage wäre es ein Glück nicht nur für den einzelnen, ſondern für das ganze Volk, wenn die Jugend in Gottes freier herrlicher Natur heranwüchſe, anſtatt in dumpfigen, ſchmutzigen, von Menſchen überfüllten Räumen zu vegetieren, wo ſie der Hauch der moraliſchen Verweſung umgibt. Meine Jungen tragen jahraus jahrein nur ein Hemdchen, Hoſe und Bluſe und ſind glücklich, wenn ſie barfuß gehen können; ſie frieren nie, trotzdem der Ofen ein unbekannter Gegenſtand im Hauſe iſt. Dafür tragen ſie lange Haare, um das Genick gegen die intenſiven Sonnenſtrahlen zu ſchützen, denn der Tropenhelm wird von den wilden Buben doch gar leicht zur Seite geworfen.

Welche Wohltat liegt ſchon in dem Gedanken, die Jugend mit roten Backen aufwachſen zu ſehen, anſtatt der hohlwangigen, verfallenen, alten Geſichterchen der frierenden kleinen Geſchöpfe im Winter. Hier müßten ſich wohltätige Frauen zuſammentun und Geld ſammeln, um es ſolchen verarmten Familien zu er-

Die Reichstagsabgeordneten auf ihrer Studienreiſe nach Deutſch-Oſtafrika Juli—Auguſt 1896.

1. Hr. Dr. Arendt. 2. Hr. Juſtizrat Dietrich. 3. Hr. Amtsgerichtsrat Schwarz. 4. Hr. Oberſtabsarzt Hönmann (der hieſige Begleiter). 5. Hr. Oberamtsrichter Kalkhof. 6. Hr. Ingenieur Hackbarth (Leiter der Uſambara-Bahn). 7. Hr. v. Prince. 8. Hr. Kapitän Doherr von der Deutſch-Oſtafrika-Linie. 9. Hr. Lehmann. 10. Hr. Bezirksamtmann Zache von Tanger. 11. Hr. Oberſt v.-Maſſow. 12. Fr. v. Prince.

(Zu S. 231.)

möglichen, ein neues segensreiches Leben zu beginnen. Es gibt soviel Wohltätigkeitsvereine, und darum bitte ich, gründet auch einen zur Unterstützung armer Familien, die auswandern wollen. Laßt das deutsche Blut nicht in fremdem Lande verloren gehen, sondern wirkt dahin, daß es Wurzeln in deutschen Kolonien schlägt und dort zu schönem Stamme aufschießt.

Es liegt nicht im Rahmen meines Buches, mich darüber noch näher auszulassen, doch erwähnen möchte ich, daß kleine Handwerker, wie Schuster, Schneider, Schlosser, besonders gut vorwärtskommen würden; sie würden sich viele kleine Nebenverdienste hierzulande schaffen können, ähnlich den Handwerkern in kleinen Dörfern, die ja auch ihr Feld nebenbei bestellen. Dieselben Vorteile, die man den Deutsch-Russen zuteil werden läßt, sollte man auch unsern auswanderungslustigen Landsleuten gewähren. Anfangs werden manche vielleicht in den ungewohnten Verhältnissen sich unglücklich fühlen, „was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht", das Gasthaus, der Klatsch, die Sonntagsrauferei werden fehlen, doch allmählich werden sie sich einleben und zufrieden sein. Am meisten für hier würden Leute aus verarmten Gebirgsgegenden sich eignen, da sie an das Bergeklettern gewöhnt sind und auch verstehen, den Pflug an steilen Abhängen zu führen. Es müssen aber saubere, arbeitsame, vorwärtsstrebende Leute sein und in Gruppen angesiedelt werden, damit sie sich gegenseitig zur Arbeit anspornen, denn in der Einsamkeit würden sie bald die Selbstzucht verlieren und verbummeln. Ein gewisser Druck dürfte nicht fehlen. Die Kolonisten müßten zu kleineren Dorfschaften vereint werden, die Dorfschulzen müßten dahin wirken, daß das Saatgut, die Zuchttiere, das Handwerkszeug, das von der Regierung zu stellen wäre (es kommt ja später durch Zölle usw. wieder ein), nicht aufgegessen und verkauft werden könnte. Manch ein erwachsener Sohn würde als Holzfäller, Pflugführer, Wagenlenker sein gutes Auskommen auf größeren Farmen, manch erwachsene Tochter als Dienstmädchen gute Stellung in Familien finden und meistens sich bald verheiraten. Sie würden sich dann auch nicht einsam fühlen, denn Eltern und Geschwister wären ja in erreichbarer Nähe.

Ein anderes Verfahren erscheint nicht zweckmäßig, da es in den Bergen an dem genügenden Absatz fürs erste noch fehlen würde und die Verbindungen zur Küste noch viel zu schlecht und teuer sind und die deutschen Ansiedler doch schon mehr Ansprüche machen, auch tritt für die Kinder die Schulfrage in den Vordergrund.

Für Unverheiratete, die in der Steppe eine Farm gründen wollen, sind Kapitalien von 30000—50000 Mark erforderlich. Für Familien mit Kindern ist eine Ansiedlung dort wegen der Malaria nicht zu raten.

Ich schreibe dies im „Wonnemonat Mai", wo zu Hause alles blüht und sprießt und zu neuem Leben erwacht ist. Auch uns gibt der Mai frisches Leben durch seine große Feuchtigkeit. April und Mai sind für uns die Winterzeit, die hier sogenannte große Regenzeit, für sie wird schon Monate vorher fleißig vorgearbeitet. Da wird der Boden urbar gemacht und zubereitet, um die Pflanzen, wenn die Regenzeit beginnt, aufnehmen zu können. Den neuen Anpflanzungen gibt der Regen frische Kraft, daß sie schneller anwurzeln. Dies ist für alle Kulturen das gleiche und ändert sich nur in der Art des Geländes; bei Grasland z. B. ist die Arbeit eine entsprechend geringere als bei Buschland. Ein guter Pflanzer ist derjenige, der bis zur großen Regenzeit — so genannt zum Unterschied von der kleinen Regenzeit im November und Dezember, weil es in diesen Monaten weniger regnet — sein gestecktes Ziel erreicht hat.

Überhaupt, gesund sind wir alle! Früher galt der Satz als unumstößlich richtig: wo es in Afrika fruchtbar ist, ist es ungesund und gesund nur, wo es unfruchtbar ist. Nun, Usambara liefert den Beweis, daß das in dieser Verallgemeinerung nicht zutrifft. Auch außerhalb der Usambara-Berge weist Deutsch-Ostafrika noch weite, weite Strecken Landes auf, in denen der Deutsche arbeiten kann.

Ich hoffe und ich glaube es bestimmt, unsere Berge werden in nicht allzu ferner Zeit vielen fleißigen deutschen Siedlern eine neue Heimat auf deutschem Boden gewähren. Es herrschen vielfach auch darüber ganz übertriebene Vorstellungen, welches Grundkapital dazu erforderlich sei, sich hier eine Existenz zu gründen.

In Wirklichkeit gehören dazu nicht Hunderttausende. Schon mit einem Kapital von 30—50 000 Mark kann man vorwärtskommen. Freilich: das Vermögen allein tut es wahrlich nicht. Zäher Fleiß und unbeugsame Energie und die Gabe, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden, müssen sich dazu gesellen. Man muß sich zu schicken wissen, muß Entbehrungen in den Kauf nehmen können. Man darf nicht mit den Allüren des großen Herrn nach hier kommen, der einen breiten Train mit sich führt, mit kostspieligem Aufsichtspersonal rechnet. Selbst ist der Mann — das gilt hier! Und die Frau muß dem Mann als wahre Helferin, recht als guter Kamerad zur Seite stehen. Das Leben ist auch hier ein Kampf. Aber dieser Kampf birgt unzählige Freuden in sich. Das Ringen mit der Wildnis, das Erschließen eines Stückchens Land nach dem anderen gewährt immer neue Genugtuung. Und immer neue Befriedigung bringt auch das Erhalten des Errungenen, denn die Wildnis sucht sich jedes Fleckchen Erde, das man ihr abgewonnen, unausgesetzt zurückzuerobern. Wir sind glücklich bei alledem gewesen, andere können es auch sein: in dem Bewußtsein, für die eigene Familie zu arbeiten, die Pflicht gegen sie — und zugleich damit eine Pflicht gegen unser teures Vaterland und seine schönste Kolonie zu erfüllen.

Dort oben auf meinem Bücherbrett stehen Goethes Werke — er hat auch uns ein gutes Wort gegeben:

„Wenn jeder von uns als einzelner seine Pflicht tut und jeder nur im Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen . . . Jeder wisse den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; er greife mit allen seinen Fähigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist. Immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen." — — —

Anhang.

Ballade.[1])

shairi la bwana Prinzi.

1. sasa ntawakhubiri
khabari zilizojiri
toka mwanzo na akheri
zote pia ntawambia.

2. moyo umetanaffasi
wala sina wasiwasi
sifu za bwana Prinzi
sasa ntawahadithia.

3. ntamsifu kwelikweli
hatta na walio mbali
wayasikie makali
yote nitayowambia.

4. Prinzi ni mtu mwema
ana wingi wa heshima
wala sipati kusema
nanyi mnajionea.

5. Prinzi mtu mkali
anayo nyingi akili
tazameni na dalili
mamboye yatawelea.

6. Prinzi mtu thabiti
aogopwa barra Afriti
Wahehe na Wamafiti
adabu zimewengia.

7. aingiapo vitani
hana akili kitwani
umthanni s a k r a n i
jinsi anavoghasia.

1. Ihr, die ihr noch nicht wißt,
Was hier sich zugetragen,
So wie's die Wahrheit ist,
Will ich euch alles sagen.

2. Zwar ist mir herzlich bang,
Ob mir dies wird gelingen.
Auf Prince einen Lobgesang
Will ich euch allen singen.

3. Zu euch, die fern von hier,
Sein Lob auch Weg soll finden.
Drum lauschet alle mir,
Ich will sein Lob verkünden.

4. Prince ist ein guter Mann,
Dem viele Ehr' gebühret.
Doch ich nicht sagen kann,
Ob ihr davon überführet.

5. Prince ist ein tapf'rer Mann;
Verstand und Mut nicht fehlen.
Seht als Beweis euch an
Seine Taten, die alles erzählen.

6. Prince ist der richt'ge Mann,
Ohn' ihn es schlimm aussähe.
Zur Ordnung hält er an
Mafiti und Wahehe.

7. Er ist ganz umgetauscht,
Wenn in den Kampf er zieht.
Er scheint von Wein berauscht,
Und alles vor ihm flieht.

[1]) Durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Dr. Velten, der sich um die Erforschung der Eigenart unserer Neger so hoch verdient gemacht hat, erhielt ich dies Gedicht. Es wurde wohl 1894 nach dem Wahehezug des Gouverneurs Exz. v. Schele gedichtet, als mein Mann seinen ersten Urlaub nach 5jährigem Aufenthalt in Afrika antrat.

8. Mzungu huyu thabiti
wala hahofu mauti
twamjua watu woti
kweli nnayowambia.

9. wala sineni uwongo
thabiti wangu utungo
sifa za huyu Mzungu
ote tumezisikia.

10. Mzungu huyu shujaa
Wahehe walitaa
imeondoka khadaa
kwa Wahehe ote pia.

11. Prinzi ana bahati
wala kunena sipati
nawambiani kwa oti
Ulaya jermania.

12. maneno yangu ni kweli
mwuzeni von Scheli
atawapani dalili
na khabari yote pia.

13. yafaa kuheshimiwa
na daraja kuzitiwa
kupawa na umayoa
zama ataporejea.

14. ni hayo yangu maneno
eme toa bika kwa mno
wala hapana mfano
nami najimsifia.

15. tafathali bana Scheli
sultani mkabili
mwenende wote wawili
umweleze yote pia.

16. umwambie mtu mwema
amwongezee heshima
ampe na nyumba njema
apate kufurahia.

17. mwambie bana Kaisa
kalla neno aliweza
naye ni mtu aziza
sultani wetu pia.

8. Er ist Europas Zier.
Sein Mut läßt sich nicht beugen.
Wir kennen ihn alle dafür
Und können es allen bezeugen.

9. Die Wahrheit ich euch bring',
Nichts ist daran verkehret.
Und Princes Lob ich sing',
Wie wir es alle gehöret.

10. Die Wahehe, Prince sei dafür
Sich ihm unterwerfen kamen. [Lob,
Der Wahn ist geschwunden drob
Den Wahehe allen zusammen.

11. Viel Geschick hat Prince, unser Herr,
Euch brauch' ich es kaum noch singen,
Doch möcht' ich es übers Meer
Nach Europa den Deutschen bringen.

12. Exzellenz v. Schele nur fragt
Wollt unwahr mein Wort ihr finden
Denselben Bericht er euch sagt;
Die Beweise wird er euch verkünden.

13. Prince neue Würden erlang.
Er verdienet gar viele Ehren.
Er erhalte den höchsten Rang, [ren.
Wenn nach Haus er zurück wird keh-

14. Er hatte hier schwere Zeit,
Wie keiner in der Runde.
Drum erklinget weit und breit
Sein Lob aus jedem Munde.

15. Mit ihm zum Herrscher zu geh'n,
Bitt' ich dich, bana Schele;
Und alles, was wir geseh'n,
Du ihm getreulich erzähle.

16. Sag' ihm, wie tüchtig er sei,
Daß neue Ehr' er ihm baue.
Er gab ihm ein Haus, schön und neu,
Damit er sich daran erfreue.

17. Sag' es dem Kaiser an,
Der geben kann nach Gefallen.
Er ist ja ein mächtiger Mann,
Der Herrscher von uns allen.

18. tamati ntawakifu
ya Prinzi kumsifu
ni huo wake wasifu
ote nimesha wambia.

19. nnakuaga kwa heri
nasikia wasafiri
nimetunga ushairi
sifa zako zote pia.

20. wakatabahu hakiri
Baraka bin Shomari
ndio mtunga shairi
mwanzo hatta akhiria.

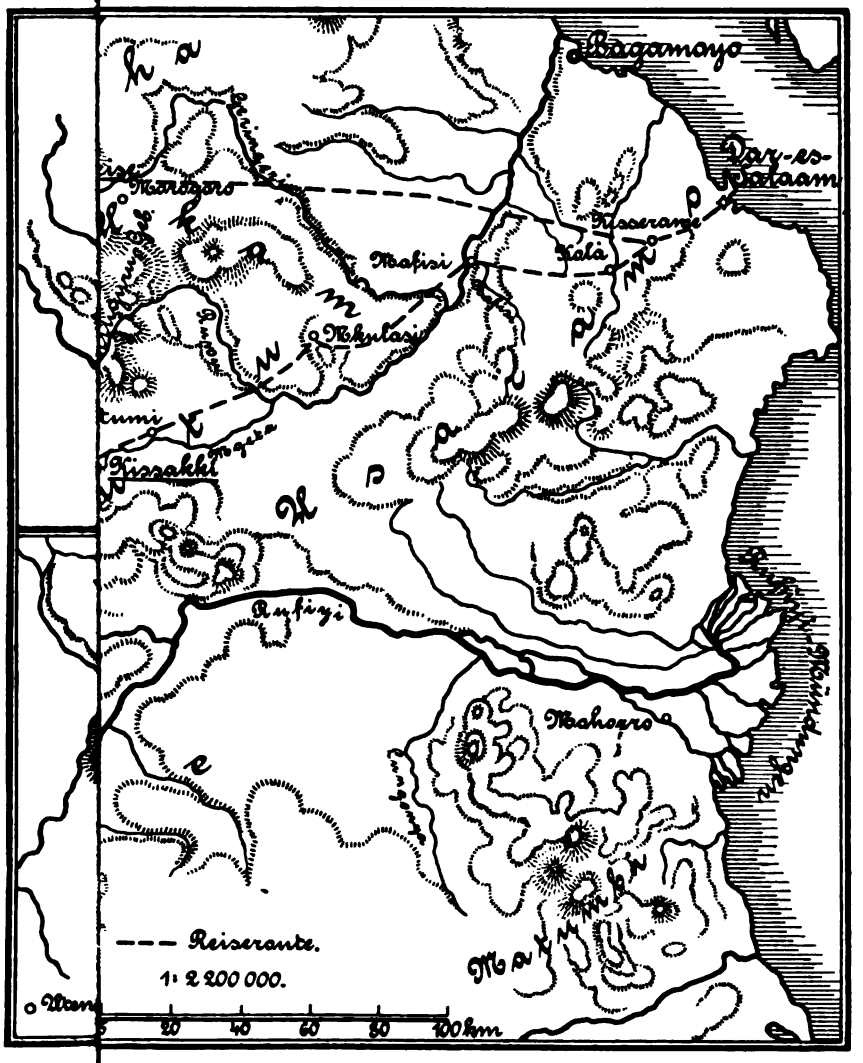
18. Doch gekommen bin ich zum End',
Daß Princes Lob ich euch finge.
Sein Verdienst, das jeder hier kennt,
Ist wahr, so wie ich's euch bringe.

19. Und nun sei der Abschied ge-
Ich höre, du willst verreisen. [macht;
Ich habe in Verse gebracht,
Was wir alle hier an dir preisen.

20. Der Dichter des Lied's ist gering,
Mbaraka, Sohn des Shamari.
Ich euch allen das Lied hier sing',
Von Anfang bis zu Ende.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

Zu: v. P



Verlag der Königl. Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68–71.

DT 439 .P7 1908
Eine deutsche Frau im Innern D
Stanford University Libraries
3 6105 041 532 974

DT
439
P7
1908

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUN 1987